This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LENOX LIBRARY

Duyckinck Collection.
Presented in 1878.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Fünfter Band.

Stuttgart,
Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

Gedruckt in der Fr. Brodhag'schen Buchdruckerei.

Mährchen

für

Söhne und Töchter gebildeter Stände.

Dritte Abtheilung.

Das Wirthshaus im Speſſart.

Vor vielen Jahren, als im Speſſart die Wege noch ſchlecht und nicht ſo häufig als jetzt befahren waren, zogen zwei junge Burſche durch dieſen Wald. Der eine mochte achtzehn Jahre alt ſeyn und war ein Zirkelſchmied; der andere, ein Goldarbeiter, konnte nach ſeinem Ausſehen kaum ſechzehn Jahre haben und machte wohl jetzt eben ſeine erſte Reiſe in die Welt. Der Abend war ſchon heraufgekommen und die Schatten der rieſengroßen Eichen und Buchen verfinſterten den ſchmalen Weg, auf dem die beiden wanderten. Der Zirkelſchmied ſchritt wacker vorwärts und pfiff ein Lied, ſchwatzte auch zuweilen mit Munter, ſeinem Hund, und ſchien ſich nicht viel darum zu kümmern, daß die Nacht nicht mehr fern, deſto ferner aber die nächſte Herberge ſey; aber Felix, der Goldarbeiter, ſah ſich oft ängſtlich um. Wenn der Wind durch die Bäume rauſchte, ſo war es ihm, als höre er Tritte hinter ſich; wenn das Geſträuch am Wege hin und her wankte und ſich theilte, glaubte er Geſichter hinter den Büſchen lauern zu ſehen.

Der junge Goldſchmied war ſonſt nicht abergläubiſch oder muthlos. In Würzburg, wo er gelernt hatte, galt

er unter ſeinen Kameraden für einen unerſchrockenen Burſchen, dem das Herz am rechten Fleck ſitze; aber heute war ihm doch ſonderbar zu Muth. Man hatte ihm vom Speſſart ſo mancherlei erzählt; eine große Räuberbande ſollte dort ihr Weſen treiben, viele Reiſende waren in den letzten Wochen geplündert worden, ja man ſprach ſogar von einigen greulichen Mordgeſchichten, die vor nicht langer Zeit dort vorgefallen ſeyen. Da war ihm nun doch etwas bange für ſein Leben, denn ſie waren ja nur zu zwei und konnten gegen bewaffnete Räuber gar wenig ausrichten. Oft gereute es ihn, daß er dem Zirkelſchmied gefolgt war, noch eine Station zu gehen, ſtatt am Eingang des Waldes über Nacht zu bleiben.

„Und wenn ich heute Nacht todtgeſchlagen werde und um Leben und alles komme, was ich bei mir habe, ſo iſts nur deine Schuld, Zirkelſchmied, denn du haſt mich in den ſchrecklichen Wald hereingeſchwatzt.“

„Sey kein Haſenfuß!“ erwiederte der andere, „ein rechter Handwerksburſche ſoll ſich eigentlich gar nicht fürchten. Und was meinſt du denn? Meinſt du die Herren Räuber im Speſſart werden uns die Ehre anthun, uns zu überfallen und todt zu ſchlagen? Warum ſollten ſie ſich dieſe Mühe geben? etwa wegen meines Sonntagsrocks, den ich im Ranzen habe, oder wegen des Zehrpfennigs von einem Thaler? Da muß man ſchon mit Vieren fahren, in Gold und Seide gekleidet ſeyn, wenn ſie es der Mühe werth finden, einen todt zu ſchlagen.“

„Halt! hörſt du nicht etwas pfeifen im Wald?“ rief Felix ängſtlich.

„Das war der Wind, der um die Bäume pfeift; geh nur raſch vorwärts, lange kann es nicht mehr dauern.“

„Ja du haſt gut reden wegen des Todtſchlagens,“ fuhr der Goldarbeiter fort. „Dich fragen ſie, was du haſt, durchſuchen dich und nehmen dir allenfalls den Sonntagsrock und den Gulden und dreißig Kreuzer. Aber mich, mich ſchlagen ſie gleich anfangs todt, nur weil ich Gold und Geſchmeide mit mir führe.“

„Ei warum ſollten ſie dich todt ſchlagen deßwegen? Kämen jetzt vier oder fünf dort aus dem Buſch, mit geladenen Büchſen, die ſie auf uns anlegten, und fragten ganz höflich: Ihr Herren, was habt ihr bei euch? und machet es euch bequem, wir wollens euch tragen helfen, und was dergleichen anmuthige Redensarten ſind, da wäreſt du wohl kein Thor, machteſt dein Ränzchen auf und legteſt die gelbe Weſte, den blauen Rock, zwei Hemden und alle Halsbänder und Armbänder und Kämme und was du ſonſt noch haſt, höflich auf die Erde, und bedankteſt dich für's Leben, das ſie dir ſchenkten.“

„So, meinſt du?“ entgegnete Felix ſehr eifrig, „den Schmuck für meine Frau Pathe, die vornehme Gräfin, ſoll ich hergeben? eher mein Leben; eher laß ich mich in kleine Stücke zerſchneiden. Hat ſie nicht Mutterſtelle an mir vertreten und ſeit meinem zehnten Jahr mich aufziehen laſſen? Hat ſie nicht die Lehre für mich bezahlt und Kleider und alles? Und jetzt, da ich ſie beſuchen darf, und etwas mitbringe von meiner eigenen Arbeit, das ſie beim Meiſter beſtellt hat, jetzt

da ich ihr an dem ſchönen Geſchmeide zeigen könnte, was ich gelernt habe, jetzt ſoll ich das alles hergeben und die gelbe Weſte dazu, die ich auch von ihr habe? Nein, lieber ſterben, als daß ich den ſchlechten Menſchen meiner Frau Pathe Geſchmeide gebe!"

„Sey kein Narr!" rief der Zirkelſchmied; „wenn ſie dich todtſchlagen, bekommt die Frau Gräfin den Schmuck dennoch nicht; drum iſt es beſſer, du gibſt ihn her und erhälſt dein Leben."

Felix antwortete nicht; die Nacht war jetzt ganz heraufgekommen und bei dem ungewiſſen Schein des Neumonds konnte man kaum auf fünf Schritte vor ſich ſehen; er wurde immer ängſtlicher, hielt ſich näher an ſeinen Kameraden und war mit ſich uneinig, ob er ſeine Reden und Beweiſe billigen ſollte oder nicht. Noch eine Stunde beinahe waren ſie ſo fortgegangen, da erblickten ſie in der Ferne ein Licht. Der junge Goldſchmied meinte aber, man dürfe nicht trauen, vielleicht könnte es ein Räuberhaus ſeyn, aber der Zirkelſchmied belehrte ihn, daß die Räuber ihre Häuſer oder Höhlen unter der Erde haben, und dies müſſe das Wirthshaus ſeyn, das ihnen ein Mann am Eingang des Waldes beſchrieben.

Es war ein langes, aber niedriges Haus, ein Karren ſtand davor und nebenan im Stalle hörte man Pferde wiehern. Der Zirkelſchmied winkte ſeinen Geſellen an ein Fenſter, deſſen Laden geöffnet waren. Sie konnten, wenn ſie ſich auf die Zehen ſtellten, die Stube überſehen. Am Ofen in einem Armſtuhl ſchlief ein Mann, der ſeiner Kleidung nach ein Fuhrmann und

wohl auch der Herr des Karren vor der Thüre seyn konnte. An der andern Seite des Ofens saß ein Weib und ein Mädchen und spannen; hinter dem Tisch an der Wand saß ein Mensch, der ein Glas Wein vor sich, den Kopf in die Hände gestützt hatte, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnten. Der Zirkelschmied aber wollte aus seiner Kleidung bemerken, daß es ein vornehmer Herr seyn müsse.

Als sie so noch auf der Lauer standen, schlug ein Hund im Hause an; Munter, des Zirkelschmieds Hund, antwortete, und eine Magd erschien in der Thüre und schaute nach den Fremden heraus.

Man versprach, ihnen Nachtessen und Betten geben zu können; sie traten ein und legten die schweren Bündel, Stock und Hut in die Ecken und setzten sich zu dem Herrn am Tische. Dieser richtete sich bei ihrem Gruße auf, und sie erblickten einen feinen jungen Mann, der ihnen freundlich für ihren Gruß dankte.

„Ihr seyd spät auf der Bahn," sagte er; „habt ihr euch nicht gefürchtet, in so dunkler Nacht durch den Spessart zu reisen? Ich für meinen Theil habe lieber mein Pferd in dieser Schenke eingestellt, als daß ich nur noch eine Stunde weiter geritten wäre."

„Da habt ihr allerdings Recht gehabt, Herr!" erwiederte der Zirkelschmied. „Der Hufschlag eines schönen Pferdes ist Musik in den Ohren dieses Gesindels und lockt sie auf eine Stunde weit; aber wenn ein paar arme Bursche wie wir durch den Wald schleichen, Leute, welchen die Räuber selbst eher etwas schenken könnten, da heben sie keinen Fuß auf."

„Das iſt wohl wahr," entgegnete der Fuhrmann, der durch die Ankunft der Fremden erweckt, auch an den Tiſch getreten war, „einem armen Mann können ſie nicht viel anhaben ſeines Geldes willen; aber man hat Beiſpiele, daß ſie arme Leute nur aus Mordluſt niederſtießen, oder ſie zwangen, unter die Bande zu treten und als Räuber zu dienen."

„Nun, wenn es ſo ausſieht mit dieſen Leuten im Wald," bemerkte der junge Goldſchmied, „ſo wird uns wahrhaftig auch dieſes Haus wenig Schutz gewähren. Wir ſind nur zu vier, und mit dem Hausknecht fünf; wenn es ihnen einfällt zu zehn uns zu überfallen, was können wir gegen ſie? und überdies," ſetzte er leiſe und flüſternd hinzu, „wer ſteht uns dafür, daß dieſe Wirthsleute ehrlich ſind?"

„Da hat es gute Wege," erwiederte der Fuhrmann. „Ich kenne dieſe Wirthſchaft ſeit mehr als zehn Jahren und habe nie etwas Unrechtes darin verſpürt. Der Mann iſt ſelten zu Hauſe, man ſagt, er treibe Weinhandel, die Frau aber iſt eine ſtille Frau, die niemand Böſes will; nein, dieſer thut ihr Unrecht, Herr!"

„Und doch," nahm der junge vornehme Herr das Wort, „doch möchte ich nicht ſo ganz verwerfen, was er geſagt. Erinnert euch an die Gerüchte von jenen Leuten, die in dieſem Wald auf einmal ſpurlos verſchwunden ſind. Mehrere davon hatten vorher geſagt, ſie werden in dieſem Wirthshaus übernachten, und als man nach zwei oder drei Wochen nichts von ihnen vernahm, ihrem Weg nachforſchte und auch hier im

Wirthshauſe nachfragte, da ſoll nun keiner geſehen worden ſeyn; verdächtig iſt es doch."

„Weiß Gott!" rief der Zirkelſchmied, „da handelten wir ja vernünftiger, wenn wir unter dem nächſten Baum unſer Nachtlager nähmen, als hier in dieſen vier Wänden, wo an kein Entſpringen zu denken iſt, wenn ſie einmal die Thüre beſetzt haben; den die Fenſter ſind vergittert."

Sie waren alle durch dieſe Reden nachdenklich geworden. Es ſchien gar nicht unwahrſcheinlich, daß die Schenke im Wald, ſey es gezwungen oder freiwillig, im Einverſtändniß mit den Räubern war. Die Nacht ſchien ihnen daher gefährlich; denn wie manche Sage hatten ſie gehört von Wanderern, die man im Schlaf überfallen und gemordet hatte; und ſollte es auch nicht an ihr Leben gehen, ſo war doch ein Theil der Gäſte in der Waldſchenke von ſo beſchränkten Mitteln, daß ihnen ein Raub an einem Theil ihrer Habe ſehr empfindlich geweſen wäre. Sie ſchauten verdrießlich und düſter in ihre Gläſer. Der junge Herr wünſchte auf ſeinem Roß durch ein ſicheres offenes Thal zu traben, der Zirkelſchmied wünſchte ſich zwölf ſeiner handfeſten Kameraden, mit Knütteln bewaffnet, als Leibgarde; Felix, dem Goldarbeiter, war bange, mehr um den Schmuck ſeiner Wohlthäterin, als um ſein Leben; der Fuhrmann aber, der einigemal den Rauch ſeiner Pfeife nachdenklich vor ſich hingeblaſen, ſprach leiſe: „Ihr Herren, im Schlaf wenigſtens ſollen ſie uns nicht überfallen. Ich für meinen Theil will, wenn nur noch einer mit mir hält, die ganze Nacht wach bleiben."

„Das will ich auch!“ — „ich auch!“ riefen die drei Uebrigen, „ſchlafen könnte ich doch nicht,“ ſetzte der junge Herr hinzu.

„Nun ſo wollen wir etwas treiben, daß wir wach bleiben,“ ſagte der Fuhrmann; „ich denke, weil wir doch gerade zu vier ſind, könnten wir Karte ſpielen, das hält wach und vertreibt die Zeit.“

„Ich ſpiele niemals Karte,“ erwiederte der junge Herr, „darum kann ich wenigſtens nicht mithalten.“

„Und ich kenne die Karten gar nicht,“ ſetzte Felix hinzu.

„Was können wir denn aber anfangen, wenn wir nicht ſpielen?“ ſprach der Zirkelſchmied, „ſingen? das geht nicht und würde nur das Geſindel herbeilocken; einander Räthſel und Sprüche aufgeben zum Errathen? das dauert auch nicht lange. Wißt ihr was? wie wäre es, wenn wir uns etwas erzählten? Luſtig oder ernſthaft, wahr oder erdacht, es hält doch wach und vertreibt die Zeit ſo gut wie Kartenſpiel.“

„Ich bins zufrieden, wenn Ihr anfangen wollet,“ ſagte der junge Herr lächelnd. „Ihr Herren vom Handwerk kommet in allen Ländern herum und könnt ſchon etwas erzählen; hat doch jede Stadt ihre eigenen Sagen und Geſchichten.“

„Ja, ja, man hört manches,“ erwiederte der Zirkelſchmied, „dafür ſtudiren Herren wie Ihr fleißig in den Büchern, wo gar wundervolle Sachen geſchrieben ſtehen; da wüßtet ihr noch Klügeres und Schöneres zu erzählen, als ein ſchlichter Handwerksburſche, wie unſer einer. Mich müßte alles trügen, oder Ihr ſeyd ein Student, ein Gelehrter.“

„Ein Gelehrter nicht,“ lächelte der junge Herr, „wohl aber ein Student und will in den Ferien nach der Heimath reiſen; doch was in unſern Büchern ſteht, eignet ſich weniger zum Erzählen, als was Ihr hie und dort gehöret. Darum hebet immer an, wenn anders dieſe da gerne zuhören.“

„Noch höher als Kartenſpiel,“ erwiederte der Fuhrmann, „gilt bei mir, wenn einer eine ſchöne Geſchichte erzählt. Oft fahre ich auf der Landſtraße lieber im elendeſten Schritt und höre einem zu, der neben hergeht und etwas Schönes erzählt; manchen habe ich ſchon im ſchlechten Wetter auf den Karren genommen, unter der Bedingung, daß er etwas erzähle, und einen Kameraden von mir habe ich, glaube ich, nur deßwegen ſo lieb, weil er Geſchichten weiß, die ſieben Stunden lang und länger dauern.

„So geht es auch mir,“ ſetzte der junge Goldarbeiter hinzu, „erzählen höre ich für mein Leben gerne, und mein Meiſter in Würzburg mußte mir die Bücher ordentlich verbieten, daß ich nicht zu viel Geſchichten las und die Arbeit darüber vernachläßigte. Drum gib nur etwas Schönes preis, Zirkelſchmied, ich weiß, du könnteſt erzählen von jetzt an, bis es Tag wird, ehe dein Vorrath ausginge.“

Der Zirkelſchmied trank, um ſich zu ſeinem Vortrag zu ſtärken, und hub alsdann alſo an:

Die Sage vom Hirſchgulden.

In Oberſchwaben ſtehn noch heutzutage die Mauern einer Burg, die einſt die ſtattlichſte der Gegend war,

Hohenzollern. Sie erhebt ſich auf einem runden ſteilen Berg, und von ihrer ſchroffen Höhe ſieht man weit und frei ins Land. So weit und noch viel weiter, als man dieſe Burg im Land umher ſehen kann, ward das tapfere Geſchlecht der Zollern gefürchtet, und ihren Namen kannte und ehrte man in allen deutſchen Landen. Nun lebte vor mehreren hundert Jahren, ich glaube das Schießpulver war kaum erfunden, auf dieſer Feſte ein Zollern, der von Natur ein ſonderbarer Menſch war. Man konnte nicht ſagen, daß er ſeine Unterthanen hart gedrückt oder mit ſeinen Nachbarn in Fehde gelebt hätte, aber dennoch traute ihm niemand über den Weg ob ſeinem finſteren Auge, ſeiner krauſen Stirne und ſeinem einſylbigen mürriſchen Weſen. Es gab wenige Leute außer dem Schloßgeſinde, die ihn je hatten ordentlich ſprechen hören, wie andere Menſchen; denn wenn er durch das Thal ritt, einer ihm begegnete und ſchnell die Mütze abnahm, ſich hinſtellte und ſagte: „Guten Abend, Herr Graf, heute iſt es ſchön Wetter," ſo antwortete er „dummes Zeug" oder „weiß ſchon." Hatte aber einer etwas nicht recht gemacht für ihn oder ſeine Roſſe, begegnete ihm ein Bauer im Hohlweg mit dem Karren, daß er auf ſeinem Rappen nicht ſchnell genug vorüberkommen konnte, ſo entlud ſich ſein Ingrimm in einem Donner von Flüchen; doch hat man nie gehört, daß er bei ſolchen Gelegenheiten einen Bauern geſchlagen hätte. In der Gegend aber hieß man ihn „das böſe Wetter von Zollern."

Das böſe Wetter von Zollern hate eine Frau, die der Widerpart von ihm und ſo mild und freundlich war,

wie ein Maitag. Oft hat sie Leute, die ihr Eheherr durch harte Reden beleidigt hatte, durch freundliche Worte und ihre gütigen Blicke wieder mit ihm ausgesöhnt; den Armen aber that sie Gutes, wo sie konnte, und ließ es sich nicht verdrießen, sogar im heißen Sommer oder im schrecklichsten Schneegestöber den steilen Berg herab zu gehen, um arme Leute oder kranke Kinder zu besuchen. Begegnete ihr auf solchen Wegen der Graf, so sagte er mürrisch „weiß schon, dummes Zeug" und ritt weiter.

Manch andere Frau hätte dieses mürrische Wesen abgeschreckt oder eingeschüchtert; die eine hätte gedacht, was gehen mich die armen Leute an, wenn mein Herr sie für dummes Zeug hält; die andere hätte vielleicht aus Stolz oder Unmuth die Liebe gegen einen so mürrischen Gemahl erkalten lassen; doch nicht also Frau Hedwig von Zollern. Sie liebte ihn nach wie vor, suchte mit ihrer schönen weißen Hand die Falten von seiner braunen Stirne zu streichen, und liebte und ehrte ihn. Als aber nach Jahr und Tag der Himmel ein junges Gräflein zum Angebinde bescheerte, liebte sie ihren Gatten nicht minder, indem sie ihrem Söhnlein dennoch alle Pflichten einer zärtlichen Mutter erzeigte. Drei Jahre lang vergingen, und der Graf von Zollern sah seinen Sohn nur alle Sonntage nach Tische, wo er ihm von der Amme dargereicht wurde. Er blickte ihn dann unverwandt an, brummte etwas in den Bart und gab ihn der Amme zurück. Als jedoch der Kleine Vater sagen konnte, schenkte der Graf der Amme einen Gulden, — dem Kind machte er kein fröhliches Gesicht.

An ſeinem dritten Geburtstag aber ließ der Graf ſeinem Sohn die erſten Höslein anziehen und kleidete ihn prächtig in Sammt und Seide; dann befahl er, ſeinen Rappen und ein anderes ſchönes Roß vorzuführen, nahm den Kleinen auf den Arm und fing an mit klirrenden Sporen die Wendeltreppe hinabzuſteigen. Frau Hedwig erſtaunte, als ſie dies ſah. Sie war ſonſt gewohnt, nicht zu fragen, wo aus und wann heim? wenn er ausritt; aber diesmal öffnete die Sorge um ihr Kind ihre Lippen. „Wollt Ihr ausreiten, Herr Graf?“ — ſprach ſie, — er gab keine Antwort, „wozu denn den Kleinen?“ fragte ſie weiter, „Cuno wird mit mir ſpazieren gehen.“

„Weiß ſchon,“ entgegnete das böſe Wetter von Zollern und ging weiter; und als er im Hof ſtand, nahm er den Knaben bei einem Füßlein, hob ihn ſchnell in den Sattel, band ihn mit einem Tuch feſt, ſchwang ſich ſelbſt auf den Rappen und trabte zum Burgthore hinaus, indem er den Zügel vom Roſſe ſeines Söhnleins in die Hand nahm.

Dem Kleinen ſchien es anfangs großes Vergnügen zu gewähren, mit dem Vater den Berg hinab zu reiten. Er klopfte in die Hände, er lachte und ſchüttelte ſein Rößlein an den Mähnen, damit es ſchneller laufen ſollte, und der Graf hatte ſeine Freude daran, rief auch einigemal: „Kannſt ein wackerer Burſche werden!“

Als ſie aber in der Ebene angekommen waren und der Graf ſtatt Schritt Trab anſchlug, da vergi[illegible] dem Kleinen die Sinne; er bat anfangs ganz be[illegible] ſein Vater möchte langſamer reiten; als es

ſchneller ging und der heftige Wind dem armen Cuno beinahe den Athem nahm, da fing er an, ſtill zu weinen, wurde immer ungeduldiger und ſchrie am Ende aus Leibeskräften.

„Weiß ſchon, dummes Zeug!“ fing jetzt ſein Vater an. „Heult der Junge beim erſten Ritt; ſchweig oder — — — “ Doch den Augenblick, als er mit einem Fluche ſein Söhnlein aufmuntern wollte, bäumte ſich ſein Roß, der Zügel des andern entfiel ſeiner Hand, er arbeitete ſich ab, Meiſter ſeines Thieres zu werden, und als er es zur Ruhe gebracht hatte und ſich ängſtlich nach ſeinem Kind umſah, erblickte er deſſen Pferd, wie es ledig und ohne den kleinen Reiter der Burg zulief.

So ein harter finſterer Mann der Graf von Zollern ſonſt war, ſo überwand doch dieſer Anblick ſein Herz; er glaubte nicht anders, als ſein Kind liege zerſchmettert am Weg, er raufte ſich den Bart und jammerte. Aber nirgends, ſo weit er zurückritt, ſah er eine Spur von dem Knaben; ſchon ſtellte er ſich vor, das ſcheu gewordene Roß habe ihn in einen Waſſergraben geſchleudert, der neben dem Wege lag. Da hörte er von einer Kinderſtimme hinter ſich ſeinen Namen rufen, und als er ſich flugs umwandte — ſieh' da ſaß ein altes Weib unweit der Straße unter einem Baum und wiegte den Kleinen auf ihren Knien.

„Wie kömmſt du zu dem Knaben, alte Hexe?“ ſchrie der Graf in großem Zorn, „ſogleich bringe ihn heran zu mir.“

„Nicht ſo raſch, nicht ſo raſch, Euer Gnaden!“ lachte die alte häßliche Frau, „könntet ſonſt auch ein

Unglück nehmen auf Eurem ſtolzen Roß! Wie ich zu dem Junkerlein kam, fraget Ihr? Nun, ſein Pferd ging durch, und er hing nur noch mit einem Füßchen angebunden und das Haar ſtreifte faſt am Boden, da habe ich ihn aufgefangen in meiner Schürze."

„Weiß ſchon!" rief der Herr von Zollern unmuthig, „gib ihn jetzt her; ich kann nicht wohl abſteigen, das Roß iſt wild und könnte ihn ſchlagen."

„Schenket mir einen Hirſchgulden!" erwiederte die Frau demüthig bittend.

„Dummes Zeug!" ſchrie der Graf und warf ihr einige Pfennige unter den Baum.

„Nein, einen Hirſchgulden könnte ich gut brauchen," fuhr ſie fort.

„Was Hirſchgulden? biſt ſelbſt keinen Hirſchgulden werth!" eiferte der Graf, „ſchnell das Kind her, oder ich hetze die Hunde auf dich!"

„So? bin ich keinen Hirſchgulden werth?" antwortete jene mit höhniſchem Lächeln, „na, man wird ja ſehen, was von Eurem Erbe einen Hirſchgulden werth iſt; aber da die Pfennige behaltet für Euch." Indem ſie dies ſagte, warf ſie die drei kleinen Kupferſtücke dem Grafen zu, und ſo gut konnte die Alte werfen, daß alle drei ganz gerade in den kleinen Lederbeutel fielen, den der Graf noch in der Hand hielt.

Der Graf wußte einige Minuten vor Staunen über dieſe wunderbare Geſchicklichkeit kein Wort hervorzubringen, endlich aber löste ſich ſein Staunen in Wuth auf. Er faßte ſeine Büchſe, ſpannte den Hahn und zielte dann auf die Alte. Dieſe herzte und küßte ganz

ruhig den kleinen Grafen, indem sie ihn so vor sich hinhielt, daß ihn die Kugel zuerst hätte treffen müssen. „Bist ein guter frommer Junge, sprach sie, „bleibe nur so und es wird dir nie fehlen.“ Dann ließ sie ihn los, dräute dem Grafen mit dem Finger: „Zollern, Zollern, den Hirschgulden bleibt Ihr mir noch schuldig!“ rief sie und schlich unbekümmert um die Schimpfworte des Grafen, an einem Buchsbaumstäbchen in den Wald. Conrad, der Knappe, aber stieg zitternd von seinem Roß, hob das Herrlein in den Sattel, schwang sich hinter ihm auf und ritt seinem Gebieter nach, den Schloßberg hinauf.

Es war dies das erste und das letzte Mal gewesen, daß das böse Wetter von Zollern sein Söhnlein mit nahm zum Spazierenreiten; denn er hielt ihn, weil er geweint und geschrien, als die Pferde im Trab gingen, für einen weichlichen Jungen, aus dem nicht viel Gutes zu machen sey, sah ihn nur mit Unlust an, und so oft der Knabe, der seinen Vater herzlich liebte, schmeichelnd und freundlich zu seinen Knien kam, winkte er ihm fortzugehen und rief: „Weiß schon! dummes Zeug!“ Frau Hedwig hatte alle bösen Launen ihres Gemahls gerne getragen, aber dieses unfreundliche Benehmen gegen das unschuldige Kind kränkte sie tief; sie erkrankte mehrere Mal aus Schrecken, wenn der finstere Graf den Kleinen wegen irgend eines geringen Fehlers hart abgestraft hatte, und starb endlich in ihren besten Jahren, von ihrem Gesinde und der ganzen Umgegend, am schmerzlichsten aber von ihrem Sohn beweint.

Von jetzt an wandte sich der Sinn des Grafen nur noch mehr von dem Kleinen ab: er gab ihn seiner Amme und dem Hauskaplan zur Erziehung und sah nicht viel nach ihm um, besonders da er bald darauf wieder ein reiches Fräulein heirathete, die ihm nach Jahresfrist Zwillinge, zwei junge Gräflein, schenkte.

Cuno's liebster Spaziergang war zu dem alten Weiblein, die ihm einst das Leben gerettet hatte. Sie erzählte ihm immer vieles von seiner verstorbenen Mutter, und wie viel Gutes diese an ihr gethan habe. Die Knechte und Mägde warnten ihn oft, er solle nicht so viel zu der Frau Feldheimerin, so hieß die Alte, gehen, weil sie nichts mehr und nichts weniger als eine Hexe sey, aber der Kleine fürchtete sich nicht, denn der Schloßkaplan hatte ihn gelehrt, daß es keine Hexen gebe, und daß die Sage, daß gewisse Frauen zaubern können und auf der Ofengabel durch die Luft und auf den Brocken reiten, erlogen sey. Zwar sah er bei der Frau Feldheimerin allerlei Dinge, die er nicht begreifen konnte; des Kunststückchens mit den drei Pfennigen, die sie seinem Vater so geschickt in den Beutel geworfen, erinnerte er sich noch ganz wohl, auch konnte sie allerlei künstliche Salben und Tränklein bereiten, womit sie Menschen und Vieh heilte; aber das war nicht wahr, was man ihr nachsagte, daß sie eine Wetterpfanne habe, und wenn sie diese über das Feuer hänge, komme ein schreckliches Donnerwetter. Sie lehrte den kleinen Grafen mancherlei, was ihm nützlich war, zum Beispiel allerlei Mittel für kranke Pferde, einen Trank gegen die Hundswuth, eine Lockspeise für Fische und viele

andere nützliche Sachen. Die Frau Feldheimerin war auch bald ſeine einzige Geſellſchaft, denn ſeine Amme ſtarb und ſeine Stiefmutter kümmerte ſich nicht um ihn.

Als ſeine Brüder nach und nach heranwuchſen, hatte Cuno ein noch traurigeres Leben als zuvor, ſie hatten das Glück, beim erſten Ritt nicht vom Pferd zu ſtürzen, und das böſe Wetter von Zollern hielt ſie daher für ganz vernünftige und taugliche Jungen, liebte ſie ausſchließlich, ritt alle Tag mit ihnen aus und lehrte ſie alles, was er ſelbſt verſtand. Da lernten ſie aber nicht viel Gutes; leſen und ſchreiben konnte er ſelbſt nicht, und ſeine beiden trefflichen Söhne ſollten ſich auch nicht die Zeit damit verderben; aber ſchon in ihrem zehnten Jahr konnten ſie ſo gräßlich fluchen als ihr Vater, fingen mit jedem Händel an, vertrugen ſich unter ſich ſelbſt ſo ſchlecht wie ein Hund und Kater, und nur wenn ſie gegen Cuno einen Streich verüben wollten, verbanden ſie ſich und wurden Freunde.

Ihrer Mutter machte dies nicht viel Kummer, denn ſie hielt es für geſund und kräftig, wenn ſich die Jungen balgten, aber dem alten Grafen ſagte es eines Tags ein Diener, und er antwortete zwar: „Weiß ſchon, dummes Zeug;“ nahm ſich aber dennoch vor, für die Zukunft auf ein Mittel zu ſinnen, daß ſich ſeine Söhne nicht gegenſeitig todtſchlügen; denn die Drohung der Frau Feldheimerin, die er in ſeinem Herzen für eine ausgemachte Hexe hielt: „Na, man wird ja ſehen, was von Eurem Erbe einen Hirſchgulden werth iſt,“ — lag ihm noch immer in ſeinem Sinn. Eines Tages, da er in der Umgegend ſeines Schloſſes jagte, fielen ihm zwei

Berge ins Auge, die ihrer Form wegen wie zu Schlöſſern geſchaffen ſchienen, und ſogleich beſchloß er auch dort zu bauen. Er baute auf dem einen das Schloß Schalksberg, das er nach dem Kleinern der Zwillinge ſo nannte, weil dieſer wegen allerlei böſer Streiche längſt von ihm den Namen „kleiner Schalk“ erhalten hatte; das andere Schloß, das er baute, wollte er anfänglich Hirſchguldenberg nennen, um die Hexe zu verhöhnen, weil ſie ſein Erbe nicht einmal eines Hirſchguldens werth achtete; er ließ es aber bei dem einfacheren Hirſchberg bewenden, und ſo heißen die beiden Berge noch bis auf den heutigen Tag, und wer die Alb bereist, kann ſie ſich zeigen laſſen.

Das böſe Wetter von Zollern hatte anfänglich im Sinn, ſeinem älteſten Sohn Zollern, dem „kleinen Schalk“ Schalksberg und dem andern Hirſchberg im Teſtament zu vermachen; aber ſeine Frau ruhte nicht eher, bis er es änderte: „der dumme Cuno,“ ſo nannte ſie den armen Knaben, weil er nicht ſo wild und ausgelaſſen war wie ihre Söhne, „der dumme Cuno iſt ohnedies reich genug durch das, was er von ſeiner Mutter erbte, und er ſoll auch noch das ſchöne reiche Zollern haben? und meine Söhne ſollen nichts bekommen als jeder eine Burg, zu welcher nichts gehört als Wald?“

Vergebens ſtellte ihr der Graf vor, daß man Cuno billigerweiſe das Erſtgeburtsrecht nicht rauben dürfe, ſie weinte und zankte ſo lange, bis das böſe Wetter, das ſonſt niemandem ſich fügte, des lieben Friedens willen nachgab und im Teſtament dem kleinen Schalk Schalksberg, Wolf, dem größeren Zwillingsbruder, Zollern, und Cuno Hirſchberg mit dem Städtchen Balingen

verſchrieb. Bald darauf, nachdem er alſo verfügt hatte, fiel er auch in eine ſchwere Krankheit. Zu dem Arzt, der ihm ſagte, daß er ſterben müſſe, ſagte er: „ich weiß ſchon“ und dem Schloßkaplan, der ihn ermahnte, ſich zu einem frommen Ende vorzubereiten, antwortete er: „dummes Zeug!“ fluchte und raste fort, und ſtarb wie er gelebt hatte, roh und als ein großer Sünder.

Aber ſein Leichnam war noch nicht beigeſetzt, ſo kam die Frau Gräfin ſchon mit dem Teſtament herbei, ſagte zu Cuno, ihrem Stiefſohn, ſpöttiſch, er möchte jetzt ſeine Gelehrſamkeit beweiſen und ſelbſt nachleſen, was im Teſtament ſtehe, nämlich, daß er in Zollern nichts mehr zu thun habe, und freute ſich mit ihren Söhnen über das ſchöne Vermögen und die beiden Schlöſſer, die ſie ihm, dem Erſtgeborenen, entriſſen hatten.

Cuno fügte ſich ohne Murren in den Willen des Verſtorbenen, aber mit Thränen nahm er Abſchied von der Burg, wo er geboren worden, wo ſeine gute Mutter begraben lag und wo der gute Schloßkaplan und nahe dabei ſeine einzige alte Freundin, Frau Feldheimerin, wohnte. Das Schloß Hirſchberg war zwar ein ſchönes ſtattliches Gebäude, aber es war ihm doch zu einſam und öde, und er wäre bald krank vor Sehnſucht nach Hohenzollern geworden.

Die Gräfin und die Zwillingsbrüder, die jetzt achtzehn Jahre alt waren, ſaßen eines Abends auf dem Söller und ſchauten den Schloßberg hinab; da gewahrten ſie einen ſtattlichen Ritter, der zu Pferde heraufritt, und dem eine prachtvolle Sänfte, von zwei Maulthieren

getragen, und mehrere Knechte folgten. Sie riethen lange hin und her, wer es wohl seyn möchte, da rief endlich der kleine Schalk: „ei, das ist ja niemand anders als unser Herr Bruder von Hirschberg.“ —

„Der dumme Cuno?“ sprach die Frau Gräfin verwundert: „ei der wird uns die Ehre anthun, uns zu sich einzuladen, und die schöne Sänfte hat er für mich mitgebracht, um mich abzuholen nach Hirschberg; nein, so viel Güte und Lebensart hätte ich meinem Herrn Sohn, dem dummen Cuno, nicht zugetraut; eine Höflichkeit ist der andern werth, lasset uns hinabsteigen an das Schloßthor, ihn zu empfangen; macht auch freundliche Gesichter, vielleicht schenkt er uns in Hirschberg etwas, dir ein Pferd und dir einen Harnisch, und den Schmuck seiner Mutter hätte ich schon lange gerne gehabt.“

„Geschenkt mag ich nichts von dem dummen Cuno,“ antwortete Wolf, „und ein gutes Gesicht mach' ich ihm auch nicht. Aber unserem seligen Herrn Vater könnte er meinetwegen bald folgen, dann würden wir Hirschberg erben und alles, und Euch, Frau Mutter, wollten wir den Schmuck um billigen Preis ablassen.“

„So, du Range!“ eiferte die Mutter, „abkaufen soll ich euch den Schmuck? Ist das der Dank dafür, daß ich euch Zollern verschafft habe? Kleiner Schalk, nicht wahr, ich soll den Schmuck umsonst haben?“

„Umsonst ist der Tod, Frau Mutter!“ erwiederte der Sohn lachend, „und wenn es wahr ist, daß der Schmuck so viel werth ist, als manches Schloß, so werden wir wohl nicht die Thoren seyn, ihn Euch um den Hals zu hängen. Sobald Cuno die Augen schließt,

reiten wir hinunter, theilen ab, und meinen Part am Schmuck verkaufe ich. Gebt Ihr dann mehr als der Jude, Frau Mutter, ſo ſollt Ihr ihn haben."

Sie waren unter dieſem Geſpräch bis unter das Schloßthor gekommen, und mit Mühe zwang ſich die Frau Gräfin, ihren Grimm über den Schmuck zu unterdrücken, denn ſo eben ritt Graf Cuno über die Zugbrücke. Als er ſeine Stiefmutter und ſeine Brüder anſichtig wurde, hielt er ſein Pferd an, ſtieg ab und grüßte ſie höflich. Denn, obgleich ſie ihm viel Leids angethan, bedachte er doch, daß es ſeine Brüder ſeyen und daß dieſe böſe Frau ſein Vater geliebt hatte.

„Ei, das iſt ja ſchön, daß der Herr Sohn uns auch beſucht," ſagte die Frau Gräfin mit ſüßer Stimme und huldreichem Lächeln. „Wie geht es denn auf Hirſchberg? Kann man ſich dort eingewöhnen? Und gar eine Sänfte hat man ſich angeſchafft? Ei und wie prächtig, es dürfte ſich keine Kaiſerin daran ſchämen; nun wird wohl auch die Hausfrau nicht mehr lange fehlen, daß ſie darin im Lande umherreist."

„Habe bis jetzt noch nicht daran gedacht, gnädige Frau Mutter," erwiederte Cuno, „will mir deßwegen andere Geſellſchaft zur Unterhaltung ins Haus nehmen und bin deßwegen mit der Sänfte hieher gereist."

„Ei, Ihr ſeyd gar gütig und beſorgt," unterbrach ihn die Dame, indem ſie ſich verneigte und lächelte.

„Denn er kommt doch nicht mehr gut zu Pferde fort," ſprach Cuno ganz ruhig weiter, „der Pater Joſeph nämlich, der Schloßkaplan. Ich will ihn zu mir nehmen, er iſt mein alter Lehrer, und wir haben es ſo

abgemacht, als ich Zollern verließ. Will auch unten am Berg die alte Frau Feldheimerin mitnehmen. Lieber Gott! sie ist jetzt steinalt und hat mir einst das Leben gerettet, als ich zum ersten Mal ausritt mit meinem seligen Vater; habe ja Zimmer genug in Hirschberg, und dort soll sie absterben." Er sprach es und ging durch den Hof, um den Pater Schloßkaplan zu holen.

Aber der Junker Wolf biß vor Grimm die Lippen zusammen, die Frau Gräfin wurde gelb vor Aerger und der kleine Schalk lachte laut auf: „Was gebt Ihr mir für meinen Gaul, den ich von ihm geschenkt kriege?" sagte er, „Bruder Wolf, gib mir deinen Harnisch, den er dir gegeben, dafür. Ha ha ha! den Pater und die alte Hexe will er zu sich nehmen? Das ist ein schönes Paar, da kann er nun Vormittags Griechisch lernen beim Kaplan und Nachmittags Unterricht im Hexen nehmen bei der Frau Feldheimerin. Ei! was macht doch der dumme Cuno für Streiche."

„Er ist ein ganz gemeiner Mensch!" erwiederte die Frau Gräfin, „und du solltest nicht darüber lachen, kleiner Schalk; das ist eine Schande für die ganze Familie, und man muß sich ja schämen vor der ganzen Umgegend, wenn es heißt, der Graf von Zollern hat die alte Hexe, die Feldheimerin, abgeholt in einer prachtvollen Sänfte und Maulesel dabei, und läßt sie bei sich wohnen. Das hat er von seiner Mutter; die war auch immer so gemein mit Kranken und schlechtem Gesindel; ach sein Vater würde sich im Sarg wenden, wüßte er es."

„Ja," setzte der kleine Schalk hinzu, „der Vater würde noch in der Gruft sagen: weiß schon, dummes Zeug!"

„Wahrhaftig! da kommt er mit dem alten Mann und ſchämt ſich nicht, ihn ſelbſt unter dem Arm zu führen!“ rief die Frau Gräfin mit Entſetzen, „kommt, ich will ihm nicht mehr begegnen.“

Sie entfernten ſich, und Cuno geleitete ſeinen alten Lehrer bis an die Brücke und half ihm ſelbſt in die Sänfte; unten aber am Berg hielt er vor der Hütte der Frau Feldheimerin und fand ſie ſchon fertig, mit einem Bündel von Gläschen und Töpfchen und Tränklein und anderem Geräthe nebſt ihrem Buchsbaumſtöcklein einzuſteigen.

Es kam übrigens nicht alſo, wie die Frau Gräfin von Zollern in ihrem böſen Sinn hatte vorausſehen wollen. In der ganzen Umgegend wunderte man ſich nicht über Ritter Cuno; man fand es ſchön und löblich, daß er die letzten Tage der alten Frau Feldheimerin aufheitern wollte, man pries ihn als einen frommen Herrn, weil er den alten Pater Joſeph in ſein Schloß aufgenommen hatte. Die Einzigen, die ihm gram waren und auf ihn ſchmähten, waren ſeine Brüder und die Gräfin; aber nur zu ihrem eigenen Schaden, denn man nahm allgemein ein Aergerniß an ſo unnatürlichen Brüdern, und zur Wiedervergeltung ging die Sage, daß ſie mit ihrer Mutter ſchlecht und in beſtändigem Hader leben und unter ſich ſelbſt ſich alles Mögliche zu Leide thun. Graf Cuno von Zollern-Hirſchberg machte mehrere Verſuche, ſeine Brüder mit ſich auszuſöhnen, denn es war ihm unerträglich, wenn ſie oft an ſeiner Veſte vorbeiritten, aber nie einſprachen, wenn ſie ihm in Wald und Feld begegneten und ihn kälter begrüßten

als einen Landfremden. Aber ſeine Verſuche ſchlugen fehl und er wurde noch überdies von ihnen verhöhnt. Eines Tages fiel ihm noch ein Mittel ein, wie er vielleicht ihre Herzen gewinnen könnte, denn er wußte, ſie waren geizig und habgierig. Es lag ein Teich zwiſchen den drei Schlöſſern beinahe in der Mitte, jedoch ſo, daß er noch in Cuno's Revier gehörte. In dieſem Teich befanden ſich aber die beſten Hechte und Karpfen der ganzen Umgegend, und es war für die Brüder, die gerne fiſchten, ein nicht geringer Verdruß, daß ihr Vater vergeſſen hatte, den Teich auf ihr Theil zu ſchreiben. Sie waren zu ſtolz, um ohne Vorwiſſen ihres Bruders dort zu fiſchen, und doch mochten ſie ihm auch kein gutes Wort geben, daß er es ihnen erlauben möchte. Nun kannte er aber ſeine Brüder, daß ihnen der Teich am Herzen liege, er lud ſie daher eines Tages ein, mit ihm dort zuſammen zu kommen.

Es war ein ſchöner Frühlingsmorgen, als beinahe in demſelben Augenblick die drei Brüder von den drei Burgen dort zuſammen kamen. „Ei, ſieh da!“ rief der kleine Schalk, „das trifft ſich ordentlich; ich bin mit Schlag ſieben Uhr von Schalksberg weggeritten.“

„Ich auch“ — „und ich“ — antworteten die Brüder vom Hirſchberg und vom Zollern.

„Nun da muß der Teich hier gerade in der Mitte liegen,“ fuhr der Kleine fort. „Es iſt ein ſchönes Waſſer.“

„Ja, und eben darum habe ich euch hieher beſchieden. Ich weiß, ihr ſeyd beide große Freunde vom Fiſchen, und ob ich gleich auch zuweilen gerne die Angel

auswerfe, ſo hat doch der Weiher Fiſche genug für drei Schlöſſer, und an ſeinen Ufern iſt Platz genug für drei, ſelbſt wenn wir alle auf einmal zu angeln kämen; darum will ich von heute an, daß dieſes Waſſer Gemeingut für uns ſey, und jeder von Euch ſoll gleiche Rechte daran haben wie ich."

„Ei, der Herr Bruder iſt ja gewaltig gnädig geſinnt," ſprach der kleine Schalk mit höhniſchem Lächeln, „gibt uns wahrhaftig ſechs Morgen Waſſer und ein paar hundert Fiſchlein! Nu — und was werden wir dagegen geben müſſen? denn umſonſt iſt der Tod!"

„Umſonſt ſollt Ihr ihn haben," ſagte Cuno, „ach! ich möchte Euch nur zuweilen an dieſem Teich ſehen und ſprechen; ſind wir doch eines Vaters Söhne."

„Nein!" erwiederte der vom Schalksberg, „das ginge ſchon nicht, denn es iſt nichts Einfältigeres als in Geſellſchaft zu fiſchen, es verjagt immer einer dem andern die Fiſche; wollen wir aber Tage ausmachen, etwa Montag und Donnerſtag du, Cuno, Dienſtag und Freitag Wolf, Mittwoch und Sonnabend ich — ſo iſt es mir ganz recht."

„Mir nicht einmal dann!" rief der finſtre Wolf. „Geſchenkt will ich nichts haben und will auch mit niemand theilen; du haſt Recht, Cuno, daß du uns den Weiher anbieteſt, denn wir haben eigentlich alle drei gleichen Antheil daran, aber laſſet uns darum würfeln, wer ihn in Zukunft beſitzen ſoll; werde ich glücklicher ſeyn als ihr, ſo könnet ihr immer bei mir anfragen, ob ihr fiſchen dürfet."

„Ich würfle nie," entgegnete Cuno, traurig über die Verſtocktheit ſeiner Brüder.

„Ja freilich," lachte der kleine Schalk, „er iſt ja gar fromm und gottesfürchtig, der Herr Bruder, und hält das Würfelſpiel für eine Todſünde; aber ich will euch was anders vorſchlagen, woran ſich der frömmſte Klausner nicht ſchämen dürfte. Wir wollen uns Angelſchnüre und Haken holen, und wer dieſen Morgen, bis die Glocke in Zollern zwölf Uhr ſchlägt, die meiſten Fiſche angelt, ſoll den Weiher eigen haben."

„Ich bin eigentlich ein Thor," ſagte Cuno, „um das noch zu kämpfen, was mir mit Recht als Erbe zugehört; aber damit ihr ſehet, daß es mir mit der Theilung Ernſt war, will mein Fiſchgeräthe holen."

Sie ritten heim, jeder nach ſeinem Schloß; die Zwillinge ſchickten in aller Eile ihre Diener aus, ließen alle alten Steine aufheben, um Würmer zur Lockſpeiſe für die Fiſche im Teich zu finden, Cuno aber nahm ſein gewöhnliches Angelzeug und die Speiſe, die ihn einſt Frau Feldheimerin zubereiten gelehrt, und war der Erſte, der wieder auf dem Platz erſchien. Er ließ, als die beiden Zwillinge kamen, dieſe die beſten und bequemſten Stellen auswählen und warf dann ſelbſt ſeine Angel aus. Da war es, als ob die Fiſche in ihm den Herrn dieſes Teiches erkannt hätten; ganze Züge von Karpfen und Hechten zogen heran und wimmelten um ſeine Angel; die älteſten und größten drängten die kleinen weg, jeden Augenblick zog er einen heraus, und wenn er die Angel wieder ins Waſſer warf, ſperrten ſchon zwanzig, dreißig die Mäuler auf, um an den ſpitzigen Haken anzubeißen. Es hatte noch nicht zwei Stunden gedauert, ſo lag der Boden um ihn her voll der ſchönſten

Fiſche; da hörte er auf zu fiſchen und ging zu ſeinen Brüdern, um zu ſehen, was für Geſchäfte ſie machten. Der kleine Schalk hatte einen kleinen Karpfen und zwei elende Weißfiſche, Wolf drei Barben und zwei kleine Gründlinge, und beide ſchauten trübſelig in den Teich, denn ſie konnten die ungeheure Menge, die Cuno gefangen, gar wohl von ihrem Platz aus bemerken. Als Cuno an ſeinen Bruder Wolf herankam, ſprang dieſer halbwüthend auf, zerriß die Angelſchnur, brach die Ruthe in Stücke und warf ſie in den Teich; „ich wollte es wären tauſend Haken, die ich hineinwerfe, ſtatt dem einen, und an jedem müßte eine von dieſen Creaturen zappeln!“ rief er, „aber mit rechten Dingen geht es nimmer zu, es iſt ein Zauberſpiel und Hexenwerk, wie ſollteſt du denn, dummer Cuno, mehr Fiſche fangen in einer Stunde, als ich in einem Jahr?“

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich,“ fuhr der kleine Schalk fort, „bei der Frau Feldheimerin, bei der ſchnöden Hexe, hat er das Fiſchen gelernt, und wir waren Thoren, mit ihm zu fiſchen, er wird doch bald Hexenmeiſter werden.“

„Ihr ſchlechten Menſchen!“ entgegnete Cuno unmuthig. „Dieſen Morgen habe ich hinlänglich Zeit gehabt, euren Geiz, eure Unverſchämtheit und eure Roheit einzuſehen. Gehet jetzt und kommt nie wieder hieher, und glaubt mir, es wäre für eure Seelen beſſer, wenn ihr nur halb ſo fromm und gut wäret, als jene Frau, die ihr eine Hexe ſcheltet.“

„Nein, eine eigentliche Hexe iſt ſie nicht!“ ſagte der Schalk ſpöttiſch lachend; „ſolche Weiber können

„Ja freilich,“ lachte der kleine Schalk, „er iſt ja gar fromm und gottesfürchtig, der Herr Bruder, und hält das Würfelſpiel für eine Todſünde; aber ich will euch was anders vorſchlagen, woran ſich der frömmſte Klausner nicht ſchämen dürfte. Wir wollen uns Angelſchnüre und Haken holen, und wer dieſen Morgen, bis die Glocke in Zollern zwölf Uhr ſchlägt, die meiſten Fiſche angelt, ſoll den Weiher eigen haben.“

„Ich bin eigentlich ein Thor,“ ſagte Cuno, „um das noch zu kämpfen, was mir mit Recht als Erbe zugehört; aber damit ihr ſehet, daß es mir mit der Theilung Ernſt war, will mein Fiſchgeräthe holen.“

Sie ritten heim, jeder nach ſeinem Schloß; die Zwillinge ſchickten in aller Eile ihre Diener aus, ließen alle alten Steine aufheben, um Würmer zur Lockſpeiſe für die Fiſche im Teich zu finden, Cuno aber nahm ſein gewöhnliches Angelzeug und die Speiſe, die ihn einſt Frau Feldheimerin zubereiten gelehrt, und war der Erſte, der wieder auf dem Platz erſchien. Er ließ, als die beiden Zwillinge kamen, dieſe die beſten und bequemſten Stellen auswählen und warf dann ſelbſt ſeine Angel aus. Da war es, als ob die Fiſche in ihm den Herrn dieſes Teiches erkannt hätten; ganze Züge von Karpfen und Hechten zogen heran und wimmelten um ſeine Angel; die älteſten und größten drängten die kleinen weg, jeden Augenblick zog er einen heraus, und wenn er die Angel wieder ins Waſſer warf, ſperrten ſchon zwanzig, dreißig die Mäuler auf, um an den ſpitzigen Haken anzubeißen. Es hatte noch nicht zwei Stunden gedauert, ſo lag der Boden um ihn her voll der ſchönſten

Fiſche; da hörte er auf zu fiſchen und ging zu ſeinen Brüdern, um zu ſehen, was für Geſchäfte ſie machten. Der kleine Schalk hatte einen kleinen Karpfen und zwei elende Weißfiſche, Wolf drei Barben und zwei kleine Gründlinge, und beide ſchauten trübſelig in den Teich, denn ſie konnten die ungeheure Menge, die Cuno gefangen, gar wohl von ihrem Platz aus bemerken. Als Cuno an ſeinen Bruder Wolf herankam, ſprang dieſer halbwüthend auf, zerriß die Angelſchnur, brach die Ruthe in Stücke und warf ſie in den Teich; „ich wollte es wären tauſend Haken, die ich hineinwerfe, ſtatt dem einen, und an jedem müßte eine von dieſen Creaturen zappeln!“ rief er, „aber mit rechten Dingen geht es nimmer zu, es iſt ein Zauberſpiel und Hexenwerk, wie ſollteſt du denn, dummer Cuno, mehr Fiſche fangen in einer Stunde, als ich in einem Jahr?“

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich,“ fuhr der kleine Schalk fort, „bei der Frau Feldheimerin, bei der ſchnöden Hexe, hat er das Fiſchen gelernt, und wir waren Thoren, mit ihm zu fiſchen, er wird doch bald Hexenmeiſter werden.“

„Ihr ſchlechten Menſchen!“ entgegnete Cuno unmuthig. „Dieſen Morgen habe ich hinlänglich Zeit gehabt, euren Geiz, eure Unverſchämtheit und eure Roheit einzuſehen. Gehet jetzt und kommt nie wieder hieher, und glaubt mir, es wäre für eure Seelen beſſer, wenn ihr nur halb ſo fromm und gut wäret, als jene Frau, die ihr eine Hexe ſcheltet.“

„Nein, eine eigentliche Hexe iſt ſie nicht!“ ſagte der Schalk ſpöttiſch lachend; „ſolche Weiber können

wahrſagen, aber Frau Feldheimerin iſt ſo wenig eine Wahrſagerin, als eine Gans ein Schwan werden kann; hat ſie doch dem Vater geſagt, von ſeinem Erbe werde man einen guten Theil um einen Hirſchgulden kaufen können, das heißt, er werde ganz verlumpen, und doch hat bei ſeinem Tod alles ihm gehört, ſo weit man von der Zinne von Zollern ſehen kann! Geh, geh, Frau Feldheimerin iſt nichts als ein thörichtes altes Weib und du der dumme Cuno."

Nach dieſen Worten entfernte ſich der Kleine eilig, denn er fürchtete den ſtarken Arm ſeines Bruders, und Wolf folgte ihm, indem er alle Flüche herſagte, die er von ſeinem Vater gelernt hatte.

In tiefſter Seele betrübt ging Cuno nach Hauſe, denn er ſah jetzt deutlich, daß ſeine Brüder nie mehr mit ihm ſich vertragen wollten. Er nahm ſich auch ihre harten Worte ſo ſehr zu Herzen, daß er des andern Tages ſehr krank wurde, und nur der Troſt des würdigen Pater Joſeph und die kräftigen Tränklein der Frau Feldheimerin retteten ihn vom Tode.

Als aber ſeine Brüder erfuhren, daß ihr Bruder Cuno ſchwer darniederliege, hielten ſie ein fröhliches Bankett, und im Weinmuth ſagten ſie ſich zu, wenn der dumme Cuno ſterbe, ſo ſolle der, welcher es zuerſt erfahre, alle Kanonen löſen, um es dem andern anzuzeigen, und wer zuerſt ſchieße, ſolle das beſte Faß Wein aus Cuno's Keller vorweg nehmen dürfen. Wolf ließ nun von da an immer einen Diener in der Nähe von Hirſchberg Wache halten, und der kleine Schalk beſtach ſogar einen Diener Cuno's mit vielem Geld, damit er

es ihm ſchnell anzeige, wenn ſein Herr in den letzten Zügen liege.

Dieſer Knecht aber war ſeinem milden und frommen Herrn mehr zugethan als dem böſen Grafen von Schalksberg; er fragte alſo eines Abends Frau Feldheimerin theilnehmend nach dem Befinden ſeines Herrn, und als dieſe ſagte, daß es ganz gut mit ihm ſtehe, erzählte er ihr den Anſchlag der beiden Brüder, und daß ſie Freudenſchüſſe thun wollten auf des Grafen Cuno's Tod. Darüber ergrimmte die Alte ſehr; ſie erzählte es flugs wieder dem Grafen, und als dieſer an eine ſo große Liebloſigkeit ſeiner Brüder nicht glauben wollte, ſo rieth ſie ihm, er ſolle die Probe machen und ausſprengen laſſen, er ſey todt, ſo werde man bald hören, ob ſie kanoniren oder nicht. Der Graf ließ den Diener, den ſein Bruder beſtochen, vor ſich kommen, befragte ihn nochmals und befahl ihm, nach Schalksberg zu reiten und ſein nahes Ende zu verkünden.

Als nun der Knecht eilends den Hirſchberg herabritt, ſah ihn der Diener des Grafen Wolf von Zollern, hielt ihn an und fragte, wohin er ſo eilends zu reiten Willens ſey. „Ach," ſagte dieſer, „mein armer Herr wird dieſen Abend nicht überleben, ſie haben ihn alle aufgegeben."

„So? iſts um dieſe Zeit?" rief jener, lief nach ſeinem Pferd, ſchwang ſich auf und jagte eilends nach Zollern und den Schloßberg hinan, daß ſein Pferd am Thore niederfiel und er ſelbſt nur noch „Graf Cuno ſtirbt!" rufen konnte, ehe er ohnmächtig wurde. Da donnerten die Kanonen von Hohenzollern herab, Graf

Wolf freute ſich mit ſeiner Mutter über das gute Faß Wein und das Erbe, den Teich, über den Schmuck und den ſtarken Wiederhall, den ſeine Kanonen gaben. Aber was er für Wiederhall gehalten, waren die Kanonen von Schalksberg, und Wolf ſagte lächelnd zu ſeiner Mutter: „ſo hat der Kleine auch einen Spion gehabt, und wir müſſen auch den Wein gleich theilen wie das übrige Erbe.“ Dann aber ſaß er zu Pferd, denn er argwohnte, der kleine Schalk möchte ihm zuvorkommen und vielleicht einige Koſtbarkeiten des Verſtorbenen wegnehmen, ehe er käme.

Aber am Fiſchteich begegneten ſich die beiden Brüder, und jeder erröthete vor dem andern, weil beide zuerſt nach Hirſchberg hatten kommen wollen. Von Cuno ſprachen ſie kein Wort, als ſie zuſammen ihren Weg fortſetzten, ſondern ſie beriethen ſich brüderlich, wie man es in Zukunft halten wolle, und wem Hirſchberg gehören ſolle. Wie ſie aber über die Zugbrücke in den Schloßhof ritten, da ſchaute ihr Bruder wohlbehalten und geſund zum Fenſter heraus, aber Zorn und Unmuth ſprühten aus ſeinen Blicken. Die Brüder erſchracken ſehr, als ſie ihn ſahen, hielten ihn anfänglich für ein Geſpenſt und bekreuzten ſich; als ſie aber ſahen, daß er noch Fleiſch und Blut habe, rief Wolf: „Ei, ſo wollt' ich doch! Dummes Zeug, ich glaubte, du wäreſt geſtorben.“

„Nun, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben,“ ſagte der Kleine, der mit giftigen Blicken nach ſeinem Bruder hinauf ſchaute.

Dieſer aber ſprach mit donnernder Stimme: „Von dieſer Stunde an ſind alle Bande der Verwandtſchaft

zwiſchen uns los und ledig. Ich habe Eure Freudenſchüſſe wohl vernommen, aber ſehet zu, auch ich habe fünf Feldſchlangen hier auf dem Hof ſtehen, und habe ſie euch zu Ehren ſcharf laden laſſen. Machet, daß ihr aus dem Bereich meiner Kugeln kommt, oder ihr ſollt erfahren, wie man auf Hirſchberg ſchießt.“ Sie ließen es ſich nicht zweimal ſagen, denn ſie ſahen ihm an, wie ernſt es ihm war; ſie gaben alſo ihren Pferden die Sporen und hielten einen Wettlauf den Berg hinunter, und ihr Bruder ſchoß eine Stückkugel hinter ihnen her, die über ihren Köpfen wegſauste, daß ſie beide zugleich eine tiefe und höfliche Verbeugung machten; er wollte ſie aber nur ſchrecken und nicht verwunden. „Warum haſt du denn geſchoſſen?“ fragte der kleine Schalk unmuthig, „du Thor, ich ſchoß nur, weil ich dich hörte.“

„Im Gegentheil, frag' nur die Mutter,“ erwiederte Wolf, „du warſt es, der zuerſt ſchoß, und du haſt dieſe Schande über uns gebracht, kleiner Dachs.“

Der Kleine blieb ihm keinen Ehrentitel ſchuldig, und als ſie am Fiſchteich angekommen waren, gaben ſie ſich gegenſeitig noch die vom alten Wetter von Zollern geerbten Flüche zum beſten und trennten ſich in Haß und Unluſt.

Tags darauf aber machte Cuno ſein Teſtament, und Frau Feldheimerin ſagte zum Pater: „Ich wollte was wetten, er hat keinen guten Brief für die Schützen geſchrieben.“ Aber ſo neugierig ſie war, und ſo oft ſie in ihren Liebling drang, er ſagte ihr nicht, was im Teſtament ſtehe, und ſie erfuhr es auch nimmer, denn

ein Jahr nachher verſchied die gute Frau, und ihre Salben und Tränklein halfen ihr nichts, denn ſie ſtarb an keiner Krankheit, ſondern am achtundneunzigſten Jahr, das auch einen ganz geſunden Menſchen endlich unter den Boden bringen kann. Graf Cuno ließ ſie beſtatten, als ob ſie nicht eine arme Frau, ſondern ſeine Mutter geweſen wäre, und es kam ihm nachher noch viel einſamer vor auf ſeinem Schloß, beſonders da der Pater Joſeph der Frau Feldheimerin bald nachfolgte.

Doch dieſe Einſamkeit fühlte er nicht ſehr lange; der gute Cuno ſtarb ſchon in ſeinem achtundzwanzigſten Jahr, und böſe Leute behaupten an Gift, das ihm der kleine Schalk beigebracht hatte. Wie dem aber auch ſey, einige Stunden nach ſeinem Tod vernahm man wieder den Donner der Kanonen, und in Zollern und Schalksberg that man fünfundzwanzig Schüſſe. „Diesmal hat er doch daran glauben müſſen," ſagte der Schalk, als ſie unterwegs zuſammentrafen.

„Ja," antwortete Wolf, „und wenn er noch einmal auferſteht und zum Fenſter herausſchimpft, wie damals, ſo hab' ich eine Büchſe bei mir, die ihn höflich und ſtumm machen ſoll."

Als ſie den Schloßberg hinanritten, geſellte ſich ein Reiter mit Gefolge zu ihnen, den ſie nicht kannten. Sie glaubten, es ſey vielleicht ein Freund ihres Bruders und komme, um ihn beiſetzen zu helfen. Daher geberdeten ſie ſich kläglich, prieſen vor ihm den Verſtorbenen, beklagten ſein frühes Hinſcheiden, und der kleine Schalk preßte ſich ſogar einige Krokodilsthränen aus. Der Ritter antwortete ihnen aber nicht, ſondern ritt ſtill und ſtumm

an ihrer Seite den Hirschberg hinauf. „So, jetzt wollen wir es uns bequem machen, und Wein herbei, Kellermeister, vom besten!“ rief Wolf, als er abstieg. Sie gingen die Wendeltreppen hinauf und in den Saal, auch dahin folgte ihnen der stumme Reiter, und als sich die Zwillinge ganz breit an den Tisch gesetzt hatten, zog jener ein Silberstück aus dem Wamms, warf es auf den Schiefertisch, daß es umherrollte und klingelte, und sprach: „So, und da habt ihr jetzt euer Erbe, und es wird just recht seyn, ein Hirschgulden.“ Da sahen sich die beiden Brüder verwundert an, lachten und fragten ihn, was er damit sagen wolle.

Der Ritter aber zog ein Pergament hervor, mit hinlänglichen Siegeln, darin hatte der dumme Cuno alle Feindseligkeiten aufgezeichnet, die ihm die Brüder bei seinen Lebzeiten bewiesen, und am Ende hatte er verordnet und bekannt, daß sein ganzes Erbe, Hab und Gut, außer dem Schmuck seiner seligen Frau Mutter, auf den Fall seines Todes an Würtemberg verkauft sey, und zwar — um einen elenden Hirschgulden! Um den Schmuck aber solle man in der Stadt Balingen ein Armenhaus erbauen.

Da erstaunten nun die Brüder abermals, lachten aber nicht dazu, sondern bissen die Zähne zusammen, denn sie konnten gegen Würtemberg nichts ausrichten, und so hatten sie das schöne Gut, Wald, Feld, die Stadt Balingen und selbst — den Fischteich verloren, und nichts geerbt, als einen schlechten Hirschgulden. Den steckte Wolf trotzig in sein Wamms, sagte nicht ja und nicht nein, warf sein Barrett auf den Kopf und

ging trotzig und ohne Gruß an dem würtembergiſchen Commiſſär vorbei, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt nach Zollern.

Als ihn aber am andern Morgen ſeine Mutter mit Vorwürfen plagte, daß ſie Gut und Schmuck verſcherzt haben, ritt er hinüber zum Schalk auf der Schalksburg: „Wollen wir unſer Erbe verſpielen oder vertrinken?“ fragte er ihn.

„Vertrinken iſt beſſer,“ ſagte der Schalk, „dann haben wir beide gewonnen. Wir wollen nach Balingen reiten und uns den Leuten zum Trotz dort ſehen laſſen, wenn wir auch gleich das Städtlein ſchmählich verloren.“

„Und im Lamm ſchenkt man Rothen, der Kaiſer trinkt ihn nicht beſſer,“ ſetzte Wolf hinzu.

So ritten ſie mit einander nach Balingen ins Lamm und fragten, was die Maas vom Rothen koſte, und tranken ſich zu, bis der Gulden voll war. Dann ſtand Wolf auf, zog das Silberſtück mit dem ſpringenden Hirſch aus dem Wamms, warf es auf den Tiſch und ſprach: „da habt Ihr Euern Gulden, ſo wirds richtig ſeyn.“

Der Wirth aber nahm den Gulden, beſah ihn links, beſah ihn rechts und ſagte lächelnd: „Ja, wenn es kein Hirſchgulden wär', aber geſtern Nacht kam der Bote von Stuttgart, und heute früh hat man es ausgetrommelt im Namen des Grafen von Würtemberg, dem jetzt das Städtlein eigen; die ſind abgeſchätzt, und gebt mir nur anderes Geld.“

Da ſahen ſich die beiden Brüder erbleichend an. „Zahl aus,“ ſagte der eine; „haſt du keine Münze?“

ſagte der andere, und kurz, ſie mußten den Gulden ſchuldig bleiben im Lamm in Balingen. Sie zogen ſchweigend und nachdenkend ihren Weg, als ſie aber an den Kreuzweg kamen, wo es rechts nach Zollern und links nach Schalksberg ging, da ſagte der Schalk: „Wie nun? jetzt haben wir ſogar weniger geerbt als gar nichts, und der Wein war überdies ſchlecht.“

„Ja wohl,“ erwiederte ſein Bruder. „Aber was die Feldheimerin ſagte, iſt doch eingetroffen: Seht zu, wieviel von Eurem Erbe übrig bleiben wird, um einen Hirſchgulden! Jetzt haben wir nicht einmal ein Maas Wein dafür kaufen können.“

„Weiß ſchon!“ antwortete der von der Schalksburg.

„Dummes Zeug!“ ſagte der von Zollern und ritt zerfallen mit ſich und der Welt ſeinem Schloß zu.

„Das iſt die Sage von dem Hirſchgulden,“ endete der Zirkelſchmied, „und wahr ſoll ſie ſeyn. Der Wirth in Dürrwangen, das nicht weit von den drei Schlöſſern liegt, hat ſie meinem guten Freund erzählt, der oft als Wegweiſer über die ſchwäbiſche Alb ging und immer in Dürrwangen einkehrte.“

Die Gäſte gaben dem Zirkelſchmied Beifall. „Was man doch nicht alles hört in der Welt!“ rief der Fuhrmann, „wahrhaftig jetzt erſt freut es mich, daß wir die Zeit nicht mit Kartenſpielen verderbten, ſo iſt es wahrlich beſſer; und gemerkt habe ich mir die Geſchichte, daß ich ſie morgen meinen Kameraden erzählen kann, ohne ein Wort zu fehlen.“

„Mir fiel da, während Ihr ſo erzähltet, etwas ein," ſagte der Student.

„O erzählet, erzählet!" baten der Zirkelſchmied und Felix.

„Gut," antwortete jener, „ob die Reihe jetzt an mich kömmt oder ſpäter, iſt gleichviel; ich muß ja doch heimgeben, was ich gehört. Das, was ich erzählen will, ſoll ſich wirklich einmal begeben haben."

Er ſetzte ſich zurecht und wollte eben anheben zu erzählen, als die Wirthin den Spinnrocken bei Seite ſetzte und zu den Gäſten an den Tiſch trat. „Jetzt, ihr Herren, iſt es Zeit zu Bette zu gehen," ſagte ſie; „es hat neun Uhr geſchlagen, und morgen iſt auch ein Tag."

„Ei, ſo gehe zu Bette!" rief der Student, „ſetze noch eine Flaſche Wein für uns hieher und dann wollen wir dich nicht länger abhalten."

„Mit nichten," entgegnete ſie grämlich, „ſo lange noch Gäſte in der Wirthsſtube ſitzen, kann Wirthin und Dienſtboten nicht weggehen. Und kurz und gut, ihr Herren, machet, daß ihr auf eure Kammern kommet, mir wird die Zeit lange, und länger als neun Uhr darf in meinem Hauſe nicht gezecht werden."

„Was fällt Euch ein, Frau Wirthin?" ſprach der Zirkelſchmied ſtaunend, „was ſchadet es denn Euch, ob wir hier ſitzen, wenn Ihr auch ſchon längſt ſchlafet? Wir ſind rechtliche Leute und werden Euch nichts hinwegtragen, noch ohne Bezahlung fortgehen. Aber ſo laſſe ich mir in keinem Wirthshaus ausbieten."

Die Frau rollte zornig die Augen: „Meint Ihr, ich werde wegen jedem Lumpen von Handwerksburſchen,

wegen jedem Straßenläufer, der mir zwölf Kreuzer zu verdienen gibt, meine Hausordnung ändern? Ich ſag' Euch jetzt zum letzten Mal, daß ich den Unfug nicht leide!"

Noch einmal wollte der Zirkelſchmied etwas entgegnen, aber der Student ſah ihn bedeutend an und winkte mit den Augen den Uebrigen; „gut," ſprach er, „wenn es denn die Frau Wirthin nicht haben will, ſo laßt uns auf unſere Kammern gehen. Aber Lichter möchten wir gerne haben, um den Weg zu finden."

„Damit kann ich nicht dienen," entgegnete ſie finſter; „die andern werden ſchon den Weg im Dunkeln finden, und für Euch iſt dies Stümpfchen hier hinlänglich; mehr habe ich nicht im Hauſe."

Schweigend nahm der junge Herr das Licht und ſtand auf; die andern folgten ihm, und die Handwerksburſche nahmen ihre Bündel, um ſie in der Kammer bei ſich niederzulegen. Sie gingen dem Studenten nach, der ihnen die Treppe hinan leuchtete.

Als ſie oben angekommen waren, bat ſie der Student, leiſe aufzutreten, ſchloß ſein Zimmer auf und winkte ihnen herein. „Jetzt iſt kein Zweifel mehr," ſagte er, „ſie will uns verrathen; habt ihr nicht bemerkt, wie ängſtlich ſie uns zu Bett zu bringen ſuchte, wie ſie uns alle Mittel abſchnitt, wach und beiſammen zu bleiben? Sie meint wahrſcheinlich, wir werden uns jetzt niederlegen und dann werde ſie um ſo leichteres Spiel haben."

„Aber meint ihr nicht, wir könnten noch entkommen?" fragte Felix, „im Wald kann man doch eher auf Rettung denken, als hier im Zimmer."

„Die Fenster sind auch hier vergittert!“ rief der Student, indem er vergebens versuchte, einen der Eisenstäbe des Gitters los zu machen. „Uns bleibt nur ein Ausweg, wenn wir entweichen wollen, durch die Hausthüre; aber ich glaube nicht, daß sie uns fortlassen werden.“

„Es käme auf den Versuch an,“ sprach der Fuhrmann; „ich will einmal probiren, ob ich bis in den Hof kommen kann. Ist dies möglich, so kehre ich zurück und hole euch nach.“ Die Uebrigen billigten diesen Vorschlag, der Fuhrmann legte die Schuhe ab und schlich sich auf den Zehen nach der Treppe, ängstlich lauschten seine Genossen oben im Zimmer; schon war er die eine Hälfte der Treppe glücklich und unbemerkt hinabgestiegen; aber als er sich dort um einen Pfeiler wandte, richtete sich plötzlich eine ungeheure Dogge vor ihm in die Höhe, legte ihre Tatzen auf seine Schultern und wies ihm, gerade seinem Gesicht gegenüber, zwei Reihen langer scharfer Zähne. Er wagte weder vor noch rückwärts auszuweichen, denn bei der geringsten Bewegung schnappte der entsetzliche Hund nach seiner Kehle. Zugleich fing er an zu heulen und zu bellen, und alsobald erschien der Hausknecht und die Frau mit Lichtern.

„Wohin? was wollt Ihr?“ rief die Frau.

„Ich habe noch etwas in meinem Karren zu holen,“ antwortete der Fuhrmann am ganzen Leibe zitternd; denn als die Thüre aufgegangen war, hatte er mehrere braune verdächtige Gesichter, Männer mit Büchsen in der Hand, im Zimmer bemerkt.

„Das hättet Ihr alles auch vorher abmachen können,“ sagte die Wirthin mürrisch. „Fassan, daher!

ſchließ die Hofthüre zu, Jakob, und leuchte dem Mann an ſeinen Karren.“ Der Hund zog ſeine greuliche Schnauze und ſeine Tatzen von der Schulter des Fuhrmanns zurück und lagerte ſich wieder quer über die Treppe, der Hausknecht aber hatte das Hofthor zugeſchloſſen und leuchtete dem Fuhrmann. An ein Entkommen war nicht zu denken. Aber als er nachſann, was er denn eigentlich aus dem Karren holen ſollte, fiel ihm ein Pfund Wachslichter ein, die er in die nächſte Stadt überbringen ſollte; „das Stümpfchen Licht oben kann kaum noch eine Viertelſtunde dauern,“ ſagte er zu ſich, „und Licht müſſen wir dennoch haben!“ Er nahm alſo zwei Wachskerzen aus dem Wagen, verbarg ſie in dem Aermel und holte dann zum Schein ſeinen Mantel aus dem Karren, womit er ſich, wie er dem Hausknecht ſagte, heute Nacht bedecken wolle.

Glücklich kam er wieder auf dem Zimmer an. Er erzählte von dem großen Hund, der als Wache an der Treppe liege, von den Männern, die er flüchtig geſehen, von allen Anſtalten, die man gemacht, um ſich ihrer zu verſichern, und ſchloß damit, daß er ſeufzend ſagte: „wir werden dieſe Nacht nicht überleben.“

„Das glaube ich nicht,“ erwiederte der Student, „für ſo thöricht kann ich dieſe Leute nicht halten, daß ſie wegen des geringen Vortheils, den ſie von uns hätten, vier Menſchen ans Leben gehen ſollten. Aber vertheidigen dürfen wir uns nicht. Ich für meinen Theil werde wohl am meiſten verlieren; mein Pferd iſt ſchon in ihren Händen, es koſtete mich fünfzig Dukaten noch vor vier Wochen; meine Börſe, meine Kleider gebe ich willig

hin; denn mein Leben iſt mir am Ende doch lieber als alles dies."

„Ihr habt gut reden," erwiederte der Fuhrmann, ſolche Sachen, wie Ihr ſie verlieren könnt, erſetzt Ihr Euch leicht wieder; aber ich bin der Bote von Aſchaffenburg und habe allerlei Güter auf meinem Karren und im Stall zwei ſchöne Roſſe, meinen einzigen Reichthum."

„Ich kann unmöglich glauben, daß ſie Euch etwas zu Leid thun werden," bemerkte der Goldſchmied; „einen Boten zu berauben, würde ſchon viel Geſchrei und Lärmen ins Land machen. Aber dafür bin ich auch, was der Herr dort ſagt; lieber will ich gleich alles hergeben, was ich habe, und mit einem Eid verſprechen, nichts zu ſagen, ja niemals zu klagen, als mich gegen Leute, die Büchſen und Piſtolen haben, um meine geringe Habe wehren.

Der Fuhrmann hatte während dieſer Reden ſeine Wachskerzen hervorgezogen. Er klebte ſie auf den Tiſch und zündete ſie an. „So laßt uns in Gottes Namen erwarten, was über uns kommen wird," ſprach er; „wir wollen uns wieder zuſammen niederſetzen und durch Sprechen den Schlaf abhalten."

„Das wollen wir," antwortete der Student, „und weil vorhin die Reihe an mir ſtehen geblieben war, will ich euch etwas erzählen."

Das kalte Herz.

Erſte Abtheilung.

Wer durch Schwaben reist, der ſollte nie vergeſſen, auch ein wenig in den Schwarzwald hineinzuſchauen;

nicht der Bäume wegen, obgleich man nicht überall ſolch unermeßliche Menge herrlich aufgeſchoſſener Tannen findet, ſondern wegen der Leute, die ſich von den andern Menſchen rings umher merkwürdig unterſcheiden. Sie ſind größer als gewöhnliche Menſchen, breitſchultrig, von ſtarken Gliedern, und es iſt, als ob der ſtärkende Duft, der Morgens durch die Tannen ſtrömt, ihnen von Jugend auf einen freieren Athem, ein klareres Auge und einen feſteren, wenn auch rauheren Muth, als den Bewohnern der Stromthäler und Ebenen gegeben hätte. Und nicht nur durch Haltung und Wuchs, auch durch ihre Sitten und Trachten ſondern ſie ſich von den Leuten, die außerhalb des Waldes wohnen, ſtreng ab. Am ſchönſten kleiden ſich die Bewohner des badenſchen Schwarzwaldes; die Männer laſſen den Bart wachſen, wie er von Natur dem Mann ums Kinn gegeben iſt, ihre ſchwarzen Wämmſer, ihre ungeheuren enggefalteten Pluderhoſen, ihre rothen Strümpfe und die ſpitzen Hüte, von einer weiten Scheibe umgeben, verleihen ihnen etwas Fremdartiges, aber etwas Ernſtes, Ehrwürdiges. Dort beſchäftigen ſich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen; auch verfertigen ſie Uhren und tragen ſie in der halben Welt umher.

Auf der andern Seite des Waldes wohnt ein Theil deſſelben Stammes, aber ihre Arbeiten haben ihnen andere Sitten und Gewohnheiten gegeben, als den Glasmachern. Sie handeln mit ihrem Wald; ſie fällen und behauen ihre Tannen, flößen ſie durch die Nagold in den Neckar, und von dem obern Neckar den Rhein hinab, bis weit hinein nach Holland, und am Meer

kennt man die Schwarzwälder und ihre langen Flöße; ſie halten an jeder Stadt, die am Strom liegt, an und erwarten ſtolz, ob man ihnen Balken und Bretter abkaufen werde; ihre ſtärkſten und längſten Balken aber verhandeln ſie um ſchweres Geld an die Mynheers, welche Schiffe daraus bauen. Dieſe Menſchen nun ſind an ein rauhes wanderndes Leben gewöhnt. Ihre Freude iſt, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren, ihr Leid, am Ufer wieder heraufzuwandeln. Darum iſt auch ihr Prachtanzug ſo verſchieden von dem der Glasmänner im andern Theil des Schwarzwaldes. Sie tragen Wämſer von dunkler Leinwand, einen handbreiten grünen Hoſenträger über die breite Bruſt, Beinkleider von ſchwarzem Leder, aus deren Taſche ein Zollſtab von Meſſing wie ein Ehrenzeichen hervorſchaut; ihr Stolz und ihre Freude aber ſind ihre Stiefeln, die größten wahrſcheinlich, welche auf irgend einem Theil der Erde Mode ſind; denn ſie können zwei Spannen weit über das Knie hinaufgezogen werden, und die „Flötzer" können damit in drei Schuh tiefem Waſſer umherwandeln, ohne ſich die Füße naß zu machen.

Noch vor kurzer Zeit glaubten die Bewohner dieſes Waldes an Waldgeiſter, und erſt in neuerer Zeit hat man ihnen dieſen thörichten Aberglauben benehmen können. Sonderbar iſt es aber, daß auch die Waldgeiſter, die der Sage nach im Schwarzwalde hauſen, in dieſe verſchiedenen Trachten ſich getheilt haben. So hat man verſichert, daß das Glasmännlein, ein gutes Geiſtchen von vierthalb Fuß Höhe, ſich nie anders zeige, als in einem ſpitzen Hütlein mit großem

Rand, mit Wamms und Pluderhöschen und rothen Strümpfchen. Der Holländer-Michel aber, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, soll ein riesengroßer breitschultriger Kerl in der Kleidung der Flößer seyn, und mehrere, die ihn gesehen haben, wollen versichern, daß sie die Kälber nicht aus ihrem Beutel bezahlen möchten, deren Felle man zu seinen Stiefeln brauchen würde. „So groß, daß ein gewöhnlicher Mann bis an den Hals hineinstehen könnte," sagten sie und wollten nichts übertrieben haben.

Mit diesen Waldgeistern soll einmal ein junger Schwarzwälder eine sonderbare Geschichte gehabt haben, die ich erzählen will. Es lebte nämlich im Schwarzwald eine Wittwe, Frau Barbara Munkin; ihre Gatte war Kohlenbrenner gewesen, und nach seinem Tode hielt sie ihren sechzehnjährigen Knaben nach und nach zu demselben Geschäft an.

Der junge Peter Munk, ein schlanker Bursche, ließ es sich gefallen, weil er es bei seinem Vater auch nicht anders gesehen hatte, die ganze Woche über am rauchenden Meiler zu sitzen, oder schwarz und berußt und den Leuten ein Abscheu hinab in die Städte zu fahren und seine Kohlen zu verkaufen. Aber ein Köhler hat viel Zeit zum Nachdenken über sich und andere, und wenn Peter Munk an seinem Meiler saß, stimmten die dunkeln Bäume umher und die tiefe Waldesstille sein Herz zu Thränen und unbewußter Sehnsucht. Es betrübte ihn etwas, es ärgerte ihn etwas, er wußte nicht recht was. Endlich merkte er sich ab, was ihn ärgerte, und das war — sein Stand. „Ein schwarzer

einſamer Kohlenbrenner!“ ſagte er ſich, „es iſt ein elend Leben. Wie angeſehen ſind die Glasmänner, die Uhrmacher, ſelbſt die Muſikanten am Sonntag Abends! Und wenn Peter Munk, rein gewaſchen und geputzt, in des Vaters Ehrenwamms mit ſilbernen Knöpfen und mit nagelneuen rothen Strümpfen erſcheint, und wenn dann einer hinter mir her geht und denkt: wer iſt wohl der ſchlanke Burſche? und lobt bei ſich die Strümpfe und meinen ſtattlichen Gang, — ſieh, wenn er vorübergeht und ſchaut ſich um: ſagt er gewiß: ach es iſt nur der Kohlen-Munk-Peter.“

Auch die Flötzer auf der andern Seite waren ein Gegenſtand ſeines Neides. Wenn dieſe Waldrieſen herüberkamen, mit ſtattlichen Kleidern, und an Knöpfen, Schnallen nnd Ketten einen halben Centner Silber auf dem Leib trugen, wenn ſie mit ausgeſpreizten Beinen und vornehmen Geſichtern dem Tanz zuſchauten, holländiſch fluchten und wie die vornehmſten Mynheers aus ellenlangen kölniſchen Pfeifen rauchten, da ſtellte er ſich als das vollendetſte Bild eines glücklichen Menſchen ſolch einen Flötzer vor. Und wenn dieſe Glücklichen dann erſt in die Taſchen fuhren, ganze Hände voll großer Thaler herauslangten und um Sechsbätzner würfelten, fünf Gulden hin, zehn her, ſo wollten ihm die Sinne vergehen und er ſchlich trübſelig nach ſeiner Hütte; denn an manchem Feiertag Abend hatte er einen oder den andern dieſer „Holzherren“ mehr verſpielen ſehen, als der arme Vater Munk in einem Jahr verdiente. Es waren vorzüglich drei dieſer Männer, von welchen er nicht wußte, welchen er am meiſten bewundern ſollte. Der

eine war ein dicker großer Mann mit rothem Geſicht, und galt für den reichſten Mann in der Runde. Man hieß ihn den dicken Ezechiel. Er reiste alle Jahre zweimal mit Bauholz nach Amſterdam und hatte das Glück, es immer um ſo viel theurer als andere zu verkaufen, daß er, wenn die übrigen zu Fuß heimgingen, ſtattlich herauffahren konnte. Der andere war der längſte und magerſte Menſch im ganzen Wald, man nannte ihn den langen Schlurker, und dieſen beneidete Munk wegen ſeiner ausnehmenden Kühnheit; er widerſprach den angeſehenſten Leuten, brauchte, wenn man noch ſo gedrängt im Wirthshaus ſaß, mehr Platz als vier der dickſten, denn er ſtützte entweder beide Ellbogen auf den Tiſch oder zog eines ſeiner langen Beine zu ſich auf die Bank, und doch wagte ihm keiner zu widerſprechen, denn er hatte unmenſchlich viel Geld. Der dritte war ein ſchöner junger Mann, der am beſten tanzte weit und breit, und daher den Namen Tanzbodenkönig hatte. Er war ein armer Menſch geweſen und hatte bei einem Holzherren als Knecht gedient; da wurde er auf einmal ſteinreich; die Einen ſagten, er habe unter einer alten Tanne einen Topf voll Geld gefunden, die Anderen behaupteten, er habe unweit Bingen im Rhein mit der Stechſtange, womit die Flötzer zuweilen nach den Fiſchen ſtechen, einen Pack mit Goldſtücken heraufgefiſcht, und der Pack gehöre zu dem großen Nibelungenhort, der dort vergraben liegt, kurz, er war auf einmal reich geworden und wurde von Jung und Alt angeſehen wie ein Prinz.

An dieſe drei Männer dachte Kohlen-Munk-Peter oft, wenn er einſam im Tannenwald ſaß. Zwar hatten

alle drei einen Hauptfehler, der ſie bei den Leuten verhaßt machte, es war dies ihr unmenſchlicher Geiz, ihre Gefühlloſigkeit gegen Schuldner und Arme, denn die Schwarzwälder ſind ein gutmüthiges Völklein; aber man weiß, wie es mit ſolchen Dingen geht; waren ſie auch wegen ihres Geizes verhaßt, ſo ſtanden ſie doch wegen ihres Geldes in Anſehen; denn wer konnte Thaler wegwerfen, wie ſie, als ob man das Geld von den Tannen ſchüttelte?

„So geht es nicht mehr weiter," ſagte Peter eines Tages ſchmerzlich betrübt zu ſich, denn Tags zuvor war Feiertag geweſen und alles Volk in der Schenke; „wenn ich nicht bald auf den grünen Zweig komme, ſo thu' ich mir etwas zu Leid; wär' ich doch nur ſo angeſehen und reich wie der dicke Ezechiel, oder ſo kühn und ſo gewaltig wie der lange Schlurker, oder ſo berühmt und könnte den Muſikanten Thaler ſtatt Kreuzer zuwerfen wie der Tanzbodenkönig! Wo nur der Burſche das Geld her hat?" Allerlei Mittel ging er durch, wie man ſich Geld erwerben könne, aber keines wollte ihm gefallen; endlich fielen ihm auch die Sagen von Leuten bei, die vor alten Zeiten durch den Holländer-Michel und durch das Glasmännlein reich geworden waren. So lang ſein Vater noch lebte, kamen oft andere arme Leute zum Beſuch, und da wurde oft lang und breit von reichen Menſchen geſprochen und wie ſie reich geworden; da ſpielte nun oft das Glasmännlein eine Rolle; ja, wenn er recht nachſann, konnte er ſich beinahe noch des Verſleins erinnern, das man am Tannenbühl in der Mitte des Waldes ſprechen mußte, wenn es erſcheinen ſollte. Es fing an:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Biſt ſchon viel hundert Jahre alt;
Dir gehört all' Land, wo Tannen ſtehn —

Aber er mochte ſein Gedächtniß anſtrengen, wie er wollte, weiter konnte er ſich keines Verſes mehr entſinnen. Er dachte oft, ob er nicht dieſen oder jenen alten Mann fragen ſollte, wie das Sprüchlein heiße; aber immer hielt ihn eine gewiſſe Scheu, ſeine Gedanken zu verrathen ab; auch ſchloß er, es müſſe die Sage vom Glasmännlein nicht ſehr bekannt ſeyn, und den Spruch müßten nur Wenige wiſſen, denn es gab nicht viele reiche Leute im Wald, und — warum hatten denn nicht ſein Vater und die andern armen Leute ihr Glück verſucht? Er brachte endlich einmal ſeine Mutter auf das Männlein zu ſprechen, und dieſe erzählte ihm, was er ſchon wußte, kannte auch nur noch die erſte Zeile von dem Spruch und ſagte ihm endlich, nur Leuten, die an einem Sonntag zwiſchen elf und zwei Uhr geboren ſeyen, zeige ſich das Geiſtchen. Er ſelbſt würde wohl dazu paſſen, wenn er nur das Sprüchlein wüßte, denn er ſey Sonntag Mittags zwölf Uhr geboren.

Als dies der Kohlen-Munk-Peter hörte, war er vor Freude und vor Begierde, dies Abenteuer zu unternehmen, beinahe außer ſich. Es ſchien ihm hinlänglich, einen Theil des Sprüchleins zu wiſſen und am Sonntag geboren zu ſeyn, und Glasmännlein mußte ſich ihm zeigen. Als er daher eines Tages ſeine Kohlen verkauft hatte, zündete er keinen neuen Meiler an, ſondern zog ſeines Vaters Staatswamms und neue rothe Strümpfe an, ſetzte den Sonntagshut auf, faßte ſeinen fünf Fuß

hohen Schwarzdornstock in die Hand und nahm von der Mutter Abschied: „Ich muß aufs Amt in die Stadt; denn wir werden bald spielen müssen, wer Soldat wird, und da will ich dem Amtmann nur noch einmal einschärfen, daß Ihr Wittwe seyd und ich Euer einziger Sohn.“ Die Mutter lobte seinen Entschluß, er aber machte sich auf nach dem Tannenbühl. Der Tannenbühl liegt auf der höchsten Höhe des Schwarzwaldes, und auf zwei Stunden im Umkreis stand damals kein Dorf, ja nicht einmal eine Hütte, denn die abergläubischen Leute meinten, es sey dort unsicher. Man schlug auch, so hoch und prachtvoll dort die Tannen standen, ungern Holz in jenem Revier, denn oft waren den Holzhauern, wenn sie dort arbeiteten, die Aexte vom Stiel gesprungen und in den Fuß gefahren, oder die Bäume waren schnell umgestürzt und hatten die Männer mit umgerissen und beschädigt oder gar getödtet; auch hätte man die schönsten Bäume von dorther nur zu Brennholz brauchen können, denn die Floßherren nahmen nie einen Stamm aus dem Tannenbühl unter ein Floß auf, weil die Sage ging, daß Mann und Holz verunglücke, wenn ein Tannenbühler mit im Wasser sey. Daher kam es, daß im Tannenbühl die Bäume so dicht und so hoch standen, daß es am hellen Tag beinahe Nacht war, und Peter Munk wurde es ganz schaurig dort zu Muth; denn er hörte keine Stimme, keinen Tritt als den seinigen, keine Axt; selbst die Vögel schienen diese dichte Tannennacht zu vermeiden.

Kohlen-Munk-Peter hatte jetzt den höchsten Punkt des Tannenbühls erreicht und stand vor einer Tanne

von ungeheurem Umfang, um die ein holländiſcher Schiffsherr an Ort und Stelle viele hundert Gulden gegeben hätte. „Hier,“ dachte er, „wird wohl der Schatzhauſer wohnen,“ zog ſeinen großen Sonntagshut, machte vor dem Baum eine tiefe Verbeugung, räuſperte ſich und ſprach mit zitternder Stimme: „Wünſche glückſeligen Abend, Herr Glasmann.“ Aber es erfolgte keine Antwort, und alles umher war ſo ſtill wie zuvor. „Vielleicht muß ich doch das Verslein ſprechen,“ dachte er weiter und murmelte:

„Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
Biſt ſchon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all' Land, wo Tannen ſtehn“ —

Indem er dieſe Worte ſprach, ſah er zu ſeinem großen Schrecken eine ganze kleine ſonderbare Geſtalt hinter der dicken Tanne hervorſchauen; es war ihm, als habe er das Glasmännlein geſehen, wie man ihn beſchrieben, das ſchwarze Wämmschen, die rothen Strümpfchen, das Hütchen, alles war ſo, ſelbſt das blaſſe, aber feine und kluge Geſichtchen, wovon man erzählte, glaubte er geſehen zu haben. Aber ach, ſo ſchnell es hervorgeſchaut hatte, das Glasmännlein, ſo ſchnell war es auch wieder verſchwunden! „Herr Glasmann!“ rief nach einigem Zögern Peter Munk, „ſeyd ſo gütig und haltet mich nicht für Narren. — Herr Glasmann, wenn Ihr meint, ich habe Euch nicht geſehen, ſo täuſchet Ihr Euch ſehr, ich ſah Euch wohl hinter dem Baum hervorgucken.“ — Immer keine Antwort, nur zuweilen glaubte er ein leiſes heiſeres Kichern hinter dem Baum zu vernehmen. Endlich überwand

ſeine Ungeduld die Furcht, die ihn bis jetzt noch abgehalten hatte; „warte, du kleiner Burſche!“ rief er, „dich will ich bald haben,“ ſprang mit einem Satz hinter die Tanne, aber da war kein Schatzhauſer im grünen Tannenwald, und nur ein kleines zierliches Eichhörnchen jagte an dem Baum hinauf.

Peter Munk ſchüttelte den Kopf; er ſah ein, daß er die Beſchwörung bis auf einen gewiſſen Grad gebracht habe, und daß ihm vielleicht nur noch ein Reim zu dem Sprüchlein fehle, ſo könne er das Glasmännlein hervorlocken; aber er ſann hin, er ſann her und fand nichts. Das Eichhörnchen zeigte ſich an den unterſten Aeſten der Tanne und ſchien ihn aufzumuntern oder zu verſpotten. Es putzte ſich, es rollte den ſchönen Schweif, es ſchaute ihn mit klugen Augen an, aber endlich fürchtete er ſich doch beinahe, mit dieſem Thier allein zu ſeyn; denn bald ſchien das Eichhörnchen einen Menſchenkopf zu haben und einen dreiſpitzigen Hut zu tragen, bald war es ganz wie ein anderes Eichhörnchen und hatte nur an den Hinterfüßen rothe Strümpfe und ſchwarze Schuhe. Kurz es war ein luſtiges Thier, aber dennoch graute Kohlen-Munk-Peter, denn er meinte, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

Mit ſchnelleren Schritten, als er gekommen war, zog Peter wieder ab. Das Dunkel des Tannenwaldes ſchien immer ſchwärzer zu werden, die Bäume ſtanden immer dichter, und ihm fing an ſo zu grauen, daß er im Trab davon jagte, und erſt, als er in der Ferne Hunde bellen hörte und bald darauf zwiſchen den Bäumen den Rauch einer Hütte erblickte, wurde er wieder ruhiger.

Aber als er näher kam und die Tracht der Leute in der Hütte erblickte, fand er, daß er aus Angſt gerade die entgegengeſetzte Richtung genommen und ſtatt zu den Glasleuten zu den Flötzern gekommen ſey. Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren Holzfäller; ein alter Mann, ſein Sohn, der Hauswirth, und einige erwachſene Enkel. Sie nahmen Kohlen-Munk-Peter, der um ein Nachtlager bat, gut auf, ohne nach ſeinem Namen und Wohnort zu fragen, gaben ihm Aepfelwein zu trinken, und Abends wurde ein großer Auerhahn, die beſte Schwarzwaldſpeiſe, aufgeſetzt.

Nach dem Nachteſſen ſetzten ſich die Hausfrau und ihre Töchter mit ihren Kunkeln um den großen Lichtſpan, den die Jungen mit dem feinſten Tannenharz unterhielten, der Großvater, der Gaſt und der Hauswirth rauchten und ſchauten den Weibern zu, die Burſche aber waren beſchäftigt, Löffel und Gabeln aus Holz zu ſchnitzeln. Draußen im Wald heulte der Sturm und raste in den Tannen, man hörte da und dort ſehr heftige Schläge, und es ſchien oft, als ob ganze Bäume abgeknickt würden und zuſammenkrachten. Die furchtloſen Jungen wollten hinaus in den Wald laufen und dieſes furchtbar ſchöne Schauſpiel mit anſehen, ihr Großvater aber hielt ſie mit ſtrengem Wort und Blick zurück. „Ich will keinem rathen, daß er jetzt vor die Thür geht!“ rief er ihnen zu, „bei Gott, der kommt nimmermehr wieder; denn der Holländer-Michel haut ſich heute Nacht ein neues G'ſtair (Floßgelenk) im Wald.“

Die Kleinen ſtaunten ihn an; ſie mochten von dem Holländer-Michel ſchon gehört haben, aber ſie baten jetzt

jetzt den Ehni, einmal recht ſchön von jenem zu erzählen. Auch Peter Munk, der vom Holländer-Michel auf der andern Seite des Waldes nur undeutlich hatte ſprechen gehört, ſtimmte mit ein und fragte den Alten, wer und wo er ſey. „Er iſt der Herr dieſes Waldes, und nach dem zu ſchließen, daß Ihr in Eurem Alter dies noch nicht erfahren, müßt Ihr drüben über dem Tannenbühl oder wohl gar noch weiter zu Hauſe ſeyn. Vom Holländer-Michel will ich Euch aber erzählen, was ich weiß und wie die Sage von ihm geht. Vor etwa hundert Jahren, ſo erzählte es wenigſtens mein Ehni, war weit und breit kein ehrlicheres Volk auf Erden, als die Schwarzwälder. Jetzt, ſeit ſo viel Geld im Land iſt, ſind die Menſchen unredlich und ſchlecht. Die jungen Burſche tanzen und johlen am Sonntag, und fluchen, daß es ein Schrecken iſt; damals war es aber anders, und wenn er jetzt zum Fenſter dort herein ſchaute, ſo ſag' ich's und hab' es oft geſagt, der Holländer-Michel iſt ſchuld an all dieſer Verderbniß. Es lebte alſo vor hundert Jahren und drüber ein reicher Holzherr, der viel Geſinde hatte; er handelte bis weit in den Rhein hinab, und ſein Geſchäft war geſegnet, denn er war ein frommer Mann. Kommt eines Abends ein Mann an ſeine Thüre, dergleichen er noch nie geſehen. Seine Kleidung war wie die der Schwarzwälder Burſche, aber er war einen guten Kopf höher als alle, und man hatte noch nie geglaubt, daß es einen ſolchen Rieſen geben könne. Dieſer bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm anſah, daß er ſtark und zu großen Laſten tüchtig ſey, rechnet mit ihm ſeinen Lohn und ſie ſchlagen ein. Der

Michel war ein Arbeiter, wie ſelbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumſchlagen galt er für drei, und wenn ſechs am einen End ſchleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geſchlagen, trat er eines Tages vor ſeinen Herrn und begehrte von ihm: „Hab jetzt lang genug hier Holz gehackt, und ſo möcht' ich auch ſehen, wohin meine Stämme kommen, und wie wär' es, wenn Ihr mich auch 'mal auf den Floß ließet?"

Der Holzherr antwortete: „Ich will dir nicht im Weg ſeyn, Michel, wenn du ein wenig hinaus willſt in die Welt; zwar beim Holzfällen gebrauche ich ſtarke Leute, wie du biſt, auf dem Floß aber kommt es auf Geſchicklichkeit an, doch es ſey für dies Mal."

Und ſo war es; der Floß, mit dem er abgehen ſollte, hatte acht Glaich (Glieder), und waren im letzten von den größten Zimmerbalken. Aber was geſchah? Am Abend zuvor bringt der lange Michel noch acht Balken ans Waſſer, ſo dick und lang, als man keinen je ſah, und jeden trug er ſo leicht auf der Schulter, wie eine Flötzerſtange, ſo daß ſich Alles entſetzte. Wo er ſie gehauen, weiß bis heute noch niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als es dies ſah, denn er berechnete, was dieſe Balken koſten könnten; Michel aber ſagte: „ſo, die ſind für mich zum Fahren, auf den kleinen Spänen dort kann ich nicht fortkommen;" ſein Herr wollte ihm zum Dank ein Paar Flötzerſtiefel ſchenken, aber er warf ſie auf die Seite und brachte ein Paar hervor, wie es ſonſt keine gab; mein Großvater hat verſichert, ſie haben hundert Pfund gewogen und ſeyen fünf Fuß lang geweſen.

Der Floß fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzhauer in Verwunderung geſetzt, ſo ſtaunten jetzt die Flötzer; denn ſtatt daß der Floß, wie man wegen der ungeheuren Balken geglaubt hatte, langſamer auf dem Fluß ging, flog er, ſobald ſie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil; machte der Neckar eine Wendung, und hatten ſonſt die Flötzer Mühe gehabt, den Floß in der Mitte zu halten, um nicht auf Kies oder Sand zu ſtoßen, ſo ſprang jetzt Michel allemal ins Waſſer, rückte mit einem Zug den Floß links oder rechts, ſo daß er ohne Gefahr vorüberglitt, und kam dann eine gerade Stelle, ſo lief er aufs erſte G'ſtair (Gelenk) vor, ließ alle ihre Stangen beiſetzen, ſteckte ſeinen ungeheuren Weberbaum in den Kies, und mit einem Druck flog der Floß dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbeizujagen ſchienen. So waren ſie in der Hälfte der Zeit, die man ſonſt brauchte, nach Köln am Rhein gekommen, wo ſie ſonſt ihre Ladung verkauft hatten; aber hier ſprach Michel: „Ihr ſeyd mir rechte Kaufleute und verſteht Euren Nutzen! Meinet Ihr denn, die Kölner brauchen all dies Holz, das aus dem Schwarzwald kömmt, für ſich? Nein, um den halben Werth kaufen ſie es Euch ab und verhandeln es theuer nach Holland. Laſſet uns die kleinen Balken hier verkaufen, und mit den großen nach Holland gehen; was wir über den gewöhnlichen Preis löſen, iſt unſer eigener Profit.“

So ſprach der argliſtige Michel, und die andern waren es zufrieden; die einen, weil ſie gerne nach Holland gezogen wären, es zu ſehen, die andern des Geldes wegen. Nur ein einziger war redlich und mahnte

ſie ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszuſetzen, oder ihn um den höheren Preis zu betrügen; aber ſie hörten nicht auf ihn und vergaßen ſeine Worte, aber der Holländer-Michel vergaß ſie nicht. Sie fuhren auch mit dem Holz den Rhein hinab, Michel leitete den Floß und brachte ſie ſchnell bis nach Rotterdam. Dort bot man ihnen das Vierfache von dem früheren Preis, und beſonders die ungeheuren Balken des Michel wurden mit ſchwerem Geld bezahlt. Als die Schwarzwälder ſo viel Geld ſahen, wußten ſie ſich vor Freude nicht zu faſſen. Michel theilte ab, einen Theil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer. Und nun ſetzten ſie ſich mit Matroſen und anderem ſchlechten Geſindel in die Wirthshäuſer, verſchlemmten und verſpielten ihr Geld, den braven Mann aber, der ihnen abgerathen, verkaufte der Holländer-Michel an einen Selenverkäufer, und man hat nichts mehr von ihm gehört. Von da an war den Burſchen im Schwarzwald Holland das Paradies und Holländer-Michel ihr König; die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel, und unvermerkt kam Geld, Flüche, ſchlechte Sitten, Trunk und Spiel aus Holland herauf.

Der Holländer-Michel war, als die Geſchichte herauskam, nirgends zu finden, aber todt iſt er auch nicht; ſeit hundert Jahren treibt er ſeinen Spuk im Wald, und man ſagt, daß er ſchon Vielen behüflich geweſen ſey, reich zu werden, aber — auf Koſten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht ſagen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß er noch jetzt in ſolchen Sturmnächten im Tannenbühl, wo man nicht hauen ſoll, überall die

ſchönſten Tannen ausſucht, und mein Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen ſehen, wie ein Rohr. Mit dieſen beſchenkt er die, welche ſich vom Rechten abwenden und zu ihm gehen; um Mitternacht bringen ſie dann die G'ſtair ins Waſſer, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich Herr und König in Holland, ich ließe ihn mit Kartätſchen in den Boden ſchmettern, denn alle Schiffe, die von dem Holländer-Michel auch nur einen Balken haben, müſſen untergehen. Daher kommt es, daß man von ſo viel Schiffbrüchen hört; wie könnte denn ſonſt ein ſchönes ſtarkes Schiff, ſo groß als eine Kirche, zu Grund gehen auf dem Waſſer? Aber ſo oft Holländer-Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, ſpringt eine ſeiner alten aus den Fugen des Schiffes; das Waſſer dringt ein, und das Schiff iſt mit Mann und Maus verloren. Das iſt die Sage vom Holländer-Michel, und wahr iſt es, alles Böſe im Schwarzwald ſchreibt ſich von ihm her; o! er kann einen reich machen!" ſetzte der Greis geheimnißvoll hinzu, „aber ich möchte nichts von ihm haben; ich möchte um keinen Preis in der Haut des dicken Ezechiel und des langen Schlurkers ſtecken; auch der Tanzbodenkönig ſoll ſich ihm ergeben haben!"

Der Sturm hatte ſich während der Erzählung des Alten gelegt; die Mädchen zündeten ſchüchtern die Lampen an und gingen weg; die Männer aber legten Peter Munk einen Sack voll Laub als Kopfkiſſen auf die Ofenbank und wünſchten ihm gute Nacht.

Kohlen-Munk-Peter hatte noch nie ſo ſchwere Träume gehabt, wie in dieſer Nacht; bald glaubte er,

der finstere riesige Holländer-Michel reiße die Stubenfenster auf und reiche mit seinem ungeheuer langen Arm einen Beutel voll Goldstücke herein, die er unter einander schüttelte, daß es hell und lieblich klang; bald sah er wieder das kleine freundliche Glasmännlein auf einer ungeheuren grünen Flasche im Zimmer umherreiten, und er meinte das heisere Lachen wieder zu hören, wie im Tannenbühl; dann brummte es ihm wieder ins linke Ohr:

„In Holland gibt's Gold,
Könnt's haben, wenn Ihr wollt
Um geringen Sold,
Gold, Gold."

Dann hörte er wieder in sein rechtes Ohr das Liedchen vom Schatzhauser im grünen Tannenwald, und eine zarte Stimme flüsterte: „dummer Kohlen-Peter, dummer Peter Munk, kannst kein Sprüchlein reimen auf stehen, und bist doch am Sonntag geboren Schlag zwölf Uhr. Reime, dummer Peter, reime!"

Er ächzte, er stöhnte im Schlaf, er mühte sich ab, einen Reim zu finden, aber da er in seinem Leben noch keinen gemacht hatte, war seine Mühe im Traum vergebens. Als er aber mit dem ersten Frühroth erwachte, kam ihm doch sein Traum sonderbar vor; er setzte sich mit verschränkten Armen hinter den Tisch und dachte über die Einflüsterungen nach, die ihm noch immer im Ohr lagen; „reime, dummer Kohlen-Munk-Peter, reime," sprach er zu sich und pochte mit dem Finger an seine Stirne, aber es wollte kein Reim hervorkommen. Als er noch so da saß, trübe vor sich hinschaute und an

den Reim auf ſtehen dachte, da zogen drei Burſche vor dem Haus vorbei in den Wald, und einer ſang im Vorübergehen:

„Am Berge that ich ſtehen
Und ſchaute in das Thal,
Da hab ich ſie geſehen
Zum allerletzten Mal.“

Das fuhr wie ein leuchtender Blitz durch Peters Ohr, und haſtig raffte er ſich auf, ſtürzte aus dem Haus, weil er meinte, nicht recht gehört zu haben, ſprang den drei Burſchen nach und packte den Sänger haſtig und unſanft beim Arm: „Halt, Freund!“ rief er, „was habt Ihr da auf ſtehen gereimt? thut mir die Liebe, und ſprecht, was Ihr geſungen.“

„Was ficht's dich an, Burſche?“ entgegnete der Schwarzwälder. „Ich kann ſingen, was ich will, und laß gleich meinen Arm los, oder“ —

„Nein, ſagen ſollſt du, was du geſungen haſt!“ ſchrie Peter beinahe außer ſich und packte ihn noch feſter an; die zwei andern aber, als ſie dies ſahen, zögerten nicht lange, ſondern fielen mit derben Fäuſten über den armen Peter her und walkten ihn derb, bis er vor Schmerzen das Gewand des dritten ließ und erſchöpft in die Knie ſank. „Jetzt haſt du dein Theil,“ ſprachen ſie lachend, „und merk' dir, toller Burſche, daß du Leute, wie wir ſind, nimmer anfällſt auf offenem Wege.“

„Ach, ich will mir es gewißlich merken!“ erwiederte Kohlen-Peter ſeufzend; „aber ſo ich die Schläge habe, ſeyd ſo gut und ſaget deutlich, was jener geſungen.“

Da lachten ſie aufs neue und ſpotteten ihn aus; aber der das Lied geſungen, ſagte es ihm vor, und ſingend zogen ſie weiter.

„Alſo ſehen," ſprach der arme Geſchlagene, indem er ſich mühſam aufrichtete; „ſehen auf ſtehen, jetzt, Glasmännlein, wollen wir wieder ein Wort zuſammen ſprechen." Er ging in die Hütte, holte ſeinen Hut und den langen Stock, nahm Abſchied von den Bewohnern der Hütte und trat ſeinen Rückweg nach dem Tannenbühl an. Er ging langſam und ſinnend ſeine Straße, denn er mußte ja einen Vers erſinnen; endlich, als er ſchon in dem Bereich des Tannenbühls ging und die Tannen höher und dichter wurden, hatte er auch ſeinen Vers gefunden und machte vor Freuden einen Sprung in die Höhe. Da trat ein rieſengroßer Mann in Flötzerkleidung, und eine Stange ſo lang wie ein Maſtbaum in der Hand, hinter den Tannen hervor. Peter Munk ſank beinahe in die Knie, als er jenen langſamen Schrittes neben ſich wandeln ſah; denn er dachte, das iſt der Holländer-Michel und kein anderer. Noch immer ſchwieg die furchtbare Geſtalt, und Peter ſchielte zuweilen furchtſam nach ihm hin. Er war wohl einen Kopf größer, als der längſte Mann, den Peter je geſehen, ſein Geſicht war nicht mehr jung, doch auch nicht alt, aber voll Furchen und Falten; er trug ein Wamms von Leinwand, und die ungeheuren Stiefeln über die Lederbeinkleider heraufgezogen, waren Peter aus der Sage wohl bekannt.

„Peter Munk, was thuſt du im Tannenbühl?" fragte der Waldkönig endlich mit tiefer dröhnender Stimme.

„Guten Morgen, Landsmann,“ antwortete Peter, indem er sich unerschrocken zeigen wollte, aber heftig zitterte. „Ich will durch den Tannenbühl nach Haus zurück.“

„Peter Munk,“ erwiederte jener und warf einen stechenden furchtbaren Blick nach ihm herüber, „dein Weg geht nicht durch diesen Hain.“

„Nun so gerade just nicht,“ sagte jener, „aber es macht heute warm, da dachte ich, es wird hier kühler seyn.“

„Lüge nicht, du Kohlen-Peter!“ rief Holländer-Michel mit donnernder Stimme, „oder ich schlag dich mit der Stange zu Boden; meinst, ich hab dich nicht betteln sehen bei dem Kleinen?“ setzte er sanft hinzu. „Geh, Geh, das war ein dummer Streich, und gut ist es, daß du das Sprüchlein nicht wußtest; er ist ein Knauser, der kleine Kerl, und gibt nicht viel, und wem er gibt, der wird seines Lebens nicht froh. — Peter, du bist ein armer Tropf und dauerst mich in der Seele; so ein munterer schöner Bursche, der in der Welt was anfangen könnte, und sollst Kohlen brennen! Wenn andere große Thaler oder Dukaten aus dem Aermel schütteln, kannst du kaum ein paar Sechser aufwenden; 's ist ein ärmlich Leben.“

„Wahr ists, und Recht habt Ihr; ein elendes Leben.“

„Na, mir soll's nicht drauf ankommen,“ fuhr der schreckliche Michel fort, „hab schon manchem braven Kerl aus der Noth geholfen, und du wärest nicht der erste. Sag einmal, wie viel hundert Thaler brauchst du für's Erste?“

Bei dieſen Worten ſchüttelt er das Geld in ſeiner ungeheuren Taſche unter einander, und es klang wieder wie dieſe Nacht im Traum. Aber Peters Herz zuckte ängſtlich und ſchmerzhaft bei dieſen Worten, es wurde ihm kalt und warm, und der Holländer-Michel ſah nicht aus, wie wenn er aus Mitleid Geld wegſchenkte, ohne etwas dafür zu verlangen. Es fielen ihm die geheimnißvollen Worte des alten Mannes über die reichen Menſchen ein, und von unerklärlicher Angſt und Bangigkeit gejagt, rief er: „ſchön Dank, Herr! aber mit Euch will ich nichts zu ſchaffen haben, und ich kenn' Euch ſchon," und lief, was er laufen konnte. — Aber der Waldgeiſt ſchritt mit ungeheuren Schritten neben ihm her und murmelte dumpf und drohend: „wirſt's noch bereuen, Peter, auf deiner Stirne ſteht's geſchrieben, in deinem Auge iſts zu leſen; du entgehſt mir nicht. — Lauf nicht ſo ſchnell, höre nur noch ein vernünftig Wort, dort iſt ſchon meine Grenze." Aber als Peter dies hörte und unweit vor ſich einen kleinen Graben ſah, beeilte er ſich nur noch mehr, über die Grenze zu kommen, ſo daß Michel am Ende ſchneller laufen mußte und unter Flüchen und Drohungen ihn verfolgte. Der junge Mann ſetzte mit einem verzweifelten Sprung über den Graben, denn er ſah, wie der Waldgeiſt mit ſeiner Stange ausholte und ſie auf ihn niederſchmettern laſſen wollte; er kam glücklich jenſeits an, und die Stange zerſplitterte in der Luft wie an einer unſichtbaren Mauer, und ein langes Stück fiel zu Peter herüber.

Triumphirend hob er es auf, um es dem groben Holländer-Michel zuzuwerfen, aber in dieſem Augenblick

fühlte er das Stück Holz in seiner Hand sich bewegen, und zu seinem Entsetzen sah er, daß es eine ungeheure Schlange sey, was er in der Hand hielt, die sich schon mit geifernder Zunge und blitzenden Augen an ihm hinaufbäumte. Er ließ sie los, aber sie hatte sich schon fest um seinen Arm gewickelt und kam mit schwankendem Kopf seinem Gesicht immer näher; da rauschte auf einmal ein ungeheurer Auerhahn nieder, packte den Kopf der Schlange mit dem Schnabel, erhob sich mit ihr in die Lüfte, und Holländer-Michel, der dies alles von dem Graben aus gesehen hatte, heulte und schrie und raste, als die Schlange von einem Gewaltigern entführt ward.

Erschöpft und zitternd setzte Peter seinen Weg fort; der Pfad wurde steiler, die Gegend wilder, und bald befand er sich an der ungeheuren Tanne. Er machte wieder wie gestern seine Verbeugungen gegen das unsichtbare Glasmännlein und hub dann an:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt;
Dein ist all' Land, wo Tannen stehn,
Läßt dich nur Sonntagskindern sehn."

„Hast's zwar nicht ganz getroffen, aber weil du es bist, Kohlen-Munk-Peter, so soll es hingehen," sprach eine zarte feine Stimme neben ihm. Erstaunt sah er sich um, und unter einer schönen Tanne saß ein kleines altes Männlein in schwarzem Wamms und rothen Strümpfen, und den großen Hut auf dem Kopf. Er hatte ein feines freundliches Gesichtchen und ein Bärtchen so zart wie aus Spinnweben; er rauchte, was

sonderbar anzusehen war, aus einer Pfeife von blauem Glas, und als Peter näher trat, sah er zu seinem Erstaunen, das auch Kleider, Schuhe und Hut des Kleinen aus gefärbtem Glas bestanden; aber es war geschmeidig, als ob es noch heiß wäre, denn es schmiegte sich wie Tuch nach jeder Bewegung des Männleins.

„Du hast dem Flegel begegnet, dem Holländer-Michel?“ sagte der Kleine, indem er zwischen jedem Wort sonderbar hüstelte; „er hat dich recht ängstigen wollen, aber seinen Kunstprügel habe ich ihm abgejagt, den soll er nimmer wieder kriegen.“

„Ja, Herr Schatzhauser,“ erwiederte Peter mit einer tiefen Verbeugung, „es war mir recht bange. Aber Ihr seyd wohl der Herr Auerhahn gewesen, der die Schlange todt gebissen; da bedanke ich mich schönstens. — Ich komme aber, um mich Raths zu erholen bei Euch; es geht mir gar schlecht und hinderlich, ein Kohlenbrenner bringt es nicht weit; und da ich noch jung bin, dächte ich doch, es könnte noch was besseres aus mir werden; und wenn ich oft andere sehe, wie weit die es in kurzer Zeit gebracht haben: wenn ich nur den Ezechiel nehme und den Tanzbodenkönig, die haben Geld wie Heu.“

„Peter,“ sagte der Kleine sehr ernst und blies den Rauch aus seiner Pfeife weit hinweg, „Peter, sag' mir nichts von diesen. Was haben sie davon, wenn sie hier ein paar Jahre dem Schein nach glücklich und dann nachher desto unglücklicher sind? Du mußt dein Handwerk nicht verachten; dein Vater und Großvater waren Ehrenleute und haben es auch getrieben; Peter

Munk, ich will nicht hoffen, daß es Liebe zum Müßiggang iſt, was dich zu mir führt."

Peter erſchrack vor dem Ernſt des Männleins und erröthete; „nein," ſagte er, „Müßiggang, weiß ich wohl, Herr Schatzhauſer im Tannenwald, Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, aber das könnet Ihr mir nicht übel nehmen, wenn mir ein anderer Stand beſſer gefällt, als der meinige. Ein Kohlenbrenner iſt halt ſo gar etwas Geringes auf der Welt, und die Glasleute und Flötzer und Uhrmacher und alle ſind angeſehener."

„Hochmuth kommt oft vor dem Fall," erwiederte der kleine Herr vom Tannenwald etwas freundlicher; „ihr ſeyd ein ſonderbar Geſchlecht, ihr Menſchen! Selten iſt einer mit dem Stand ganz zufrieden, in dem er geboren und erzogen iſt, und was gilts, wenn du ein Glasmannn wäreſt, möchteſt du gern ein Holzherr ſeyn, und wäreſt du Holzherr, ſo ſtünde dir des Förſters Dienſt oder des Amtmanns Wohnung an? Aber es ſey; wenn du verſprichſt, brav zu arbeiten, ſo will ich dir zu etwas beſſerem verhelfen, Peter. Ich pflege jedem Sonntagskind, das ſich zu mir zu finden weiß, drei Wünſche zu gewähren; die erſten zwei ſind frei, den dritten kann ich verweigern, wenn er thöricht iſt. So wünſche dir alſo jetzt etwas; aber — Peter, etwas Gutes und Nützliches."

„Heiſa! Ihr ſeyd ein treffliches Glasmännlein, und mit Recht nennt man Euch Schatzhauſer, denn bei Euch ſind die Schätze zu Hauſe. Nu, und alſo darf ich wünſchen, wornach mein Herz begehrt, ſo will ich denn fürs Erſte, daß ich noch beſſer tanzen könne, als der

Tanzbodenkönig, und immer so viel Geld in der Tasche habe, als der dicke Ezechiel."

„Du Thor!" erwiederte der Kleine zürnend, „welch ein erbärmlicher Wunsch ist dies, gut tanzen zu können und Geld zum Spiel zu haben! Schämst du dich nicht, dummer Peter, dich selbst so um dein Glück zu betrügen? Was nützt es dir und deiner armen Mutter, wenn du tanzen kannst? Was nützt dir dein Geld, das nach deinem Wunsch nur für das Wirthshaus ist, und wie das des elenden Tanzbodenkönigs dort bleibt? Dann hast du wieder die ganze Woche nichts und darbst wie zuvor. Noch einen Wunsch gebe ich dir frei, aber sieh dich vor, daß du vernünftiger wünschest."

Peter kratzte sich hinter den Ohren und sprach nach einigem Zögern: „Nun so wünsche ich mir die schönste und reichste Glashütte im ganzen Schwarzwald mit allem Zugehör und Geld, sie zu leiten."

„Sonst nichts?" fragte der Kleine mit besorglicher Miene, „Peter, sonst nichts?"

„Nun — Ihr könnet noch ein Pferd dazuthun und ein Wägelchen" —

„O, du dummer Kohlen-Munk-Peter!" rief der Kleine, und warf seine gläserne Pfeife im Unmuth an eine dicke Tanne, daß sie in hundert Stücke sprang," „Pferde? Wägelchen? Verstand, sag' ich dir, Verstand, gesunden Menschenverstand und Einsicht hättest du wünschen sollen, aber nicht ein Pferdchen und Wägelchen. Nun, werde nur nicht so traurig, wir wollen sehen, daß es auch so nicht zu deinem Schaden ist; denn der zweite Wunsch war im Ganzen nicht thöricht;

eine gute Glashütte nährt auch ihren Mann und Meister, nur hättest du Einsicht und Verstand dazu mitnehmen können, Wagen und Pferde wären dann wohl von selbst gekommen."

„Aber, Herr Schatzhauser," erwiederte Peter, „ich habe ja noch einen Wunsch übrig; da könnte ich ja Verstand wünschen, wenn er mir so nöthig ist, wie Ihr meinet."

„Nichts da; du wirst noch in manche Verlegenheit kommen, wo du froh seyn wirst, wenn du noch einen Wunsch frei hast; und nun mache dich auf den Weg nach Hause. Hier sind," sprach der kleine Tannengeist, indem er ein kleines Beutelein aus der Tasche zog, „hier sind zweitausend Gulden, und damit genug, und komm mir nicht wieder, um Geld zu fordern, denn dann müßte ich dich an die höchste Tanne aufhängen; so hab' ichs gehalten, seit ich in dem Wald wohne. Vor drei Tagen aber ist der alte Winkfritz gestorben, der die große Glashütte gehabt hat im Unterwald. Dorthin gehe morgen frühe und mach' ein Bot auf das Gewerbe, wie es recht ist. Halt dich wohl, sey fleißig, ich will dich zuweilen besuchen, und dir mit Rath und That an die Hand gehen, weil du dir doch keinen Verstand erbeten; aber, das sag' ich dir ernstlich, dein erster Wunsch war böse; nimm dich in Acht vor dem Wirthshauslaufen, Peter! 's hat noch bei keinem lange gut gethan." Das Männlein hatte, während es dies sprach, eine neue Pfeife vom schönsten Beinglas hervorgezogen, sie mit gedörrten Tannenzapfen gestopft und in den kleinen zahnlosen Mund gesteckt. Dann zog es

ein ungeheures Brennglas hervor, trat in die Sonne und zündete seine Pfeife an. Als er damit fertig war, bot er dem Peter freundlich die Hand, gab ihm noch ein paar gute Lehren auf den Weg, rauchte und blies immer schneller und verschwand endlich in einer Rauchwolke, die nach ächtem holländischem Tabak roch und langsam sich kräuselnd in den Tannenwipfeln verschwebte.

Als Peter nach Haus kam, fand er seine Mutter sehr in Sorgen um ihn, denn die gute Frau glaubte nicht anders, als ihr Sohn sey zum Soldaten ausgehoben worden. Er aber war fröhlich und guter Dinge und erzählte ihr, wie er im Wald einen guten Freund getroffen, der ihm Geld vorgeschossen habe, um ein anderes Geschäft als Kohlenbrennen anzufangen. Obgleich seine Mutter schon seit dreißig Jahren in der Köhlerhütte wohnte und an den Anblick berußter Leute gewöhnt war, wie jede Müllerin an das Mehlgesicht ihres Mannes, so war sie doch eitel genug, sobald ihr Peter ein glänzenderes Loos zeigte, ihren früheren Stand zu verachten, und sprach: „ja, als Mutter eines Mannes, der eine Glashütte besitzt, bin ich doch was anderes, als Nachbarin Grete und Bete, und setze mich in Zukunft vornehin in der Kirche, wo rechte Leute sitzen.“ Ihr Sohn wurde mit den Erben der Glashütte bald handelseinig; er behielt die Arbeiter, die er vorfand, bei sich und ließ nun Tag und Nacht Glas machen. Anfangs gefiel ihm das Handwerk wohl; er pflegte gemächlich in die Glashütte hinabzusteigen, ging dort mit vornehmen Schritten, die Hände in die Tasche gesteckt, hin und her, guckte dahin, guckte dorthin, sprach dies und jenes, worüber

ſeine Arbeiter oft nicht wenig lachten, und ſeine größte Freude war, das Glas blaſen zu ſehen, und oft machte er ſich ſelbſt an die Arbeit und formte aus der noch weichen Maſſe die ſonderbarſten Figuren. Bald aber war ihm die Arbeit entleidet, und er kam zuerſt nur noch eine Stunde des Tages in die Hütte, dann nur alle zwei Tage, endlich die Woche nur einmal, und ſeine Geſellen machten, was ſie wollten. Das alles kam aber nur vom Wirthshauslaufen; den Sonntag, nachdem er vom Tannenbühl zurückgekommen war, ging er ins Wirthshaus, und wer ſchon auf dem Tanzboden ſprang, war der Tanzbodenkönig, und der dicke Ezechiel ſaß auch ſchon hinter der Maaskanne und knöchelte um Kronenthaler. Da fuhr Peter ſchnell in die Taſche, zu ſehen, ob ihm das Glasmännlein Wort gehalten, und ſiehe, ſeine Taſche ſtrotzte von Silber und Gold; auch in ſeinen Beinen zuckte und drückte es, wie wenn ſie tanzen und ſpringen wollten, und als der erſte Tanz zu Ende war, ſtellte er ſich mit ſeiner Tänzerin oben an neben den Tanzbodenkönig, und ſprang dieſer drei Schuh hoch, ſo flog Peter vier, und machte dieſer wunderliche und zierliche Schritte, ſo verſchlang und drehte Peter ſeine Füße, daß alle Zuſchauer vor Luſt und Verwunderung beinahe außer ſich kamen. Als man aber auf dem Tanzboden vernahm, daß Peter eine Glashütte gekauft habe, als man ſah, daß er ſo oft er an den Muſikanten vorbeitanzte, ihnen einen Sechsbätzner zuwarf, da war des Staunens kein Ende; die einen glaubten, er habe einen Schatz im Wald gefunden, die andern meinten, er habe eine Erbſchaft gethan, aber

alle verehrten ihn jetzt und hielten ihn für einen gemachten Mann, nur weil er Geld hatte. Verspielte er doch noch an demselben Abend zwanzig Gulden, und nichts desto minder rasselte und klang es in seiner Tasche, wie wenn noch hundert Thaler darin wären.

Als Peter sah, wie angesehen er war, wußte er sich vor Freude und Stolz nicht zu fassen. Er warf das Geld mit vollen Händen weg und theilte es den Armen reichlich mit, wußte er doch, wie ihn selbst einst die Armuth gedrückt hatte. Des Tanzbodenkönigs Künste wurden vor den übernatürlichen Künsten des neuen Tänzers zu Schanden, und Peter führte jetzt den Namen Tanzkaiser. Die unternehmendsten Spieler am Sonntag wagten nicht soviel wie er, aber sie verloren auch nicht soviel. Und je mehr er verlor, desto mehr gewann er; das verhielt sich aber ganz so, wie er es vom kleinen Glasmännlein verlangt hatte; er hatte sich gewünscht, immer so viel Geld in der Tasche zu haben, wie der dicke Ezechiel, und gerade dieser war es, an welchen er sein Geld verspielte; und wenn er zwanzig, dreißig Gulden auf einmal verlor, so hatte er sie alsobald wieder in der Tasche, wenn sie Ezechiel einstrich. Nach und nach brachte er es aber im Schlemmen und Spielen weiter als die schlechtesten Gesellen im Schwarzwald, und man nannte ihn öfter den Spielpeter, als Tanzkaiser, denn er spielte jetzt auch beinahe an allen Werktagen. Darüber kam aber seine Glashütte nach und nach in Verfall, und daran war Peters Unverstand schuld. Glas ließ er machen, so viel man immer machen konnte, aber er hatte mit der Hütte nicht zugleich das

Geheimniß gekauft, wohin man es am beſten verſchließen könne. Er wußte am Ende mit der Menge Glas nichts anzufangen und verkaufte es um den halben Preis an herumziehende Händler, nur um ſeine Arbeiter bezahlen zu können.

Eines Abends ging er auch wieder vom Wirthshaus heim und dachte trotz des vielen Weines, den er getrunken, um ſich fröhlich zu machen, mit Schrecken und Gram an den Verfall ſeines Vermögens; da bemerkte er auf einmal, daß jemand neben ihm gehe, er ſah ſich um, und ſiehe da — es war das Glasmännlein. Da gerieth er in Zorn und Eifer, vermaß ſich hoch und theuer und ſchwur, der Kleine ſey an all ſeinem Unglück ſchuld; „was thu ich nun mit Pferd und Wägelchen?“ rief er, was nutzt mich die Hütte und all mein Glas? Selbſt als ich noch ein elender Köhlersburſch war, lebte ich froher und hatte keine Sorgen; jetzt weiß ich nicht, wenn der Amtmann kommt, und meine Habe ſchätzt und mir vergantet der Schulden wegen!“

„So?“ entgegnete das Glasmännlein; „ſo? ich alſo ſoll ſchuld daran ſeyn, wenn du unglücklich biſt? Iſt dies der Dank für meine Wohlthaten? Wer hieß dich ſo thöricht wünſchen? Ein Glasmann wollteſt du ſeyn und wußteſt nicht, wohin dein Glas verkaufen? Sagte ich dir nicht, du ſollteſt behutſam wünſchen? Verſtand, Peter, Klugheit hat dir gefehlt.“

„Was Verſtand und Klugheit!“ rief jener, „ich bin ein ſo kluger Burſche als irgend einer und will es dir zeigen, Glasmännlein,“ und bei dieſen Worten faßte er das Männlein unſanft am Kragen und ſchrie:

„Hab' ich dich jetzt, Schatzhauser im grünen Tannenwald? Und den dritten Wunsch will ich jetzt thun, den sollst du mir gewähren; und so will ich hier auf der Stelle zweimalhunderttausend harte Thaler, und ein Haus und — o weh!" schrie er und schüttelte die Hand, denn das Waldmännlein hatte sich in glühendes Glas verwandelt und brannte in seiner Hand wie sprühendes Feuer. Aber von dem Männlein war nichts mehr zu sehen.

Mehrere Tage lang erinnerte ihn seine geschwollene Hand an seine Undankbarkeit und Thorheit; dann aber übertäubte er sein Gewissen und sprach: „und wenn sie mir die Glashütte und alles verkaufen, so bleibt mir doch noch immer der dicke Ezechiel; so lange der Geld hat am Sonntag, kann es mir nicht fehlen."

Ja, Peter! aber wenn er keines hat? Und so geschah es eines Tages und war ein wunderliches Rechenexempel. Denn eines Sonntags kam er angefahren ans Wirthshaus, und die Leute streckten die Köpfe durch die Fenster und der eine sagte: „da kommt der Spielpeter," und der andere: „ja der Tanzkaiser, der reiche Glasmann," und ein dritter schüttelte den Kopf und sprach: „mit dem Reichthum kann man es machen, man sagt allerlei von seinen Schulden, und in der Stadt hat einer gesagt, der Amtmann werde nicht mehr lang säumen zum Auspfänden." Indessen grüßte der reiche Peter die Gäste am Fenster vornehm und gravitätisch, stieg vom Wagen und schrie: „Sonnenwirth, guten Abend! ist der dicke Ezechiel schon da?" Und eine tiefe Stimme rief: „Nur herein, Peter! dein Platz ist dir aufbehalten,

wir ſind ſchon da und bei den Karten.“ So trat Peter Munk in die Wirthsſtube, fuhr gleich in die Taſche und merkte, daß Ezechiel gut verſehen ſeyn müſſe, denn ſeine Taſche war bis oben angefüllt.

Er ſetzte ſich hinter den Tiſch zu den andern und gewann und verlor hin und her, und ſo ſpielten ſie bis andere ehrliche Leute, als es Abend wurde, nach Hauſe gingen, und ſpielten bei Licht, bis zwei andere Spieler ſagten: „jetzt iſt's genug, und wir müſſen heim zu Frau und Kind.“ Aber Spielpeter forderte den dicken Ezechiel auf zu bleiben; dieſer wollte lange nicht, endlich aber rief er: „gut, jetzt will ich mein Geld zählen, und dann wollen wir knöcheln, den Satz um fünf Gulden, denn niederer iſt es doch nur Kinderſpiel.“ Er zog den Beutel und zählte, und fand hundert Gulden baar, und Spielpeter wußte nun, wie viel er ſelbſt habe, und brauchte es nicht erſt zu zählen. Aber hatte Ezechiel vorher gewonnen, ſo verlor er jetzt Satz für Satz und fluchte greulich dabei. Warf er einen Paſch, gleich warf Spielpeter auch einen, und immer zwei Augen höher. Da ſetzte er endlich die letzten fünf Gulden auf den Tiſch und rief: „noch einmal, und wenn ich auch den noch verliere, ſo höre ich doch nicht auf, dann leihſt du mir von deinem Gewinn, Peter; ein ehrlicher Kerl hilft dem andern!“

„So viel du willſt, und wenn es hundert Gulden ſeyn ſollten,“ ſprach der Tanzkaiſer, fröhlich über ſeinen Gewinn, und der dicke Ezechiel ſchüttelte die Würfel und warf fünfzehn. „Paſch!“ rief er, „jetzt wollen wir ſehen!“ Peter aber warf achtzehn, und eine heiſere bekannte Stimme hinter ihm ſprach: „So, das war der letzte.“

Er ſah ſich um, und rieſengroß ſtand der Holländer-Michel hinter ihm; erſchrocken ließ er das Geld fallen, das er ſchon eingezogen hatte. Aber der dicke Ezechiel ſah den Waldmann nicht, ſondern verlangte, der Spielpeter ſolle ihm zehn Gulden vorſtrecken zum Spiel; halb im Traum fuhr dieſer mit der Hand in die Taſche, aber da war kein Geld; er ſuchte in der andern Taſche, aber auch da fand ſich nichts; er kehrte den Rock um, aber es fiel kein rother Heller heraus, und jetzt erſt gedachte er ſeines eigenen erſten Wunſches, immer ſo viel Geld zu haben, als der dicke Ezechiel. Wie Rauch war alles verſchwunden.

Der Wirth und Ezechiel ſahen ihn ſtaunend an, als er immer ſuchte und ſein Geld nicht finden konnte, ſie wollten ihm nicht glauben, daß er keines mehr habe; aber als ſie endlich ſelbſt in ſeinen Taſchen ſuchten, wurden ſie zornig und ſchwuren, der Spielpeter ſey ein böſer Zauberer, und habe all' das gewonnene Geld und ſein eigenes nach Hauſe gewünſcht. Peter vertheidigte ſich ſtandhaft, aber der Schein war gegen ihn; Ezechiel ſagte, er wolle die ſchreckliche Geſchichte allen Leuten im Schwarzwald erzählen, und der Wirth verſprach ihm, morgen mit dem früheſten in die Stadt zu gehen und Peter Munk als Zauberer anzuklagen, und er wolle es erleben, ſetzte er hinzu, daß man ihn verbrenne. Dann fielen ſie wüthend über ihn her, riſſen ihm das Wamms vom Leib und warfen ihn zur Thüre hinaus.

Kein Stern ſchien am Himmel, als Peter trübſelig ſeiner Wohnung zuſchlich, aber dennoch konnte er eine dunkle Geſtalt erkennen, die neben ihm herſchritt und

endlich ſprach: „Mit dir iſt's aus, Peter Munk, all' deine Herrſchaft iſt zu Ende, und das hätt' ich dir ſchon damals ſagen können, als du nichts von mir hören wollteſt und zu dem dummen Glaszwerg liefſt. Da ſiehſt du jetzt, was man davon hat, wenn man meinen Rath verachtet. Aber verſuch' es einmal mit mir, ich habe Mitleiden mit deinem Schickſal; noch keinen hat es gereut, der ſich an mich wandte, und wenn du den Weg nicht ſcheuſt, morgen den ganzen Tag bin ich am Tannenbühl zu ſprechen, wenn du mich rufſt." Peter merkte wohl, wer ſo zu ihm ſpreche, aber es kam ihm ein Grauen an; er antwortete nichts, ſondern lief ſeinem Haus zu.

Bei dieſen Worten wurde der Erzähler durch ein Geräuſch vor der Schenke unterbrochen. Man hörte einen Wagen anfahren, mehrere Stimmen riefen nach Licht, es wurde heftig an das Hofthor gepocht und dazwiſchen heulten mehrere Hunde. Die Kammer, die man dem Fuhrmann und den Handwerksburſchen angewieſen hatte, ging nach der Straße hinaus; die vier Gäſte ſprangen auf und liefen dorthin, um zu ſehen, was vorgefallen ſey. Soviel ſie beim Schein einer Laterne ſehen konnten, ſtand ein großer Reiſewagen vor der Schenke; ſo eben war ein großer Mann beſchäftigt, zwei verſchleierte Frauen aus dem Wagen zu heben, und einen Kutſcher in Livrée ſah man die Pferde abſpannen, ein Bedienter aber ſchnallte den Koffer los. „Dieſen ſey Gott gnädig!" ſeufzte der Fuhrmann, „wenn dieſe mit heiler Haut aus der Schenke kommen, ſo iſt mir für meinen Karren auch nicht mehr bange."

„Stille!“ flüſterte der Student, „mir ahnet, daß man eigentlich nicht uns, ſondern dieſen Damen auflauert; wahrſcheinlich waren ſie unten ſchon von ihrer Reiſe unterrichtet. Wenn man ſie nur warnen könnte; doch halt! es iſt im ganzen Wirthshaus kein anſtändiges Zimmer für die Damen, als das neben dem meinigen. Dorthin wird man ſie führen. Bleibet ihr ruhig in dieſer Kammer, ich will die Bedienten zu unterrichten ſuchen.“

Der junge Mann ſchlich ſich auf ſein Zimmer, löſchte die Kerzen aus und ließ nur das Licht brennen, das ihm die Wirthin gegeben. Dann lauſchte er an der Thüre.

Bald kam die Wirthin mit den Damen die Treppe herauf und führte ſie mit freundlichen ſanften Worten in das Zimmer neben an. Sie redete ihren Gäſten zu, ſich bald niederzulegen, weil ſie von der Reiſe erſchöpft ſeyn werden; dann ging ſie wieder hinab. Bald darauf hörte der Student ſchwere männliche Tritte die Treppe herauf kommen; er öffnete behutſam die Thüre und erblickte durch eine kleine Spalte den großen Mann, welcher die Damen aus dem Wagen gehoben; er trug ein Jagdkleid, hatte einen Hirſchfänger an der Seite und war wohl der Reiſeſtallmeiſter oder Begleiter der fremden Damen. Als der Student bemerkte, daß dieſer allein heraufgekommen war, öffnete er ſchnell die Thüre und winkte dem Mann, zu ihm einzutreten. Verwundert trat dieſer näher, und ehe er noch fragen konnte, was man von ihm wolle, flüſterte ihm jener zu: „Mein Herr, Sie ſind heute Nacht in eine Räuberſchenke gerathen.“

Der Mann erſchrack; der Student zog ihn aber vollends in ſeine Thüre und erzählte ihm, wie verdächtig es in dieſem Hauſe ausſehe.

Der Jäger wurde ſehr beſorgt, als er dies hörte; er belehrte den jungen Mann, daß die Damen, eine Gräfin und ihre Kammerfrau, anfänglich die ganze Nacht durch haben fahren wollen; aber etwa eine halbe Stunde von dieſer Schenke ſey ihnen ein Reiter begegnet, der ſie angerufen und gefragt habe, wohin ſie reiſen wollten. Als er vernommen, daß ſie geſonnen ſeyen, die ganze Nacht durch den Speſſart zu reiſen, habe er ihnen abgerathen, indem es gegenwärtig ſehr unſicher ſey, „wenn Ihnen am Rath eines redlichen Mannes etwas liegt,“ habe er hinzugeſetzt, „ſo ſtehen Sie ab von dieſem Gedanken; es liegt nicht weit von hier eine Schenke; ſo ſchlecht und unbequem ſie ſeyn mag, ſo übernachten Sie lieber daſelbſt, als daß Sie ſich in dieſer dunkeln Nacht unnöthig der Gefahr preisgeben.“ Der Mann, der ihnen dies gerathen, habe ſehr ehrlich und rechtlich ausgeſehen, und die Gräfin habe in der Angſt vor einem Räuberanfall befohlen, an dieſer Schenke ſtille zu halten.

Der Jäger hielt es für ſeine Pflicht, die Damen von der Gefahr, worin ſie ſchwebten, zu unterrichten. Er ging in das andere Zimmer, und bald darauf öffnete er die Thüre, welche von dem Zimmer der Gräfin in das des Studenten führte; die Gräfin, eine Dame von etwa vierzig Jahren, trat vor Schrecken bleich zu dem Studenten heraus, und ließ ſich alles noch einmal von ihm wiederholen. Dann berieth man ſich, was in dieſer mißlichen Lage zu thun ſey, und beſchloß, ſo behutſam

als möglich die zwei Bedienten, den Fuhrmann und die Handwerksburſche herbeizuholen, um im Fall eines Angriffs wenigſtens gemeinſame Sache machen zu können.

Als dieſes bald darauf geſchehen war, wurde das Zimmer der Gräfin gegen die Hausflur hin verſchloſſen und mit Kommoden und Stühlen verrammelt. Sie ſetzte ſich mit ihrer Kammerfrau aufs Bette und die zwei Bedienten hielten bei ihr Wache. Die früheren Gäſte aber und der Jäger ſetzten ſich im Zimmer des Studenten um den Tiſch und beſchloſſen die Gefahr zu erwarten. Es mochte jetzt etwa zehn Uhr ſeyn, im Hauſe war alles ruhig und ſtill, und noch machte man keine Miene, die Gäſte zu ſtören. Da ſprach der Zirkelſchmied: „um wach zu bleiben, wäre es wohl das Beſte, wir machten es wieder wie zuvor, wir erzählten nämlich, was wir von allerlei Geſchichten wiſſen, und wenn der Herr Jäger nichts dagegen hat, ſo könnten wir weiter fortfahren.“ Der Jäger aber hatte nicht nur nichts dagegen einzuwenden, ſondern um ſeine Bereitwilligkeit zu zeigen, verſprach er, ſelbſt etwas zu erzählen. Er hub an:

Said's Schicksale.

Zur Zeit Harun Al-Raſchids, des Beherrſchers von Bagdad, lebte ein Mann in Balſora, mit Namen Benezar. Er hatte gerade ſo viel Vermögen, um für ſich bequem und ruhig leben zu können, ohne ein Geſchäft oder einen Handel zu treiben; auch als ihm ein Sohn geboren wurde, ging er von dieſer Weiſe nicht ab. „Warum ſoll ich in meinem Alter noch ſchachern und handeln,“ ſprach er zu ſeinen Nachbarn, „um vielleicht

Said, meinem Sohn, tauſend Goldſtücke mehr hinterlaſſen zu können, wenn es gut geht, und geht es ſchlecht, tauſend weniger? Wo zwei ſpeiſen, wird auch ein dritter ſatt, ſagt das Sprichwort, und wenn er nur ſonſt ein guter Junge wird, ſoll es ihm an nichts fehlen.“ So ſprach Benezar und hielt Wort; denn er ließ auch ſeinen Sohn nicht zum Handel oder einem Gewerbe erziehen, doch unterließ er nicht, die Bücher der Weisheit mit ihm zu leſen, und da nach ſeiner Anſicht einen jungen Mann außer Gelehrſamkeit und Ehrfurcht vor dem Alter nichts mehr zierte, als ein gewandter Arm und Muth, ſo ließ er ihn frühe in den Waffen unterweiſen, und Said galt bald unter ſeinen Altersgenoſſen, ja ſelbſt unter älteren Jünglingen für einen gewaltigen Kämpfer, und im Reiten und Schwimmen that es ihm keiner zuvor.

Als er achtzehn Jahre alt war, ſchickte ihn ſein Vater nach Mekka zum Grab des Propheten, um an Ort und Stelle ſein Gebet und ſeine religiöſen Uebungen zu verrichten, wie es Sitte und Gebot erfordern. Ehe er abreiste, ließ ihn ſein Vater noch einmal vor ſich kommen, lobte ſeine Aufführung, gab ihm gute Lehren, verſah ihn mit Geld und ſprach dann: „Noch etwas, mein Sohn Said! Ich bin ein Mann, der über die Vorurtheile des Pöbels erhaben iſt. Ich höre zwar gerne Geſchichten von Feyen und Zauberern erzählen, weil mir die Zeit dabei angenehm vergeht; doch bin ich weit entfernt daran zu glauben, wie ſo viele unwiſſende Menſchen thun, daß dieſe Genien, oder wer ſie ſonſt ſeyn mögen, Einfluß auf das Leben und Treiben der Menſchen haben. Deine Mutter aber, ſie iſt jetzt zwölf

Jahre todt, deine Mutter glaubte so fest daran, als an den Koran; ja sie hat mir in einer einsamen Stunde, nachdem ich ihr geschworen, es niemand als ihrem Kind zu entdecken, vertraut, daß sie selbst von ihrer Geburt an mit einer Fee in Berührung gestanden habe. Ich habe sie deßwegen ausgelacht, und doch muß ich gestehen, Said, daß bei deiner Geburt einige Dinge vorfielen, die mich selbst in Erstaunen setzten. Es hatte den ganzen Tag geregnet und gedonnert, und der Himmel war so schwarz, daß man nichts lesen konnte ohne Licht. Aber um vier Uhr Nachmittags sagte man mir an, es sey mir ein Knäblein geboren. Ich eilte nach den Gemächern deiner Mutter, um meinen Erstgebornen zu sehen und zu segnen, aber alle ihre Zofen standen vor der Thüre, und auf meine Fragen antworteten sie, daß jetzt niemand in das Zimmer treten dürfe, Zemira, deine Mutter, habe alle hinausgehen heißen, weil sie allein seyn wolle. Ich pochte an die Thüre, aber umsonst, sie blieb verschlossen.

„Während ich so halb unwillig unter den Zofen vor der Thüre stand, klärte sich der Himmel so plötzlich auf, wie ich es nie gesehen hatte, und das Wunderbarste war, daß nur über unserer lieben Stadt Balsora eine reine blaue Himmelswölbung erschien, ringsum aber lagen die Wolken schwarz aufgerollt, und Blitze zuckten und schlängelten sich in diesem Umkreis. Während ich noch dieses Schauspiel neugierig betrachtete, flog die Thüre meiner Gattin auf; ich aber ließ die Mägde noch außen harren und trat allein in das Gemach, deine Mutter zu fragen, warum sie sich eingeschlossen habe. Als ich eintrat, quoll mir ein so betäubender Geruch

von Roſen, Nelken und Hyacinthen entgegen, daß ich beinahe verwirrt wurde. Deine Mutter brachte mir dich dar und deutete zugleich auf ein ſilbernes Pfeifchen, das du um den Hals an einer goldenen Kette, ſo fein wie Seide, trugſt. Die gütige Frau, von welcher ich dir einſt erzählte, iſt da geweſen, ſprach deine Mutter, ſie hat deinem Knaben dieſes Angebinde gegeben. Das war alſo die Hexe, die das Wetter ſchön machte und dieſen Roſen- und Nelkenduft hinterließ? ſprach ich lachend und ungläubig. Aber ſie hätte etwas beſſeres beſcheeren können, als dieſes Pfeifchen; etwa einen Beutel voll Gold, ein Pferd oder dergleichen. Deine Mutter beſchwor mich, nicht zu ſpotten, weil die Feen, leicht erzürnt, ihren Segen in Unſegen verwandeln.

„Ich that es ihr zu Gefallen uud ſchwieg, weil ſie krank war; wir ſprachen auch nicht mehr von dem ſonderbaren Vorfall bis ſechs Jahre nachher, als ſie fühlte, daß ſie, ſo jung ſie war, ſterben müſſe. Da gab ſie mir das Pfeifchen, trug mir auf, es einſt, wenn du zwanzig Jahre alt ſeyeſt, dir zu geben, denn keine Stunde zuvor dürfe ich dich von mir laſſen. Sie ſtarb. Hier iſt nun das Geſchenk," fuhr Benezar fort, indem er ein ſilbernes Pfeifchen an einer langen goldenen Kette aus einem Käſtchen hervorſuchte, „und ich gebe es dir in deinem achtzehnten, ſtatt in deinem zwanzigſten Jahre, weil du abreiſeſt, und ich vielleicht, ehe du heimkehrſt, zu meinen Vätern verſammelt werde. Ich ſehe keinen vernünftigen Grund ein, warum du noch zwei Jahre hier bleiben ſollſt, wie es deine beſorgte Mutter wünſchte. Du biſt ein guter und geſcheuter Junge, führſt die Waffen ſo

gut, als einer von vierundzwanzig Jahren, daher kann ich dich heute eben ſo gut für mündig erklären, als wäreſt du ſchon zwanzig. Und nun ziehe im Frieden und denke im Glück und Unglück, vor welchem der Himmel dich bewahren wolle, an deinen Vater.“

So ſprach Benezar von Balſora, als er ſeinen Sohn entließ. Said nahm bewegt von ihm Abſchied, hing die Kette um den Hals, ſteckte das Pfeifchen in den Gürtel, ſchwang ſich aufs Pferd und ritt nach dem Ort, wo ſich die Karavane nach Mekka verſammelte. In kurzer Zeit waren an achtzig Kameele und viele hundert Reiter beiſammen; die Karavane ſetzte ſich in Marſch, und Said ritt aus dem Thor von Balſora, ſeiner Vaterſtadt, die er in langer Zeit nicht mehr ſehen ſollte.

Das Neue einer ſolchen Reiſe und die mancherlei nie geſehenen Gegenſtände, die ſich ihm aufdrängten, zerſtreuten ihn anfangs; als man ſich aber der Wüſte näherte, und die Gegend immer öder und einſamer wurde, da fing er an, über manches nachzudenken und unter anderem auch über die Worte, womit ihn Benezar, ſein Vater, entlaſſen hatte.

Er zog das Pfeifchen hervor, beſchaute es hin und her und ſetzte es endlich an den Mund, um einen Verſuch zu machen, ob es vielleicht einen recht hellen und ſchönen Ton von ſich gebe; aber ſiehe, es tönte nicht; er blähte die Backen auf und blies aus Leibeskräften, aber er konnte keinen Ton hervorbringen, und unwillig über das nutzloſe Geſchenk, ſteckte er das Pfeifchen wieder in den Gürtel. Aber bald richteten

ſich alle ſeine Gedanken wieder auf die geheimniß-vollen Worte ſeiner Mutter; er hatte von Feen manches gehört, aber nie hatte er erfahren, daß dieſer oder jener Nachbar in Balſora mit einem übernatürlichen Genius in Verbindung geſtanden ſey, ſondern man hatte die Sagen von dieſen Geiſtern immer in weit entfernte Länder und alte Zeiten verſetzt, und ſo glaubte er, es gebe heutzutage keine ſolche Erſcheinungen mehr, oder die Feyen haben aufgehört, die Menſchen zu beſuchen und an ihren Schickſalen Theil zu nehmen. Obgleich er aber alſo dachte, ſo war er doch immer wieder von neuem verſucht, an irgend etwas Geheimnißvolles und Uebernatürliches zu glauben, was mit ſeiner Mutter vorgegangen ſeyn könnte, und ſo kam es, daß er beinahe einen ganzen Tag wie ein Träumender zu Pferde ſaß und weder an den Geſprächen der Reiſenden Theil nahm, noch auf ihren Geſang oder ihr Gelächter achtete.

Said war ein ſehr ſchöner Jüngling; ſein Auge war muthig und kühn, ſein Mund voll Anmuth, und ſo jung er war, ſo hatte er doch in ſeinem ganzen Weſen ſchon eine gewiſſe Würde, die man in dieſem Alter nicht ſo trifft, und der Anſtand, womit er leicht, aber ſicher und in vollem kriegeriſchen Schmuck zu Pferde ſaß, zog die Blicke manches der Reiſenden auf ſich. Ein alter Mann, der an ſeiner Seite ritt, fand Wohlgefallen an ihm und verſuchte durch manche Fragen auch ſeinen Geiſt zu prüfen. Said, welchem Ehrfurcht gegen das Alter eingeprägt worden war, antwortete beſcheiden, aber klug und umſichtig, ſo daß

der Alte eine große Freude an ihm hatte. Da aber der Geiſt des jungen Mannes ſchon den ganzen Tag nur mit einem Gegenſtand beſchäftigt war, ſo geſchah es, daß man bald auf das geheimnißvolle Reich der Feen zu ſprechen kam, und endlich fragte Said den Alten geradezu, ob er glaube, daß es Feen, gute oder böſe Geiſter, geben könne, welche den Menſchen beſchützen oder verfolgen.

Der alte Mann ſtrich ſich den Bart, neigte ſeinen Kopf hin und her und ſprach dann: „Leugnen läßt es ſich nicht, daß es ſolche Geſchichten gegeben hat, obgleich ich bis heute weder einen Geiſterzwerg noch einen Genius als Rieſe, weder einen Zauberer noch eine Fee geſehen habe.“ Der Alte hub dann an und erzählte dem jungen Mann ſo viele und wunderbare Geſchichten, daß ihm der Kopf ſchwindelte und er nicht anders dachte, als alles, was bei ſeiner Geburt vorgegangen, die Aenderung des Wetters, der ſüße Roſen- und Hyacinthenduft, ſey von großer und glücklicher Vorbedeutung, er ſelbſt ſtehe unter dem beſonderen Schutz einer mächtigen gütigen Fee, und das Pfeifchen ſey zu nichts Geringerem ihm geſchenkt worden, als der Fee im Fall der Noth zu pfeifen. Er träumte die ganze Nacht von Schlöſſern, Zauberpferden, Genien und dergleichen und lebte in einem wahren Feenreich.

Doch leider mußte er ſchon am folgenden Tag die Erfahrung machen, wie nichtig all ſeine Träume im Schlafen oder Wachen ſeyen. Die Karavane war ſchon den größten Theil des Tages im gemächlichen Schritt fortgezogen; Said, immer an der Seite ſeines

alten Gefährten, als man dunkle Schatten am fernſten Ende der Wüſte bemerkte; die einen hielten es für Sandhügel, die andern für Wolken, wieder andere für eine neue Karavane, aber der Alte, der ſchon mehrere Reiſen gemacht hatte, rief mit lauter Stimme, ſich vorzuſehen, denn es ſey eine Horde räuberiſcher Araber im Anzug. Die Männer griffen zu den Waffen, die Weiber und die Waaren wurden in die Mitte genommen, und alles war auf einen Angriff gefaßt. Die dunkle Maſſe bewegte ſich langſam über die Ebene her und war anzuſehen wie eine große Schaar Störche, wenn ſie in ferne Länder ausziehen. Nach und nach kamen ſie ſchneller heran, und kaum hatte man Männer und Lanzen unterſchieden, als ſie auch ſchon mit Windeseile herangekommen waren und auf die Karavane einſtürmten.

Die Männer wehrten ſich tapfer, aber die Räuber waren über vierhundert Mann ſtark, umſchwärmten ſie von allen Seiten, tödteten viele aus der Ferne her und machten dann einen Angriff mit der Lanze. In dieſem furchtbaren Augenblick fiel Said, der immer unter den Vorderſten wacker geſtritten hatte, ſein Pfeifchen ein, er zog es ſchnell hervor, ſetzte es an den Mund, blies und — lies es ſchmerzlich wieder ſinken, denn es gab auch nicht den leiſeſten Ton von ſich. Wüthend über dieſe grauſame Enttäuſchung zielte er und ſchoß einen Araber, der ſich durch ſeine prachtvolle Kleidung auszeichnete, durch die Bruſt; jener wankte und fiel vom Pferd.

„Allah! was habt Ihr gemacht, junger Menſch?“ rief der Alte an ſeiner Seite, „jetzt ſind wir alle verloren.“

Und ſo ſchien es auch; denn kaum ſahen die Räuber dieſen Mann fallen, als ſie ein ſchreckliches Geſchrei erhoben und mit ſolcher Wuth eindrangen, daß die wenigen noch unverwundeten Männer bald zerſprengt wurden. Said ſah ſich in einem Augenblick von fünf oder ſechs umſchwärmt. Er führte ſeine Lanze ſo gewandt, daß keiner ſich heranzunahen wagte; endlich hielt einer an, legte einen Pfeil auf, zielte und wollte eben die Sehne ſchnellen laſſen, als ihm ein anderer winkte. Der junge Mann machte ſich auf einen neuen Angriff gefaßt, aber ehe er ſich deſſen verſah, hatte ihm einer der Araber eine Schlinge über den Kopf geworfen, und ſo ſehr er ſich bemühte, das Seil zu zerreißen, ſo war doch alles umſonſt, die Schlinge wurde feſter und immer feſter angezogen, und Said war gefangen.

Die Karavane war endlich entweder ganz aufgerieben oder gefangen worden, und die Araber, welche nicht zu einem Stamm gehörten, theilten jetzt die Gefangenen und die übrige Beute und zogen dann, der eine Theil nach Süden, der andere nach Oſten. Neben Said ritten vier Bewaffnete, welche ihn oft mit bitterem Grimm anſchauten und Verwünſchungen über ihn ausſtießen; er merkte, daß es ein vornehmer Mann, vielleicht ſogar ein Prinz geweſen ſey, welchen er getödtet hatte. Die Sklaverei, welcher er entgegen ſah, war noch härter als der Tod, darum wünſchte er ſich im Stillen Glück, den Grimm der ganzen Horde auf ſich gezogen zu haben, denn er glaubte nicht anders, als in ihrem Lager getödtet zu werden. Die Bewaffneten

bewachten alle ſeine Bewegungen, und ſo oft er ſich umſchaute, drohten ſie ihm mit ihren Spießen; einmal aber, als das Pferd des einen ſtrauchelte, wandte er den Kopf ſchnell um und erblickte zu ſeiner Freude den Alten, ſeinen Reiſegefährten, welchen er unter den Todten geglaubt hatte.

Endlich ſah man in der Ferne Bäume und Zelte, als ſie näher kamen, ſtrömte ein ganzer Schwall von Kindern und Weibern entgegen, aber kaum hatten dieſe einige Worte mit den Räubern gewechſelt, als ſie in ein ſchreckliches Geheul ausbrachen und alle nach Said hinblickten, die Arme gegen ihn aufhoben und Verwünſchungen ausſtießen. „Jener iſt es!“ ſchrien ſie, „der den großen Almanſor erſchlagen hat, den tapferſten aller Männer; er muß ſterben, wir wollen ſein Fleiſch dem Schakal der Wüſte zur Beute geben.“ Dann drangen ſie mit Holzſtücken, Erdſchollen und was ſie zur Hand hatten, ſo furchtbar auf Said ein, daß ſich die Räuber ſelbſt ins Mittel legen mußten; „hinweg, ihr Unmündigen, fort ihr Weiber!“ riefen ſie und trieben die Menge mit den Lanzen auseinander; „er hat den großen Almanſor erſchlagen im Gefecht und er muß ſterben, aber nicht von der Hand eines Weibes, ſondern vom Schwert der Tapfern.“

Als ſie unter den Zelten auf einem freien Platz angelangt waren, machten ſie Halt; die Gefangenen wurden je zwei und zwei zuſammengebunden, die Beute in die Zelte gebracht, Said aber wurde einzeln gefeſſelt und in ein großes Zelt geführt. Dort ſaß ein alter prachtvoll gekleideter Mann, deſſen ernſte ſtolze Miene

verkündete, daß er das Oberhaupt dieſer Horde ſey. Die Männer, welche Said führten, traten traurig und mit geſenktem Haupt vor ihn hin; „das Geheul der Weiber ſagt mir, was geſchehen iſt,“ ſprach der majeſtätiſche Mann, indem er die Räuber der Reihe nach anblickte, „eure Mienen beſtätigen es, — Almanſor iſt gefallen.“

„Almanſor iſt gefallen,“ antworteten die Männer, „aber hier, Selim, Beherrſcher der Wüſte, iſt ſein Mörder, und wir bringen ihn, damit du ihn richteſt; welche Todesart ſoll er ſterben? Sollen wir ihn aus der Ferne mit Pfeilen erſchießen, ſollen wir ihn durch eine Gaſſe von Lanzen jagen, oder willſt du, daß er an einem Strick aufgehängt oder von Pferden zerriſſen werde?“

„Wer biſt du?“ fragte Selim, düſter auf den Gefangenen blickend, der zum Tod bereit, aber muthig vor ihm ſtand.

Said beantwortete ſeine Frage kurz und offen.

„Haſt du meinen Sohn meuchlings umgebracht? haſt du ihn von hinten mit einem Pfeile oder einer Lanze durchbohrt?“

„Nein, Herr!“ antwortete Said, „ich habe ihn in offenem Kampf beim Angriff auf unſere Reihen von vorne getödtet, weil er ſchon acht meiner Genoſſen vor meinen Augen erſchlagen hatte.“

„Iſt es alſo, wie er ſprach?“ fragte Selim die Männer, die ihn gefangen hatten.

„Ja, Herr, er hat Almanſor im offenen Kampf getödtet,“ ſprach einer von den Gefragten.

„Dann hat er nicht mehr und nicht minder gethan, als wir ſelbſt gethan haben würden, verſetzte Selim; „er hat ſeinen Feind, der ihm Freiheit und Leben rauben wollte, bekämpft und erſchlagen; drum löſet ſchnell ſeine Bande!“

Die Männer ſahen ihn ſtaunend an und gingen nur zaudernd und mit Widerwillen ans Werk. „So ſoll der Mörder deines Sohnes, des tapfern Almanſor, nicht ſterben?“ fragte einer, indem er wüthende Blicke auf Said warf, „hätten wir ihn lieber gleich umgebracht!“

„Er ſoll nicht ſterben!“ rief Selim, „und ich nehme ihn als meinen gerechten Antheil an der Beute, er ſey mein Diener.“

Said fand keine Worte, dem Alten zu danken; die Männer aber verließen murrend das Zelt, und als ſie den Weibern und Kindern, die draußen verſammelt waren und auf Saids Hinrichtung warteten, den Entſchluß des alten Selim mittheilten, erhoben ſie ein ſchreckliches Geheul und Geſchrei und riefen, ſie würden Almanſors Tod an ſeinem Mörder rächen, weil ſein eigener Vater die Blutrache nicht üben wolle.

Die übrigen Gefangenen wurden an die Horden vertheilt, einige entließ man, um Löſegeld für die reicheren einzutreiben, andere wurden zu den Heerden als Hirten geſchickt, und manche, die vorher von zehn Sklaven ſich bedienen ließen, mußten die niedrigſten Dienſte in dieſem Lager verſehen. Nicht ſo Said. War es ſein muthiges heldenmäßiges Ausſehen oder der geheimnißvolle Zauber einer gütigen Fee, was den alten Selim für den Jüngling einnahm? Man wußte es nicht

zu ſagen, aber Said lebte in ſeinem Zelt mehr als Sohn, denn als Diener. Aber die unbegreifliche Zuneigung des alten Mannes zog ihm die Feindſchaft der übrigen Diener zu; er begegnete überall nur feindlichen Blicken, und wenn er allein durchs Lager ging, ſo hörte er rings=umher Schimpfwörter und Verwünſchungen ausſtoßen, ja, einigemal flogen Pfeile an ſeiner Bruſt vorüber, die offenbar ihm gegolten hatten, und daß ſie ihn nicht trafen, ſchrieb er nur dem geheimnißvollen Schutze des Pfeifchen zu, das er noch auf der Bruſt trug. Oft beklagte er ſich bei Selim über dieſe Angriffe auf ſein Leben, aber vergebens ſuchte dieſer die Meuchel=mörder ausfindig zu machen, denn die ganze Horde ſchien gegen den begünſtigten Fremdling verbunden zu ſeyn. Da ſprach eines Tages Selim zu ihm: „Ich hatte gehofft, du werdeſt mir vielleicht den Sohn erſetzen, der durch deine Hand umgekommen iſt; an dir und mir liegt nicht die Schuld, daß es nicht ſeyn konnte; alle ſind gegen dich erbittert, und ich ſelbſt kann dich in Zukunft nicht mehr ſchützen, denn was hilft es dir oder mir, wenn ſie dich heimlich getödtet haben, den Schuldi=gen zur Strafe zu ziehen? Darum, wenn die Männer von ihrem Streifzug heimkehren, werde ich ſagen, dein Vater habe mir Löſegeld geſchickt und ich werde dich durch einige treue Männer durch die Wüſte geleiten laſſen.“

„Aber kann ich irgend einem außer dir trauen?“ fragte Said beſtürzt, „werden ſie mich nicht unterwegs tödten?“

„Davor ſchützt dich der Eid, den ſie mir ſchwören müſſen und den noch keiner gebrochen hat,“ erwiederte

Selim mit großer Ruhe. Einige Tage nachher kehrten die Männer ins Lager zurück und Selim hielt sein Versprechen. Er schenkte dem Jüngling Waffen, Kleider und ein Pferd, versammelte die streitbaren Männer, wählte fünf zur Begleitung Saids aus, ließ sie einen furchtbaren Eid ablegen, daß sie ihn nicht tödten wollen, und entließ ihn dann mit Thränen.

Die fünf Männer ritten finster und schweigend mit Said durch die Wüste; der Jüngling sah, wie ungern sie den Auftrag erfüllten, und es machte ihm nicht wenig Besorgniß, daß zwei von ihnen bei jenem Kampf zugegen waren, wo er Almansor tödtete. Als sie etwa acht Stunden zurückgelegt hatten, hörte Said, daß sie unter einander flüsterten, und bemerkte, daß ihre Mienen noch düsterer wurden, als vorher. Er strengte sich an aufzuhorchen, und vernahm, daß sie sich in einer Sprache unterhielten, die nur von dieser Horde und immer nur bei geheimnißvollen oder gefährlichen Unternehmungen gesprochen wurde; Selim, der den Plan gehabt hatte, den jungen Mann auf immer in seinem Zelt zu behalten, hatte sich manche Stunde damit abgegeben, ihn diese geheimnißvollen Worte zu lehren; aber es war nichts Erfreuliches, was er jetzt vernahm.

„Hier ist die Stelle!“ sprach einer, „hier griffen wir die Karavane an und hier fiel der tapferste Mann von der Hand eines Knaben.“

„Der Wind hat die Spuren seines Pferdes verweht,“ fuhr ein anderer fort, „aber ich habe sie nicht vergessen.“

„Und zu unſerer Schande ſoll der noch leben und frei ſeyn, der Hand an ihn legte? Wann hat man je gehört, daß ein Vater den Tod ſeines einzigen Sohnes nicht rächte? Aber Selim wird alt und kindiſch.“

„Und wenn es der Vater unterläßt,“ ſagte ein vierter, „ſo iſt es Freundes Pflicht, den gefallenen Freund zu rächen. Hier an dieſer Stelle ſollten wir ihn niederhauen. So iſt es recht und Brauch ſeit den älteſten Zeiten.“

„Aber wir haben dem Alten geſchworen!“ rief ein fünfter, „wir dürfen ihn nicht tödten, unſer Eid darf nicht gebrochen werden.“

„Es iſt wahr,“ ſprachen die andern, „wir haben geſchworen und der Mörder darf frei aus den Händen ſeiner Feinde.“

„Halt!“ rief einer, der Finſterſte unter allen, „der alte Selim iſt ein kluger Kopf, aber doch nicht ſo klug, als man glaubt; haben wir ihm geſchworen, dieſen Burſchen da- oder dorthin zu bringen? Nein, er nahm uns den Schwur auf ſein Leben ab und dieſes wollen wir ihm ſchenken. Aber die brennende Sonne und die ſcharfen Zähne des Schakals werden unſere Rache übernehmen. Hier an dieſer Stelle wollen wir ihn gebunden liegen laſſen.“ So ſprach der Räuber, aber ſchon ſeit einigen Minuten hatte ſich Said auf das Aeußerſte gefaßt gemacht, und indem jener noch die letzten Worte ſprach, riß er ſein Pferd auf die Seite, trieb es mit einem tüchtigen Hieb an und flog wie ein Vogel über die Ebene hin. Die fünf Männer ſtaunten einen Augenblick, aber wohl bewandert in ſolchen Verfolgungen, theilten ſie

ſich, jagten rechts und links nach, und weil ſie die Art und Weiſe, wie man in der Wüſte reiten muß, beſſer kannten, hatten zwei von ihnen den Flüchtling bald überholt, wandten ſich gegen ihn um, und als er auf die Seite floh, fand er auch dort zwei Gegner und den fünften in ſeinem Rücken. Der Eid, ihn nicht zu tödten, hielt ſie ab, ihre Waffen zu gebrauchen; ſie warfen ihm auch jetzt wieder von hinten eine Schlinge über den Kopf, zogen ihn vom Pferd, ſchlugen unbarmherzig auf ihn los, banden ihn dann an Händen und Füßen und legten ihn in den glühenden Sand der Wüſte.

Said flehte ſie um Barmherzigkeit an, er verſprach ihnen ſchreiend ein großes Löſegeld, aber lachend ſchwangen ſie ſich auf und jagten davon. Noch einige Augenblicke lauſchte er auf die leichten Tritte ihrer Roſſe, dann aber gab er ſich verloren. Er dachte an ſeinen Vater, an den Gram des alten Mannes, wenn ſein Sohn nicht mehr heimkehre; er dachte an ſein eigenes Elend, daß er ſo frühe ſterben müſſe; denn nichts war ihm gewiſſer, als daß er in dem heißen Sand den martervollen Tod des Verſchmachtens ſterben müſſe, oder daß er von einem Schakal zerriſſen werde. Die Sonne ſtieg immer höher und brannte glühend auf ſeiner Stirne; mit unendlicher Mühe gelang es ihm endlich, ſich aufzuwälzen; aber es gab ihm wenig Erleichterung. Das Pfeifchen an der Kette war durch dieſe Anſtrengung aus ſeinem Kleid gefallen. Er mühte ſich ſo lange, bis er es mit dem Mund erfaſſen konnte; endlich berührten es ſeine Lippen, er verſuchte zu blaſen, aber auch in dieſer ſchrecklichen Noth verſagte es den

Dienſt. Verzweiflungsvoll ließ er den Kopf zurückſinken und endlich beraubte ihn die ſtechende Sonne der Sinne, er fiel in eine tiefe Betäubung.

Nach vielen Stunden erwachte Said von einem Geräuſch in ſeiner Nähe, er fühlte zugleich, daß ſeine Schulter gepackt wurde, und er ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, denn er glaubte nicht anders, als ein Schakal ſey herangekommen, ihn zu zerreißen. Jetzt wurde er auch an den Beinen angefaßt, aber er fühlte, daß es nicht die Krallen eines Raubthiers ſeyen, die ihn umfaßten, ſondern die Hände eines Mannes, der ſich ſorgſam mit ihm beſchäftigte und mit zwei oder drei andern ſprach: „Er lebt," flüſterten ſie, „aber er hält uns für Feinde."

Endlich ſchlug Said die Augen auf und erblickte über ſich das Geſicht eines kleinen dicken Mannes mit kleinen Augen und langem Bart. Dieſer ſprach ihm freundlich zu, half ihm, ſich aufzurichten, reichte ihm Speiſe und Trank und erzählte ihm, während er ſich ſtärkte, er ſey ein Kaufmann aus Bagdad, heiße Kalum-Bek und handle mit Shawls und feinen Schleiern für die Frauen. Er habe eine Handelsreiſe gemacht, ſey jetzt auf der Rückkehr nach Hauſe begriffen und habe ihn elend und halbtodt im Sand liegen ſehen. Sein prachtvoller Anzug und die blitzenden Steine ſeines Dolches haben ihn aufmerkſam gemacht; er habe alles angewandt, ihn zu beleben, und es ſey ihm alſo gelungen. Der Jüngling dankte ihm für ſein Leben, denn er ſah wohl ein, daß er ohne die Dazwiſchenkunft dieſes Mannes elend hätte ſterben müſſen; und da er weder

sah, jagten rechts und links nach, und weil sie die Art und Weise, wie man in der Wüste reiten muß, besser kannten, hatten zwei von ihnen den Flüchtling bald überholt, wandten sich gegen ihn um, und als er auf die Seite sah, fand er auch dort zwei Gegner und den Kaufen in seinem Rücken. Der Eid, ihn nicht zu töten, hielt sie ab, ihre Waffen zu gebrauchen; sie warfen ihm auch jetzt wieder von hinten eine Schlinge über den Kopf, zogen ihn vom Pferd, schlugen anderweitig auf ihn los, banden ihn dann an Händen und Füßen und legten ihn in den glühenden Sand der Wüste.

Sad dachte für nun Barmherzigkeit an, er versprach ihnen schwerlich ein großes Lösegeld, aber lachend schwangen sie sich auf und jagten davon. Nach einigen Augenblicken [illegible] er auf die linken Teile [illegible] dann aber sah er sich getäuscht. Er suchte an seinen Füßen, an den Stricken des alten Mannes, [illegible] Sad's nicht mehr beschäftigt; er dachte [illegible] Pferd, daß er so [illegible] [illegible] [illegible]

Dienſt. Verzweiflungsvoll ließ er den Kopf zurückſinken und endlich beraubte ihn die ſtechende Sonne der Sinne, er fiel in eine tiefe Betäubung.

Nach vielen Stunden erwachte Said von einem Geräuſch in ſeiner Nähe, er fühlte zugleich, daß ſeine Schulter gepackt wurde, und er ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, denn er glaubte nicht anders, als ein Schakal ſey herangekommen, ihn zu zerreißen. Jetzt wurde er auch an den Beinen angefaßt, aber er fühlte, daß es nicht die Krallen eines Raubthiers ſeyen, die ihn umfaßten, ſondern die Hände eines Mannes, der ſich ſorgſam mit ihm beſchäftigte und mit zwei oder drei andern ſprach: „Er lebt,“ flüſterten ſie, „aber er hält uns für Feinde.“

Endlich ſchlug Said die Augen auf und erblickte über ſich das Geſicht eines kleinen dicken Mannes mit kleinen Augen und langem Bart. Dieſer ſprach ihm [illegible] zu, half ihm, ſich aufzurichten, reichte ihm [illegible] Trank und erzählte ihm, während er ſich [illegible] ey ein [illegible] aus Bagdad, heiße Ka- [illegible] hand [illegible] wls und feinen Schleiern [illegible] uen. [illegible] Handelsreiſe gemacht, [illegible] der R [illegible] auſe begriffen und habe [illegible] hal [illegible] d liegen ſehen. Sein [illegible] Anzu [illegible] itzenden Steine ſeines [illegible] en ih [illegible] gemacht; er habe alles [illegible] ihn [illegible] es ſey ihm alſo gelun- [illegible] Jün [illegible] n für ſein Leben, denn [illegible] Dazwiſchenkunft dieſes [illegible] aſſen; und da er weder

Mittel hatte, ſich ſelbſt fortzuhelfen, noch willens war, zu Fuß und allein durch die Wüſte zu wandern, ſo nahm er dankbar einen Sitz auf einem der ſchwer beladenen Kameele des Kaufmanns an, und beſchloß für's Erſte, mit nach Bagdad zu ziehen, vielleicht könnte er dort ſich an eine Geſellſchaft, die nach Balſora reiſete, anſchließen.

Unterwegs erzählte der Kaufmann ſeinem Reiſegefährten manches von dem trefflichen Beherrſcher der Gläubigen, Harun Al-Raſchid. Er erzählte ihm von ſeiner Gerechtigkeitsliebe und ſeinem Scharfſinn, wie er die wunderbarſten Prozeſſe auf einfache und bewundernswürdige Weiſe zu ſchlichten wiſſe; unter anderem führte er die Geſchichte von dem Seiler, die Geſchichte von dem Topf mit Oliven an, Geſchichten, die jedes Kind weiß, die aber Said ſehr bewunderte. „Unſer Herr, der Beherrſcher der Gläubigen," fuhr der Kaufmann fort, „unſer Herr iſt ein wunderbarer Mann. Wenn Ihr meinet, er ſchlafe wie andere gemeine Leute, ſo täuſchet Ihr Euch ſehr. Zwei, drei Stunden in der Morgendämmerung iſt alles. Ich muß das wiſſen, denn Meſſour, ſein erſter Kämmerer, iſt mein Vetter, und obgleich er ſo verſchwiegen iſt wie das Grab, was die Geheimniſſe ſeines Herrn anbelangt, ſo läßt er doch, der guten Verwandtſchaft zu Lieb, hin und wieder einen Wink fallen, wenn er ſieht, daß einer aus Neugierde beinahe vom Verſtand kommen könnte. Statt nun wie andere Menſchen zu ſchlafen, ſchleicht der Kalif Nachts durch die Straßen von Bagdad, und ſelten verſtreicht eine Woche, worin er nicht auf ein Abenteuer ſtößt; denn Ihr müßt wiſſen, wie ja auch aus der Geſchichte

erhellt, die ſo wahr iſt, als das Wort des Propheten, daß er nicht mit der Wache und zu Pferd in vollem Putz und mit hundert Fackelträgern ſeine Runde macht, wie er wohl thun könnte, wenn er wollte, ſondern angezogen bald als Kaufmann, bald als Schiffer, bald als Soldat, bald als Mufti geht er umher und ſchaut, ob alles recht und in Ordnung ſey.

„Daher kommt es aber auch, daß man in keiner Stadt Nachts ſo höflich gegen jeden Narren iſt, auf den man ſtößt, wie in Bagdad; denn es könnte eben ſo gut der Kalif, wie ein ſchmutziger Araber aus der Wüſte ſeyn, und es wächst Holz genug, um allen Menſchen in und um Bagdad die Baſtonade zu geben.“

So ſprach der Kaufmann, und Said, ſo ſehr ihn hin und wieder die Sehnſucht nach ſeinem Vater quälte, freute ſich doch, Bagdad und den berühmten Harun Al-Raſchid zu ſehen.

Nach zehn Tagen kamen ſie in Bagdad an, und Said ſtaunte und bewunderte die Herrlichkeit dieſer Stadt, die damals gerade in ihrem höchſten Glanz war. Der Kaufmann lud ihn ein, mit in ſein Haus zu kommen, und Said nahm es gerne an, denn jetzt erſt unter dem Gewühl der Menſchen fiel es ihm ein, daß hier wahrſcheinlich außer der Luft und dem Waſſer des Tigris und einem Nachtlager auf den Stufen einer Moſchee nichts umſonſt zu haben ſeyn werde.

Den Tag nach ſeiner Ankunft, als er ſich eben angekleidet hatte und ſich geſtand, daß er in dieſem prachtvollen kriegeriſchen Aufzug ſich in Bagdad wohl ſehen laſſen könne und vielleicht manchen Blick auf

ſich ziehe, trat der Kaufmann in ſein Zimmer. Er betrachtete den ſchönen Jüngling mit ſchelmiſchem Lächeln, ſtrich ſich den Bart und ſprach dann: „das iſt alles recht ſchön, junger Herr! aber was ſoll denn nun aus Euch werden? Ihr ſeyd, kommt es mir vor, ein großer Träumer und denket nicht an den folgenden Tag; oder habt Ihr ſoviel Geld bei Euch, um dem Kleid gemäß zu leben, das Ihr traget?“

„Lieber Herr Kalum-Bek,“ ſprach der Jüngling verlegen und erröthend, „Geld habe ich freilich nicht, aber vielleicht ſtrecket Ihr mir etwas vor, womit ich heimreiſen kann; mein Vater wird es gewiß richtig erſtatten.“

„Dein Vater, Burſche?“ rief der Kaufmann laut lachend. „Ich glaube, die Sonne hat dir das Hirn verbrannt. Meinſt du, ich glaube dir ſo aufs Wort das ganze Mährchen, das du mir in der Wüſte erzähltеſt, daß dein Vater ein reicher Mann in Balſora ſey, du ſein einziger Sohn, und den Anfall der Araber, und dein Leben in ihrer Horde und dies und jenes. Schon damals ärgerte ich mich über deine frechen Lügen und deine Unverſchämtheit. Ich weiß, daß in Balſora alle reichen Leute Kaufleute ſind, habe ſchon mit allen gehandelt und müßte von einem Benezar gehört haben, und wenn er nur ſechstauſend Tomans im Vermögen hätte. Es iſt alſo entweder erlogen, daß du aus Balſora biſt, oder dein Vater iſt ein armer Schlucker, deſſen hergelaufenem Jungen ich keine Kupfermünze leihen mag. Sodann der Ueberfall in der Wüſte! Wann hat man gehört, ſeit der weiſe Kalif Harun die Handelswege

durch die Wüſte geſichert hat, daß es Räuber gewagt haben, eine Karavane zu plündern und ſogar Menſchen hinwegzuführen? Auch müßte es bekannt geworden ſeyn, aber auf meinem ganzen Weg, und auch hier in Bagdad, wo Menſchen aus allen Gegenden der Welt zuſammen kommen, hat man nichts davon geſprochen. Das iſt die zweite Lüge, junger unverſchämter Menſch!"

Bleich vor Zorn und Unmuth wollte Said dem kleinen böſen Mann in die Rede fallen, jener aber ſchrie ſtärker als er und focht dazu mit den Armen. „Und die dritte Lüge, du frecher Lügner, iſt die Geſchichte im Lager Selims. Selims Name iſt wohlbekannt unter allen, die jemals einen Araber geſehen haben, aber Selim iſt bekannt als der ſchrecklichſte und grauſamſte Räuber, und du wagſt zu erzählen, du habeſt ſeinen Sohn getödtet und ſeyeſt nicht ſogleich in Stücke gehauen worden; ja du treibeſt die Frechheit ſo weit, daß du das Unglaubliche ſagſt, Selim habe dich gegen ſeine Horde beſchützt, in ſein eigenes Zelt aufgenommen und ohne Löſegeld entlaſſen, ſtatt daß er dich aufgehängt hätte an dem nächſten beſten Baum, er, der oft Reiſende gehängt hat, nur um zu ſehen, welche Geſichter ſie machen, wenn ſie aufgehängt ſind. O du abſcheulicher Lügner!"

„Und ich kann nichts weiter ſagen," rief der Jüngling, „als daß alles wahr iſt bei meiner Seele und beim Bart des Propheten!"

„Was? bei deiner Seele willſt du ſchwören?" ſchrie der Kaufmann, „bei deiner ſchwarzen, lügenhaften Seele? wer ſoll da glauben? Und beim Bart des

Propheten, du, der du ſelbſt keinen Bart haſt? wer ſoll da trauen?"

„Ich habe freilich keine Zeugen," fuhr Said fort, „aber habt Ihr mich nicht gefeſſelt und elend gefunden?"

„Das beweist mir gar nichts," ſprach jener; „du biſt gekleidet wie ein ſtattlicher Räuber, und leicht haſt du einen angefallen, der ſtärker war, als du, dich überwand und band."

„Den einzelnen oder ſogar zwei möchte ich ſehen," entgegnete Said, „die mich niederſtrecken und binden, wenn ſie mir nicht von Hinten eine Schlinge über den Kopf werfen. Ihr möget in Eurem Bazar freilich nicht wiſſen, was ein Einzelner vermag, wenn er in den Waffen geübt iſt. Aber Ihr habt mir das Leben gerettet, und ich danke Euch. Was wollt Ihr denn aber jetzt mit mir beginnen? Wenn Ihr mich nicht unterſtützet, ſo muß ich betteln, und ich mag keinen meines gleichen um eine Gnade anflehen; an den Kalifen will ich mich wenden."

„So?" ſprach der Kaufmann höhniſch lächelnd, „an niemand anders wollt Ihr Euch wenden, als an unſern allergnädigſten Herrn? das heiße ich vornehm betteln! Ei, ei! bedenket aber, junger vornehmer Herr, daß der Weg zum Kalifen an meinem Vetter Meſſour vorbeigeht, und daß es mich ein Wort koſtet, den Oberkämmerer darauf aufmerkſam zu machen, wie trefflich Ihr lügen könnet. — Aber mich dauert deine Jugend, Said. Du kannſt dich beſſern, es kann noch etwas aus dir werden. Ich will dich in mein Gewölbe im Bazar nehmen, dort ſollſt du mir ein Jahr lang dienen, und iſt dies vorbei, und willſt du nicht bei mir bleiben,

ſo zahle ich dir deinen Lohn aus und laſſe dich gehen, wohin du willſt, nach Aleppo oder Medina, nach Stambul oder nach Balſora, meinetwegen zu den Unglaubigen. Bis Mittag gebe ich dir Bedenkzeit; willſt du, ſo iſt es gut; willſt du nicht, ſo berechne ich dir nach billigem Anſchlag die Reiſekoſten, die du mir machteſt, und den Platz auf dem Kameel, mache mich mit deinen Kleidern und allem, was du haſt, bezahlt und werfe dich auf die Straße; dann kannſt du beim Kalifen oder beim Mufti, an der Moſchee oder im Bazar betteln.“

Mit dieſen Worten verließ der böſe Mann den unglücklichen Jüngling. Said blickte ihm voll Verachtung nach. Er war ſo empört über die Schlechtigkeit dieſes Menſchen, der ihn abſichtlich mitgenommen und in ſein Haus gelockt hatte, damit er ihn in ſeine Gewalt bekäme. Er verſuchte, ob er nicht entfliehen könnte, aber ſein Zimmer war vergittert und die Thüre verſchloſſen. Endlich, nachdem ſein Sinn ſich lange dagegen geſträubt hatte, beſchloß er, für's erſte den Vorſchlag des Kaufmanns anzunehmen und ihm in ſeinem Gewölbe zu dienen. Er ſah ein, daß ihm nichts beſſeres zu thun übrig bleibe; denn wenn er auch entfloh, ſo konnte er ohne Geld doch nicht bis Balſora kommen. Aber er nahm ſich vor, ſobald als möglich den Kalifen ſelbſt um Schutz anzuflehen.

Den folgenden Tag führte Kalum-Bek ſeinen neuen Diener in ſein Gewölbe im Bazar. Er zeigte Said alle Shawls und Schleier und andere Waaren, womit er handelte, und wies ihm ſeinen beſonderen Dienſt an. Dieſer beſtand darin, daß Said, angekleidet

wie ein Kaufmannsdiener, und nicht mehr im kriegeri=ſchen Schmuck, in der einen Hand einen Shawl, in der andern einen prachtvollen Schleier, unter der Thüre des Gewölbes ſtand, die vorübergehenden Männer oder Frauen anrief, ſeine Waaren vorzeigte, ihren Preis nannte und die Leute zum Kaufen einlud; und jetzt konnte ſich Said auch erklären, warum ihn Kalum=Bek zu dieſem Geſchäft beſtimmt habe. Er war ein kleiner häßlicher Alter, und wenn er ſelbſt unter dem Laden ſtand und anrief, ſo ſagte mancher Nachbar oder auch einer der Vorübergehenden ein witziges Wort über ihn, oder die Knaben ſpotteten ſeiner und die Frauen nannten ihn eine Vogelſcheuche; aber jedermann ſah gerne den jungen ſchlanken Said, der mit Anſtand die Kunden anrief und Shawl und Schleier geſchickt und zierlich zu halten wußte.

Als Kalum=Bek ſah, daß ſein Laden im Bazar an Kunden zunahm, ſeitdem Said unter der Thüre ſtand, wurde er freundlicher gegen den jungen Mann, ſpeiste ihn beſſer, als zuvor, und war darauf bedacht, ihn in ſeiner Kleidung immer ſchön und ſtattlich zu halten. Aber Said wurde durch ſolche Beweiſe der milderen Geſinnungen ſeines Herrn wenig gerührt und ſann den ganzen Tag und ſelbſt in ſeinen Träumen auf gute Art und Weiſe, um in ſeine Vaterſtadt zurückzukehren.

Eines Tages war im Gewölbe vieles gekauft wor=den, und alle Packknechte, welche die Waaren nach Hauſe trugen, waren ſchon verſandt, als eine Frau eintrat und noch einiges kaufte. Sie hatte bald gewählt und verlangte dann jemand, der ihr gegen ein Trinkgeld die Waaren nach Hauſe trage. „In einer halben Stunde

kann ich Euch alles ſchicken," antwortete Kalum-Bek, „nur ſo lange müßt Ihr Euch gedulden, oder irgend einen anderen Packer nehmen."

„Seyd Ihr ein Kaufmann und wollet Euren Kunden fremde Packer mitgeben?" rief die Frau. „Kann nicht ein ſolcher Burſche im Gedräng mit meinem Pack davon laufen? Und an wen ſoll ich mich dann wenden? Nein, Eure Pflicht iſt es nach Marktrecht, mir meinen Pack nach Hauſe tragen zu laſſen, und an Euch kann und will ich mich halten."

„Aber nur eine halbe Stunde wartet, werthe Frau!" ſprach der Kaufmann, ſich immer ängſtlicher drehend; „alle meine Packknechte ſind verſchickt —"

„Das iſt ein ſchlechtes Gewölbe, das nicht immer einige Knechte übrig hat," entgegnete das böſe Weib. „Aber dort ſteht ja noch ſolch ein junger Müßiggänger; komm, junger Burſche, nimm meinen Pack und trag ihn mir nach."

„Halt, halt!" ſchrie Kalum-Bek, „das iſt mein Aushängeſchild, mein Ausrufer, mein Magnet! der darf die Schwelle nicht verlaſſen!"

„Was da!" erwiederte die alte Dame und ſteckte Said ohne weiteres ihren Pack unter den Arm; das iſt ein ſchlechter Kaufmann und elende Waaren, die ſich nicht ſelbſt loben, und erſt noch ſolch einen müßigen Bengel zum Schild brauchen. Geh, geh, Burſche, du ſollſt heute ein Trinkgeld verdienen."

„So lauf im Namen Arihmans und aller böſen Geiſter!" murmelte Kalum-Bek ſeinem Magnet zu, „und ſiehe zu, daß du bald wieder kommſt; die alte Hexe

könnte mich ins Geſchrei bringen auf dem ganzen Bazar, wollte ich mich länger weigern."

Said folgte der Frau, die leichteren Schrittes, als man ihrem Alter zutrauen ſollte, durch den Markt und die Straßen eilte. Sie ſtand endlich vor einem prachtvollen Hauſe ſtill, pochte an, die Flügelthüren ſprangen auf, und ſie ſtieg eine Marmortreppe hinan und winkte Said zu folgen. Sie gelangten endlich in einen hohen weiten Saal, der mehr Pracht und Herrlichkeit enthielt, als Said jemals geſchaut hatte. Dort ſetzte ſich die alte Frau erſchöpft auf ein Polſter, winkte dem jungen Mann, ſeinen Pack niederzulegen, reichte ihm ein kleines Silberſtück und hieß ihn gehen.

Er war ſchon an der Thüre, als eine helle feine Stimme „Said" rief; verwundert, daß man ihn hier kenne, ſchaute er ſich um, und eine wunderſchöne Dame, umgeben von vielen Sklaven und Dienerinnen', ſaß ſtatt der Alten auf dem Polſter. Said, ganz ſtumm vor Verwunderung, kreuzte ſeine Arme und machte eine tiefe Verbeugung.

„Said, mein lieber Junge," ſprach die Dame, „ſo ſehr ich die Unfälle bedaure, die dich nach Bagdad führten, ſo war doch dies der einzige, vom Schickſal beſtimmte Ort, wo ſich, wenn du vor dem zwanzigſten Jahr dein Vaterhaus verließeſt, dein Schickſal löſen würde. Said, haſt du noch dein Pfeifchen?"

„Wohl hab' ich es noch!" rief er freudig, indem er die goldene Kette hervorzog, „und Ihr ſeyd vielleicht die gütige Fee, die mir dieſes Angebinde gab, als ich geboren wurde?"

„Ich war die Freundin deiner Mutter," antwortete die Fee, „und bin auch deine Freundin, ſo lange du gut bleibſt. Ach! daß dein Vater, der leichtſinnige Mann, meinen Rath befolgt hätte! Du würdeſt vielen Leiden entgangen ſeyn."

„Nun, es hat wohl ſo kommen müſſen!" erwiederte Said. „Aber gnädigſte Fee, laſſet einen tüchtigen Nordoſtwind an Euren Wolkenwagen ſpannen, nehmet mich auf und führet mich in ein paar Minuten nach Balſora zu meinem Vater; ich will dann die ſechs Monate bis zu meinem zwanzigſten Jahre geduldig dort ausharren."

Die Fee lächelte. „Du haſt eine gute Weiſe, mit uns zu ſprechen," antwortete ſie, „aber, armer Said! es iſt nicht möglich; ich vermag jetzt, wo du außer deinem Vaterhauſe biſt, nichts Wunderbares für dich zu thun. Nicht einmal aus der Gewalt des elenden Kalum-Bek vermag ich dich zu befrein! er ſteht unter dem Schutz deiner mächtigen Feindin."

„Alſo nicht nur eine gütige Freundin habe ich?" fragte Said, „auch eine Feindin? Nun, ich glaube ihren Einfluß ſchon öfter erfahren zu haben. Aber mit Rath dürfet Ihr mich doch unterſtützen? Soll ich nicht zum Kalifen gehen und ihn um Schutz bitten? Er iſt ein weiſer Mann, er wird mich gegen Kalum-Bek beſchützen."

„Ja, Harun iſt ein weiſer Mann!" erwiederte die Fee, „aber leider iſt er auch nur ein Menſch. Er traut ſeinem Großkämmerer Meſſour ſo viel als ſich ſelbſt, und er hat Recht, denn er hat Meſſour erprobt und treu gefunden. Meſſour aber traut deinem Herrn Kalum-Bek auch wie ſich ſelbſt, und darin hat er Unrecht, denn

Kalum iſt ein ſchlechter Mann, wenn er ſchon Meſſours Verwandter iſt. Kalum iſt zugleich ein verſchlagener Kopf und hat, ſobald er hieher kam, ſeinem Vetter Großkämmerer eine Fabel über dich erdichtet und angeheftet, und dieſer hat ſie wieder dem Kalifen erzählt, ſo daß du, kämeſt du auch jetzt gleich in den Palaſt Haruns, ſchlecht empfangen werden würdeſt, denn er traute dir nicht. Aber es gibt andere Mittel und Wege, ſich ihm zu nahen, und es ſteht in den Sternen geſchrieben, daß du ſeine Gnade erwerben ſollſt."

„Das iſt freilich ſchlimm," ſagte Said wehmüthig; „da werde ich ſchon noch einige Zeit der Ladenhüter des elenden Kalum-Bek ſeyn müſſen. Aber eine Gnade, verehrte Frau, könnet Ihr mir doch gewähren. Ich bin zum Waffenwerk erzogen, und meine höchſte Freude iſt ein Kampfſpiel, wo recht tüchtig gefochten wird mit Lanze, Bogen und ſtumpfem Schwert. Nun halten die edelſten Jünglinge dieſer Stadt alle Woche ein ſolches Kampfſpiel. Aber nur Leute im höchſten Schmuck, und überdies nur freie Männer dürfen in die Schranken reiten, namentlich aber kein Diener aus dem Bazar. Wenn Ihr nun bewirken könntet, daß ich alle Wochen ein Pferd, Kleider und Waffen haben könnte, und daß man mein Geſicht nicht ſo leicht erkennte —"

„Das iſt ein Wunſch, wie ihn ein edler junger Mann wohl wagen darf," ſprach die Fee; „der Vater deiner Mutter war der tapferſte Mann in Perſien und ſein Geiſt ſcheint ſich auf dich vererbt zu haben. Merke dir dies Haus; du ſollſt jede Woche hier ein Pferd und

zwei berittene Knappen, ferner Waffen und Kleider finden, und ein Waſchwaſſer für dein Geſicht, daß dich für alle Augen unkenntlich machen ſoll. Und nun, Said, lebe wohl! Harre aus und ſey klug und tugendhaft! In ſechs Monaten wird dein Pfeifchen tönen und Zulima's Ohr wird für ſeine Töne offen ſeyn."

Der Jüngling ſchied von ſeiner wunderbaren Beſchützerin mit Dank und Verehrung; er merkte ſich das Haus und die Straße genau und ging dann nach dem Bazar zurück.

Als Said in den Bazar zurückkehrte, kam er gerade noch zu rechter Zeit, um ſeinen Herrn und Meiſter Kalum-Bek zu unterſtützen und zu retten. Ein großes Gedränge war um den Laden, Knaben tanzten um den Kaufmann her und verhöhnten ihn, und die Alten lachten. Er ſelbſt ſtand vor Wuth zitternd und in großer Verlegenheit vor dem Laden, in der einen Hand einen Shawl, in der andern den Schleier. Dieſe ſonderbare Scene kam aber von einem Vorfall her, der ſich nach Saids Abweſenheit ereignet hatte. Kalum hatte ſich ſtatt ſeines ſchönen Dieners unter die Thüre geſtellt und ausgerufen, aber niemand mochte bei dem alten häßlichen Burſchen kaufen. Da gingen zwei Männer den Bazar herab und wollten für ihre Frauen Geſchenke kaufen. Sie waren ſuchend ſchon einigemal auf- und niedergegangen, und eben jetzt ſah man ſie mit umherirrenden Blicken wieder herabgehen.

Kalum-Bek, der dies bemerkte, wollte es ſich zu Nutzen machen und rief: „Hier, meine Herren, hier! was ſuchet ihr? ſchöne Schleier, ſchöne Waare?"

„Guter Alter," erwiederte einer, „deine Waaren mögen recht gut seyn, aber unsere Frauen sind wunderlich, und es ist Sitte in der Stadt geworden, die Schleier bei niemand zu kaufen, als bei dem schönen Ladendiener Said; wir gehen schon eine halbe Stunde umher, ihn zu suchen und finden ihn nicht; aber kannst du uns sagen, wo wir ihn etwa treffen, so kaufen wir dir ein ander Mal ab.

„Allahit Allah!" rief Kalum-Bek freundlich grinsend, „euch hat der Prophet vor die rechte Thüre geführt. Zum schönen Ladendiener wollet ihr, um Schleier zu kaufen? Nun, tretet nur ein, hier ist sein Gewölbe.

Der eine dieser Männer lachte über Kalums kleine und häßliche Gestalt und seine Behauptung, daß er der schöne Ladendiener sey; der andere aber glaubte, Kalum wolle sich über ihn lustig machen, blieb ihm nichts schuldig, sondern schimpfte ihn weidlich. Dadurch kam Kalum-Bek außer sich; er rief seine Nachbarn zu Zeugen auf, daß man keinen andern Laden als den seinigen das Gewölbe des schönen Ladendieners nenne; aber die Nachbarn, welche ihn wegen des Zulaufs, den er seit einiger Zeit hatte, beneideten, wollten hievon nichts wissen, und die beiden Männer gingen nun dem alten Lügner, wie sie ihn nannten, ernstlich zu Leib. Kalum vertheidigte sich mehr durch Geschrei und Schimpfworte, als durch seine Faust, und so lockte er eine Menge Menschen vor sein Gewölbe; die halbe Stadt kannte ihn als einen geizigen gemeinen Filz, alle Umstehenden gönnten ihm die Püffe, die er bekam, und schon packte ihn einer der beiden Männer am Bart, als eben dieser am Arm

gefaßt und mit einem einzigen Ruck zu Boden geworfen wurde, so daß sein Turban herabfiel, und seine Pantoffeln weit hinweg flogen.

Die Menge, welche es wahrscheinlich gerne gesehen hätte, wenn Kalum-Bek mißhandelt worden wäre, murrte laut; der Gefährte des Niedergeworfenen sah sich nach dem um, der es gewagt hatte, seinen Freund niederzuwerfen; als er aber einen hohen kräftigen Jüngling mit blitzenden Augen und muthiger Miene vor sich stehen sah, wagte er es nicht, ihn anzugreifen, da überdies Kalum, dem seine Rettung wie ein Wunder erschien, auf den jungen Man deutete und schrie: „Nun, was wollt ihr denn mehr? da steht er ja, ihr Herren, das ist Said, der schöne Ladendiener. Die Leute umher lachten, weil sie wußten, daß Kalum-Bek vorhin Unrecht geschehen war. Der niedergeworfene Mann stund beschämt auf und hinkte mit seinem Genossen weiter, ohne weder Shawl noch Schleier zu kaufen.

„O, du Stern aller Ladendiener, du Krone des Bazar!“ rief Kalum, als er seinen Diener in den Laden führte; „wahrlich, das heiße ich zu rechter Zeit kommen, das nenne ich die Hand ins Mittel legen; lag doch der Bursche auf dem Boden, als ob er nie auf den Beinen gestanden wäre, und ich — ich hätte keinen Barbier mehr gebraucht, um mir den Bart kämmen und salben zu lassen, wenn du nur zwei Minuten später kamst; womit kann ich es dir vergelten?“

Es war nur das schnelle Gefühl des Mitleids gewesen, was Saids Hand und Herz regiert hatte; jetzt, als dieses Gefühl sich legte, reute es ihn fast, daß er die

gute Züchtigung dem böſen Mann erſpart hatte; ein Dutzend Barthaare weniger, dachte er, hätten ihn auf zwölf Tage ſanft und geſchmeidig gemacht; er ſuchte aber dennoch die günſtige Stimmung des Kaufmanns zu benutzen und erbat ſich von ihm zum Dank die Gunſt, alle Woche einen Abend für ſich benützen zu dürfen zu einem Spaziergang oder zu was es auch ſey; Kalum gab es zu, denn er wußte wohl, daß ſein gezwungener Diener zu vernünftig ſey, um ohne Geld und gute Kleider zu entfliehen.

Bald hatte Said erreicht, was er wollte. Am nächſten Mittwoch, dem Tag, wo ſich die jungen Leute aus den vornehmſten Ständen auf einem öffentlichen Platz der Stadt verſammelten, um ihre kriegeriſchen Uebungen zu halten, ſagte er Kalum, er wolle dieſen Abend für ſich benützen, und als dieſer es erlaubt hatte, ging er in die Straße, wo die Fee wohnte, pochte an und ſogleich ſprang die Pforte auf. Die Diener ſchienen auf ſeine Ankunft ſchon vorbereitet geweſen zu ſeyn, denn ohne ihn erſt nach ſeinem Begehren zu fragen, führten ſie ihn die Treppe hinan in ein ſchönes Gemach; dort reichten ſie ihm zuerſt das Waſchwaſſer, das ihn unkenntlich machen ſollte. Er benetzte ſein Geſicht damit, ſchaute dann in einen Metallſpiegel und kannte ſich beinahe ſelbſt nicht mehr, denn er war jetzt von der Sonne gebräunt, trug einen ſchönen ſchwarzen Bart und ſah zum mindeſten zehn Jahre älter aus, als er in der That zählte.

Hierauf führten ſie ihn in ein zweites Gemach, wo er eine vollſtändige und prachtvolle Kleidung fand, an welcher ſich der Kalif von Bagdad ſelbſt nicht hätte

ſchämen dürfen an dem Tag, wo er in vollem Glanze ſeiner Herrlichkeit ſein Heer muſterte. Außer einem Turban vom feinſten Gewebe, mit einer Agraffe von Diamanten und hohen Reiherfedern, einem Kleid von ſchwerem rothem Seidenzeug mit ſilbernen Blumen durchwirkt, fand Said einen Bruſtpanzer von ſilbernen Ringen, der ſo fein gearbeitet war, daß er ſich nach jeder Bewegung des Körpers ſchmiegte, und doch zugleich ſo feſt, daß ihn weder die Lanze, noch das Schwert durchdringen konnten. Eine Damascenerklinge in reich verzierter Scheide mit einem Griff, deſſen Steine Said unſchätzbar däuchten, vollendete ſeinen kriegeriſchen Schmuck. Als er völlig gerüſtet wieder aus der Thüre trat, überreichte ihm einer der Diener ein ſeidenes Tuch und ſagte ihm, daß die Gebieterin des Hauſes ihm dieſes Tuch ſchicke; wenn er damit ſein Geſicht abwiſche, ſo werde der Bart und die braune Farbe verſchwinden.

In dem Hof des Hauſes ſtanden drei ſchöne Pferde; das ſchönſte beſtieg Said, die beiden andern ſeine Diener, und dann trabte er freudig dem Platze zu, wo die Kampfſpiele gehalten werden ſollten. Durch den Glanz ſeiner Kleider und die Pracht ſeiner Waffen zog er aller Augen auf ſich, und ein allgemeines Geflüſter des Staunens entſtand, als er in den Ring, welchen die Menge umgab, einritt. Es war eine glänzende Verſammlung der tapferſten und edelſten Jünglinge Bagdads; ſelbſt die Brüder des Kalifen ſah man ihre Roſſe tummeln und die Lanzen ſchwingen. Als Said heranritt, und niemand ihn zu kennen ſchien, ritt der Sohn des Großveziers mit einigen Freunden auf ihn zu, grüßte

ihn ehrerbietig, lud ihn ein, an ihren Spielen Theil zu nehmen, und fragte ihn nach seinem Namen und seinem Vaterland. Said gab vor, er heiße Almansor und komme von Kairo, sey auf einer Reise begriffen und habe von der Tapferkeit und Geschicklichkeit der jungen Edeln von Bagdad so vieles gehört, daß er nicht gesäumt habe, sie zu sehen und kennen zu lernen. Den jungen Leuten gefiel der Anstand und das muthige Wesen Said-Almansors, sie ließen ihm eine Lanze reichen und seine Partei wählen, denn die ganze Gesellschaft hatte sich in zwei Parteien getheilt, um einzeln und in Schaaren gegen einander zu fechten.

Aber hatte schon Saids Aeußeres die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, so staunte man jetzt noch mehr über seine ungewöhnliche Geschicklichkeit und Behendigkeit. Sein Pferd war schneller als ein Vogel, und sein Schwert schwirrte noch behender umher. Er warf die Lanze so leicht, weit und sicher, als wäre sie ein Pfeil, den er von einem sicheren Bogen abgeschnellt hätte. Die Tapfersten seiner Gegenpartei besiegte er, und am Schluß der Spiele war er so allgemein als Sieger anerkannt, daß einer der Brüder des Kalifen und der Sohn des Großveziers, die auf Saids Seite gekämpft hatten, ihn baten, auch mit ihnen zu streiten. Ali, der Bruder des Kalifen, wurde von ihm besiegt, aber der Sohn des Großveziers widerstand ihm so tapfer, daß sie es nach langem Kampf für besser hielten, die Entscheidung für das nächste Mal aufzusparen.

Den Tag nach diesen Spielen sprach man in ganz Bagdad von nichts als dem schönen, reichen und tapfern

Fremdling; alle, die ihn gesehen hatten, ja selbst die von ihm besiegt waren, waren entzückt von seinen edlen Sitten, und sogar vor seinen eigenen Ohren im Gewölbe Kalum-Beks wurde über ihn gesprochen, und man beklagte nur, daß niemand wisse, wo er wohne. Das nächste Mal fand er im Hause der Fee ein noch schöneres Kleid und noch köstlichern Waffenschmuck. Diesmal hatte sich halb Bagdad zugedrängt, selbst der Kalif sah von einem Balkon herab dem Schauspiel zu; auch er bewunderte den Fremdling Almansor und hing ihm, als die Spiele geendet hatten, eine große Denkmünze von Gold an einer goldenen Kette um den Hals, um ihm seine Bewunderung zu bezeigen. Es konnte nicht anders kommen, als daß dieser zweite, noch glänzendere Sieg den Neid der jungen Leute von Bagdad aufregte. „Ein Fremdling", sprachen sie unter einander, „soll hieher kommen nach Bagdad, uns Ruhm, Ehre und Sieg zu entreißen? Er soll sich an andern Orten damit brüsten können, daß unter der Blüthe von Bagdads Jünglingen keiner gewesen sey, der es entfernt hätte mit ihm aufnehmen können?" So sprachen sie und beschlossen, beim nächsten Kampfspiel, als wäre es durch Zufall geschehen, zu fünf oder sechs über ihn herzufallen.

Saids scharfen Blicken entgingen diese Zeichen des Unmuths nicht; er sah, wie sie in der Ecke zusammen standen, flüsterten und mit bösen Mienen auf ihn deuteten; er ahnete, daß außer dem Bruder des Kalifen und dem Sohn des Großveziers keiner sehr freundlich gegen ihn gesinnt seyn möchte, und diese selbst wurden ihm durch ihre Fragen lästig: wo sie ihn aufsuchen

könnten, womit er ſich beſchäftige, was ihm in Bagdad wohlgefallen habe und dergleichen.

Es war ein ſonderbarer Zufall, daß derjenige der jungen Männer, welcher Said-Almanſor mit den grimmigſten Blicken betrachtete und am feindſeligſten gegen ihn geſinnt ſchien, niemand anders war, als der Mann, den er vor einiger Zeit bei Kalum-Beks Bude niedergeworfen hatte, als er gerade im Begriff war, dem unglücklichen Kaufmann den Bart auszureißen. Dieſer Mann betrachtete ihn immer aufmerkſam und neidiſch; Said hatte ihn zwar ſchon einigemal beſiegt, aber dies war kein hinlänglicher Grund zu ſolcher Feindſeligkeit, und Said fürchtete ſchon, jener möchte ihn an ſeinem Wuchs oder an der Stimme als Kalum-Beks Ladendiener erkannt haben, eine Entdeckung, die ihn dem Spott und der Rache dieſer Leute ausſetzen würde. Der Anſchlag, welchen ,eine Neider auf ihn gemacht hatten, ſcheiterte ſowohl an ſeiner Vorſicht und Tapferkeit, als auch an der Freundſchaft, womit ihm der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers zugethan waren. Als dieſe ſahen, daß er von wenigſtens ſechs umringt ſey, die ihn vom Pferd zu wenden oder zu entwaffnen ſuchten, ſprengten ſie herbei, jagten den ganzen Trupp auseinander und drohten den jungen Leuten, welche ſo verrätheriſch gehandelt hatten, ſie aus der Kampfbahn zu ſtoßen. Mehr denn vier Monate hatte Said auf dieſe Weiſe zum Erſtaunen Bagdads ſeine Tapferkeit erprobt, als er eines Abends beim Nachhauſegehen von dem Kampfplatz einige Stimmen vernahm, die ihm bekannt ſchienen. Vor ihm gingen vier Männer,

die sich langsamen Schrittes über etwas zu berathen schienen. Als Said leise näher trat, hörte er, daß sie den Dialekt der Horde Selims in der Wüste sprachen, und ahnete, daß die vier Männer auf irgend eine Räuberei ausgehen. Sein erstes Gefühl war, sich von diesen Vieren zurückzuziehen; als er aber bedachte, daß er irgend etwas Böses verhindern könnte, schlich er sich noch näher herzu, diese Männer zu behorchen.

„Der Thürsteher hat ausdrücklich gesagt, die Straße rechts vom Bazar," sprach der eine, „dort werde und müsse er heute Nacht mit dem Großvezier durchkommen."

„Gut," antwortete ein anderer; „den Großvezier fürchte ich nicht, er ist alt und wohl kein sonderlicher Held, aber der Kalif soll ein gutes Schwer führen, und ich traue ihm nicht; es schleichen ihm gewiß zehn oder zwölf von der Leibwache nach."

„Keine Seele," entgegnete ihm ein dritter. „Wenn man ihn je gesehen und erkannt hat bei Nacht, war er immer nur allein mit dem Vezier oder mit dem Oberkämmerling. Heute Nacht muß er unser seyn, aber es darf ihm kein Leid geschehen."

„Ich denke, das Beste ist," sprach der erste, „wir werfen ihm eine Schlinge über den Kopf; tödten dürfen wir ihn nicht, denn für seinen Leichnam würden sie ein geringes Lösegeld geben, und überdies wären wir nicht sicher, es zu bekommen."

„Also eine Stunde vor Mitternacht!" sagten sie zusammen und schieden, der eine hier hin, der andere dorthin.

Said war über diesen Anschlag nicht wenig erschrocken. Er beschloß, sogleich zum Palast des Kalifen

zu eilen und ihn von der Gefahr, die ihm drohte, zu unterrichten. Aber als er ſchon durch mehrere Straßen gelaufen war, fielen ihm die Worte der Fee bei, die ihm geſagt hatte, wie ſchlecht er bei dem Kalifen angeſchrieben ſey; er bedachte, daß man vielleicht ſeine Angabe verlachen, oder als einen Verſuch, bei dem Beherrſcher von Bagdad ſich einzuſchmeicheln, anſehen könnte, und ſo hielt er ſeine Schritte an, und achtete es für das Beſte, ſich auf ſein gutes Schwert zu verlaſſen und den Kalifen perſönlich aus den Händen der Räuber zu retten.

Er ging daher nicht in Kalum-Beks Haus zurück, ſondern ſetzte ſich auf die Stufen einer Moſchee und wartete dort, bis die Nacht völlig angebrochen war; dann ging er am Bazar vorbei in jene Straße, welche die Räuber bezeichnet hatten und verbarg ſich hinter dem Vorſprung eines Hauſes. Er mochte ungefähr eine Stunde dort geſtanden ſeyn, als er zwei Männer langſam die Straße herabkommen hörte; anfänglich glaubte er, es ſey der Kalif und ſein Großvezier; aber einer der Männer klatſchte in die Hand, und ſogleich eilten zwei andere ſehr leiſe die Straße herauf vom Bazar her. Sie flüſterten eine Weile und vertheilten ſich dann; drei verſteckten ſich nicht weit von ihm, und einer ging in der Straße auf und ab. Die Nacht war ſehr finſter, aber ſtille, und ſo mußte ſich Said auf ſein ſcharfes Ohr beinahe ganz allein verlaſſen.

Wieder war etwa eine halbe Stunde vergangen, als man gegen den Bazar hin Schritte vernahm. Der Räuber mochte ſie auch gehört haben; er ſchlich an Said vorüber dem Bazar zu. Die Schritte kamen näher, und

ſchon konnte Said einige dunkle Geſtalten erkennen, als der Räuber in die Hände klatſchte, und in demſelben Augenblick ſtürzten die drei aus dem Hinterhalt hervor. Die Angegriffenen mußten übrigens bewaffnet ſeyn, denn er vernahm den Klang von aneinandergeſchlagenen Schwertern. Sogleich zog er ſeine Damascenerklinge und ſtürzte ſich mit dem Ruf: „nieder mit den Feinden des großen Harun!“ auf die Räuber, ſtreckte mit dem erſten Hieb einen zu Boden und drang dann auf zwei andere ein, die eben im Begriff waren, einen Mann, um welchen ſie einen Strick geworfen hatten, zu entwaffnen. Er hieb blindlings auf den Strick ein, um ihn zu zerſchneiden, aber er traf dabei einen der Räuber ſo heftig über den Arm, daß er ihm die Hand abſchlug; der Räuber ſtürzte mit fürchterlichem Geſchrei auf die Knie. Jetzt wandte ſich der vierte, der mit einem andern Mann gefochten hatte, gegen Said, der noch mit dem dritten im Kampf war, aber der Mann, um welchen man die Schlinge geworfen hatte, ſah ſich nicht ſobald frei, als er ſeinen Dolch zog und ihn dem Angreifenden von der Seite in die Bruſt ſtieß. Als dies der noch übergebliebene ſah, warf er ſeinen Säbel weg und floh.

Said blieb nicht lange in Ungewißheit, wen er gerettet habe; denn der größere der beiden Männer trat zu ihm und ſprach: „das Eine iſt ſo ſonderbar wie das Andere, dieſer Angriff auf mein Leben oder meine Freiheit, wie die unbegreifliche Hülfe und Rettung. Wie wußtet Ihr, wer ich bin? Habt Ihr von dem Anſchlag dieſer Menſchen gewußt?“

„Beherrſcher der Gläubigen," antwortete Said, „denn ich zweifle nicht, daß du es biſt, ich ging heute Abend durch die Straße El Malek hinter einigen Männern, deren fremden und geheimnißvollen Dialekt ich einſt gelernt habe. Sie ſprachen davon, dich gefangen zu nehmen und den würdigen Mann, deinen Vezier zu tödten. Weil es nun zu ſpät war, dich zu warnen, beſchloß ich, an den Platz zu gehen, wo ſie dir auflauern wollten, um dir beizuſtehen."

„Danke dir," ſprach Harun, „an dieſer Stätte iſt übrigens nicht gut weilen; nimm dieſen Ring und komm damit morgen in meinen Palaſt; wir wollen dann mehr über dich und deine Hülfe reden und ſehen, wie ich dich am beſten belohnen kann. Komm, Vezier, hier iſt nicht gut weilen, ſie könnten wieder kommen."

Er ſprach es und wollte den Großvezier fortziehen, nachdem er dem Jüngling einen Ring an den Finger geſteckt hatte; dieſer aber bat ihn, noch ein wenig zu verweilen, wandte ſich um und reichte dem überraſchten Jüngling einen ſchweren Beutel: „junger Mann," ſprach er, „mein Herr, der Kalif, kann dich zu allem machen, wozu er will, ſelbſt zu meinem Nachfolger, ich ſelbſt kann wenig thun, und was ich thun kann, geſchieht heute beſſer als morgen; drum nimm dieſen Beutel. Das ſoll meinen Dank übrigens nicht abkaufen. So oft du irgend einen Wunſch haſt, komm getroſt zu mir."

Ganz trunken von Glück eilte Said nach Hauſe. Aber hier wurde er übel empfangen; Kalum-Bek wurde über ſein langes Ausbleiben zuerſt unwillig und dann beſorgt, denn er dachte, er könnte leicht den ſchönen

Aushängeſchild ſeines Gewölbes verlieren. Er empfing ihn mit Schmähworten und tobte und raste wie ein Wahnſinniger. Aber Said, der einen Blick in den Beutel gethan und gefunden hatte, daß er lauter Goldſtücke enthalte, bedachte, daß er jetzt nach ſeiner Heimath reiſen könne, auch ohne die Gnade des Kalifen, die gewiß nicht geringer war, als der Dank ſeines Veziers, und ſo blieb er ihm kein Wort ſchuldig, ſondern erklärte ihm rund und deutlich, daß er keine Stunde länger bei ihm bleiben werde. Von Anfang erſchrack Kalum-Bek hierüber ſehr, dann aber lachte er höhniſch und ſprach: „Du Lump und Landläufer, du ärmlicher Wicht! wohin willſt du denn deine Zuflucht nehmen, wenn ich meine Hand von dir abziehe? Wo willſt du ein Mittageſſen bekommen und wo ein Nachtlager?“

„Das ſoll Euch nicht kümmern, Herr Kalum-Bek,“ antwortete Said trotzig, „gehabt Euch wohl, mich ſehet Ihr nicht wieder!“

Er ſprach es und lief zur Thüre hinaus, und Kalum-Bek ſchaute ihm ſprachlos vor Staunen nach. Den andern Morgen aber, nachdem er ſich den Fall recht überlegt hatte, ſchickte er ſeine Packknechte aus und ließ überall nach dem Flüchtling ſpähen. Lange ſuchten ſie umſonſt, endlich aber kam einer zurück und ſagte, er habe Said, den Ladendiener, aus einer Moſchee kommen und in eine Karavanſerai gehen ſehen. Er ſey aber ganz verändert, trage ein ſchönes Kleid, einen Dolch und Säbel, und einen prachtvollen Turban.

Als Kalum-Bek dies hörte, ſchwur er und rief: „beſtohlen hat er mich und ſich dafür gekleidet. O ich

geſchlagener Mann!“ Dann lief er zum Aufſeher der Polizei, und da man wußte, daß er ein Verwandter von Meſſour, dem Oberkämmerling ſey, ſo wurde es ihm nicht ſchwer, einige Polizeidiener von ihm zu erlangen, um Said zu verhaften. Said ſaß vor einer Karavanſerai und beſprach ſich ganz ruhig mit einem Kaufmann, den er da gefunden, über eine Reiſe nach Balſora, ſeiner Vaterſtadt; da fielen plötzlich einige Männer über ihn her und banden ihm, trotz ſeiner Gegenwehr, die Hände auf den Rücken. Er fragte ſie, was ſie zu dieſer Gewaltthat berechtige, und ſie antworteten, es geſchehe im Namen der Polizei und ſeines rechtmäßigen Gebieters Kalum-Bek. Zugleich trat der kleine häßliche Mann herzu, verhöhnte und verſpottete Said, griff in ſeine Taſche und zog zum Staunen der Umſtehenden und mit Triumphgeſchrei einen großen Beutel mit Gold heraus.

„Sehet! das alles hat er mir nach und nach geſtohlen, der ſchlechte Menſch!“ rief er, und die Leute ſahen mit Abſcheu auf den Gefangenen und riefen: „wie! noch ſo jung, ſo ſchön und doch ſo ſchlecht! Zum Gericht, zum Gericht, damit er die Baſtonade erhalte!“ So ſchleppten ſie ihn fort, und ein ungeheurer Zug Menſchen aus allen Ständen ſchloß ſich an, ſie riefen: „Sehet, das iſt der ſchöne Ladendiener vom Bazar; er hat ſeinen Herrn beſtohlen und iſt entflohen; zweihundert Goldſtücke hat er geſtohlen.“

Der Aufſeher der Polizei empfing den Gefangenen mit finſterer Miene; Said wollte ſprechen, aber der Beamte gebot ihm zu ſchweigen und verhörte nur den

kleinen Kaufmann. Er zeigte ihm den Beutel und fragte ihn, ob ihm dieſes Gold geſtohlen worden ſey; Kalum-Bek beſchwor es; aber ſein Meineid verhalf ihm zwar zu dem Gold, doch nicht zu dem ſchönen Ladendiener, der ihm tauſend Goldſtücke werth war, denn der Richter ſprach: „Nach einem Geſetz, das mein großmächtigſter Herr, der Kalif, erſt vor wenigen Tage geſchärft hat, wird jeder Diebſtahl, der hundert Goldſtücke überſteigt und auf dem Bazar begangen wird, mit ewiger Verbannung auf eine wüſte Inſel beſtraft. Dieſer Dieb kommt gerade zu rechter Zeit, er macht die Zahl von zwanzig ſolcher Burſche voll; morgen werden ſie auf eine Barke gepackt und in die See geführt.“

Said war in Verzweiflung, er beſchwor den Beamten, ihn anzuhören, ihn nur ein Wort mit dem Kalifen ſprechen zu laſſen, aber er fand keine Gnade. Kalum-Bek, der jetzt ſeinen Schwur bereute, ſprach ebenfalls für ihn, aber der Richter antwortete: „du haſt dein Gold und kannſt zufrieden ſeyn, gehe nach Hauſe und verhalte dich ruhig, ſonſt ſtrafe ich dich für jeden Widerſpruch um zehn Goldſtücke.“ Kalum ſchwieg beſtürzt, der Richter aber winkte und der unglückliche Said wurde abgeführt.

Man brachte ihn ein finſteres und feuchtes Gefängniß; neunzehn elende Menſchen lagen dort auf Stroh umher und empfingen ihn als ihren Leidensgefährten mit rohem Gelächter und Verwünſchungen gegen den Richter und den Kalifen. So ſchrecklich ſein Schickſal vor ihm lag, ſo fürchterlich der Gedanke war, auf eine wüſte Inſel verbannt zu werden, ſo fand er doch noch

einigen Troſt darin, ſchon am folgenden Tag aus dieſem ſchrecklichen Gefängniß erlöst zu werden. Aber er täuſchte ſich ſehr, als er glaubte, ſein Zuſtand auf dem Schiff werde beſſer ſeyn. In den unterſten Raum, wo man nicht aufrecht ſtehen konnte, wurden die zwanzig Verbrecher hinabgeworfen, und dort ſtießen und ſchlugen ſie ſich um die beſten Plätze.

Die Anker wurden gelichtet, und Said weinte bittere Thränen, als das Schiff, das ihn von ſeinem Vaterland entführen ſollte, ſich zu bewegen anfing. Nur einmal des Tages theilte man ihnen ein wenig Brod und Früchte und einen Trunk ſüßen Waſſers aus, und ſo dunkel war es in dem Schiffsraum, daß man immer Lichter herabbringen mußte, wenn die Gefangenen ſpeiſen ſollten. Beinahe alle zwei, drei Tage fand man einen Todten unter ihnen, ſo ungeſund war die Luft in dieſem Waſſerkerker, und Said wurde nur durch ſeine Jugend und ſeine feſte Geſundheit erhalten.

Vierzehn Tage waren ſie ſchon auf dem Waſſer, als eines Tages die Wellen heftiger rauſchten, und ein ungewöhnliches Treiben und Rennen auf dem Schiffe entſtand.

Said ahnete, daß ein Sturm im Anzug ſey; es war ihm ſogar angenehm, denn er hoffte dann zu ſterben.

Heftiger wurde das Schiff hin- und hergeworfen, und endlich ſaß es mit ſchrecklichem Krachen feſt. Geſchrei und Geheul ſcholl von dem Verdeck herab und miſchte ſich mit dem Brauſen des Sturmes. Endlich wurde es wieder ſtille, aber zu gleicher Zeit entdeckte auch einer der Gefangenen, daß das Waſſer in das

Schiff eindringe. Sie pochten an der Fallthüre nach oben, aber man antwortete ihnen nicht. Als daher das Waſſer immer heftiger eindrang, drängten ſie ſich mit vereinigten Kräften gegen die Thüre und ſprengten ſie auf.

Sie ſtiegen die Treppe hinan, aber oben fanden ſie keinen Menſchen mehr. Die ganze Schiffsmannſchaft hatte ſich in Böte gerettet. Jetzt geriethen die meiſten Gefangenen in Verzweiflung; denn der Sturm wüthete immer heftiger, das Schiff krachte und ſenkte ſich. Noch einige Stunden ſaßen ſie auf dem Verdeck und hielten ihre letzte Mahlzeit von den Vorräthen, die ſie im Schiff gefunden, dann erneuerte ſich auf einmal der Sturm, das Schiff wurde von der Klippe, worauf es feſt ſaß, hinweggeriſſen und brach zuſammen.

Said hatte ſich am Maſt angeklammert und hielt ihn, als das Schiff geborſten war, noch immer feſt. Die Wellen warfen ihn hin und her, aber er hielt ſich, mit den Füßen rudernd, immer wieder oben. So ſchwamm er in immerwährender Todesgefahr eine halbe Stunde, da fiel die Kette mit dem Pfeifchen wieder aus ſeinem Kleid, und noch einmal wollte er verſuchen, ob es nicht töne. Mit der einen Hand klammerte er ſich feſt, mit der andern ſetzte er es an ſeinen Mund, blies, ein heller klarer Ton erſcholl, und augenblicklich legte ſich der Sturm und die Wellen glätteten ſich, als hätte man Oel darauf ausgegoſſen. Kaum hatte er ſich mit leichterem Athem umgeſehen, ob er nicht irgendwo Land erſpähen könnte, als der Maſt unter ihm ſich auf eine ſonderbare Weiſe auszudehnen und zu bewegen anfing,

und zu ſeinem nicht geringen Schrecken nahm er wahr, daß er nicht mehr auf Holz, ſondern auf einem ungeheuren Delphin reite; nach einigen Augenblicken aber kehrte ſeine Faſſung zurück, und da er ſah, daß der Delphin zwar ſchnell, aber ruhig und gelaſſen ſeine Bahn fortſchwimme, ſchrieb er ſeine wunderbare Rettung dem ſilbernen Pfeifchen und der gütigen Fee zu und rief ſeinen feurigſten Dank in die Lüfte.

Pfeilſchnell trug ihn ſein wunderbares Pferd durch die Wogen, und noch ehe es Abend wurde, ſah er Land und erkannte einen breiten Fluß, in welchen der Delphin auch ſogleich einbog. Stromaufwärts ging es langſamer, und um nicht verſchmachten zu müſſen, nahm Said, der ſich aus alten Zaubergeſchichten erinnerte, wie man zaubern müſſe, das Pfeifchen heraus, pfiff laut und herzhaft und wünſchte ſich dann ein gutes Mahl. Sogleich hielt der Fiſch ſtille, und hervor aus dem Waſſer tauchte ein Tiſch, ſo wenig naß, als ob er acht Tage an der Sonne geſtanden wäre, und reich beſetzt mit köſtlichen Speiſen. Said griff weidlich zu, denn ſeine Koſt während ſeiner Gefangenſchaft war ſchmal und elend geweſen, und als er ſich hinlänglich geſättigt hatte, ſagte er Dank; der Tiſch tauchte nieder, er aber ſtauchte den Delphin in die Seite und ſogleich ſchwamm dieſer weiter den Fluß hinauf.

Die Sonne fing ſchon an zu ſinken, als Said in dunkler Ferne eine große Stadt erblickte, deren Minarets ihm Aehnlichkeit mit denen von Bagdad zu haben ſchienen. Der Gedanke an Bagdad war ihm nicht ſehr angenehm, aber ſein Vertrauen auf die gütige Fee war

ſo groß, daß er feſt glaubte, ſie werde ihn nicht wieder in die Hände des ſchändlichen Kalum-Bek fallen laſſen. Zur Seite etwa eine Meile von der Stadt und nahe am Fluß erblickte er ein prachtvolles Landhaus, und zu ſeiner großen Verwunderung lenkte der Fiſch nach dieſem Hauſe hin.

Auf dem Dach des Hauſes ſtanden mehrere ſchön gekleidete Männer, und am Ufer ſah Said eine große Menge Diener, und alle ſchauten nach ihm und ſchlugen vor Verwunderung die Hände zuſammen. An einer Marmortreppe, die vom Waſſer nach dem Luſtſchloß hinaufführte, hielt der Delphin an, und kaum hatte Said einen Fuß auf die Treppe geſetzt, ſo war auch ſchon der Fiſch ſpurlos verſchwunden. Zugleich eilten einige Diener die Treppe herab und baten im Namen ihres Herrn, zu ihm hinauf zu kommen, und boten ihm trockene Kleider an. Er kleidete ſich ſchnell um und folgte dann den Dienern auf das Dach, wo er drei Männer fand, von welchen der größte und ſchönſte ihm freundlich und huldreich entgegenkam. „Wer biſt du, wunderbarer Fremdling,“ ſprach er, „der du die Fiſche des Meeres zähmſt und ſie links und rechts leiteſt, wie der beſte Reiter ſein Streitroß? Biſt du ein Zauberer oder ein Menſch wie wir?“

„Herr!“ antwortete Said, „mir iſt es in den letzten Wochen ſchlecht ergangen, wenn Ihr aber Vergnügen daran findet, ſo will ich Euch erzählen.“ Und nun hub er an und erzählte den drei Männern ſeine Geſchichte von dem Augenblick an, wo er ſeines Vaters Haus verlaſſen hatte, bis zu ſeiner wunderbaren Rettung. Oft

wurde er von ihnen mit Zeichen des Staunens und der Verwunderung unterbrochen; als er aber geendet hatte, ſprach der Herr des Hauſes, der ihn ſo freundlich empfangen hatte: „Ich traue deinen Worten, Said! Aber du erzähltеſt uns, daß du im Wettkampf eine Kette gewonnen; und daß dir der Kalif einen Ring geſchenkt; kannſt du wohl dieſe uns zeigen?“

„Hier auf meinem Herzen habe ich beide verwahrt,“ ſprach der Jüngling, „und nur mit meinem Leben hätte ich ſo theure Geſchenke hergegeben, denn ich achte es für die ruhmvollſte und ſchönſte That, daß ich den großen Kalifen aus den Händen ſeiner Mörder befreite.“ Zugleich zog er Kette und Ring hervor und übergab beides den Männern.

„Beim Bart des Propheten, er iſt's, es iſt mein Ring!“ rief der hohe ſchöne Mann. „Großvezier, laß uns ihn umarmen, denn hier ſteht unſer Retter.“ Said war es wie ein Traum, als dieſe zwei ihn umſchlangen, aber alſobald warf er ſich nieder und ſprach: „Verzeihe, Beherrſcher der Gläubigen, daß ich ſo vor dir geſprochen habe, denn du biſt kein anderer, als Harun Al-Raſchid, der große Kalif von Bagdad.“

„Der bin ich, dein Freund!“ antwortete Harun, „und von dieſer Stunde an ſollen ſich alle deine trüben Schickſale wenden. Folge mir nach Bagdad, bleibe in meiner nächſten Umgebung und ſey einer meiner vertrauteſten Beamten, denn wahrlich, du haſt in jener Nacht gezeigt, daß dir Harun nicht gleichgültig ſey, und nicht jeden meiner treueſten Diener möchte ich auf gleiche Probe ſtellen!“

Said dankte dem Kalifen; er verſprach ihm, auf immer bei ihm zu bleiben, wenn er zuvor eine Reiſe zu ſeinem Vater, der in großen Sorgen um ihn ſeyn müſſe, gemacht haben werde, und der Kalif fand dies gerecht und billig. Sie ſetzten ſich bald zu Pferd und kamen noch vor Sonnenuntergang in Bagdad an. Der Kalif ließ Said eine lange Reihe prachtvoll geſchmückter Zimmer in ſeinem Palaſt anweiſen und verſprach ihm noch überdies, ein eigenes Haus für ihn erbauen zu laſſen.

Auf die erſte Kunde von dieſem Ereigniß eilten die alten Waffenbrüder Saids, der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers herbei; ſie umarmten ihn als Retter dieſer theuren Männer und baten ihn, er möchte ihr Freund werden; aber ſprachlos wurden ſie vor Erſtaunen, als er ſagte: „Euer Freund bin ich längſt," als er die Kette, die er als Kampfpreis erhalten, hervorzog und ſie an dieſes und jenes erinnerte. Sie hatten ihn immer nur ſchwärzlichbraun und mit langem Bart geſehen, und erſt als er erzählte, wie und warum er ſich entſtellt habe, als er zu ſeiner Rechtfertigung ſtumpfe Waffen herbeibringen ließ, mit ihnen focht und ihnen den Beweis gab, daß er Almanſor der Tapfere ſey, erſt dann umarmten ſie ihn mit Jubel von neuem und prieſen ſich glücklich, einen ſolchen Freund zu haben.

Den folgenden Tag, als eben Said mit dem Großvezier bei Harun ſaß, trat Meſſour, der Oberkämmerer, herein und ſprach: „Beherrſcher der Gläubigen, ſo es anders ſeyn kann, möchte ich dich um eine Gnade bitten."

„Ich will zuvor hören," antwortete Harun

„Draußen steht mein lieber leiblicher Vetter Kalum-Bek, ein berühmter Kaufmann auf dem Bazar," sprach er, „der hat einen sonderbaren Handel mit einem Mann aus Balsora, dessen Sohn bei Kalum-Bek diente, nachher gestohlen hat, dann entlaufen ist, und niemand weiß wohin. Nun will aber der Vater seinen Sohn von Kalum haben, und dieser hat ihn doch nicht; er wünscht daher und bittet um die Gnade, du möchtest kraft deiner großen Erleuchtung und Weisheit sprechen zwischen dem Mann aus Balsora und ihm."

„Ich will richten," erwiederte der Kalif; „in einer halben Stunde möge dein Herr Vetter mit seinem Gegner in den Gerichtssaal treten."

Als Messour dankend gegangen war, sprach Harun: „das ist niemand anders, als dein Vater, Said, und da ich nun glücklicherweise alles, wie es ist, erfahren habe, will ich richten wie Salomo. Du, Said, verbirgst dich hinter den Vorhang meines Thrones, bis ich dich rufe, und du, Großvezier, läßt mir sogleich den schlechten und voreiligen Polizeirichter holen; ich werde ihn im Verhör brauchen."

Sie thaten beide, wie er befohlen. Saids Herz pochte stärker, als er seinen Vater bleich und abgehärmt, mit wankenden Schritten in den Gerichtssaal treten sah, und Kalum-Beks feines zuversichtiges Lächeln, womit er zu seinem Vetter Oberkämmerer flüsterte, machte ihn so grimmig, daß er gerne hinter dem Vorhang hervor auf ihn losgestürzt wäre; denn seine größten Leiden und Kümmernisse hatte er diesem schlechten Menschen zu danken.

Es waren viele Menſchen im Saal, die den Kaliſen Recht ſprechen hören wollten. Der Großvezier gebot, nachdem der Herrſcher von Bagdad auf ſeinem Thron Platz genommen hatte, Stille und fragte, wer hier als Kläger vor ſeinem Herrn erſcheine.

Kalum-Bek trat mit frecher Stirne vor und ſprach: „Vor einigen Tagen ſtand ich unter der Thüre meines Gewölbes im Bazar, als ein Ausrufer, einen Beutel in der Hand und dieſen Mann hier neben ſich, durch die Buden ſchritt und rief: Einen Beutel Gold dem, der Auskunft geben kann über Said aus Balſora. Dieſer Said war in meinen Dienſten geweſen und ich rief daher: hierher, Freund! ich kann den Beutel verdienen. Dieſer Mann, der jetzt ſo feindlich gegen mich iſt, kam freundlich und fragte, was ich wüßte. Ich antwortete: Ihr ſeyd wohl Benezar, ſein Vater? und als er dies freudig bejahte, erzählte ich ihm, wie ich den jungen Menſchen in der Wüſte gefunden, gerettet und gepflegt und nach Bagdad gebracht habe. In der Freude ſeines Herzens ſchenkte er mir den Beutel. Aber hört dieſen unſinnigen Menſchen, wie ich ihm nun weiter erzählte, daß ſein Sohn bei mir gedient habe, daß er ſchlechte Streiche gemacht, geſtohlen habe und davon gegangen ſey, will er es nicht glauben, hadert ſchon ſeit einigen Tagen mit mir, fordert ſeinen Sohn und ſein Geld zurück, und beides kann ich nicht geben, denn das Geld gebührt mir für die Nachricht, die ich ihm gab, und ſeinen ungerathenen Burſchen kann ich nicht herbeiſchaffen.

Jetzt ſprach auch Benezar; er ſchilderte ſeinen Sohn, wie edel und tugendhaft er ſey, und daß er nie

habe ſo ſchlecht ſeyn können, zu ſtehlen. Er forderte den Kalifen auf, ſtreng zu unterſuchen.

„Ich hoffe," ſprach Harun, „du haſt, wie es Pflicht iſt, den Diebſtahl angezeigt, Kalum-Bek?"

„Ei freilich!" rief jener lächelnd. „Vor den Polizeirichter habe ich ihn geführt."

„Man bringe den Polizeirichter!" befahl der Kalif.

Zum allgemeinen Erſtaunen erſchien dieſer ſogleich, wie durch Zauberei herbeigebracht. Der Kalif fragte ihn, ob er ſich dieſes Handels erinnere, und dieſer geſtand den Fall zu.

„Haſt du den jungen Mann verhört, hat er den Diebſtahl eingeſtanden?" fragte Harun.

„Nein, er war ſogar ſo verſtockt, daß er niemand als Euch ſelbſt geſtehen wollte!" erwiederte der Richter.

„Aber ich erinnere mich nicht, ihn geſehen zu haben," ſagte der Kalif.

„Ei warum auch! da müßte ich alle Tage einen ganzen Pack ſolches Geſindel zu Euch ſchicken, die Euch ſprechen wollen."

„Du weißt, daß mein Ohr für jeden offen iſt," antwortete Harun, „aber wahrſcheinlich waren die Beweiſe über den Diebſtahl ſo klar, daß es nicht nöthig war, den jungen Menſchen vor mein Angeſicht zu bringen. Du hatteſt wohl Zeugen, daß das Geld, das dir geſtohlen wurde, dir gehörte, Kalum?"

„Zeugen?" fragte dieſer erbleichend, „nein, Zeugen hatte ich nicht, und Ihr wiſſet ja, Beherrſcher der Gläubigen, daß ein Goldſtück ausſieht wie das

andere. Woher konnte ich denn Zeugen nehmen, daß dieſe hundert Stücke in meiner Kaſſe fehlen?"

„An was erkannteſt du denn, daß jene Summe gerade dir gehöre?" fragte der Kalif.

„An dem Beutel, in welchem ſie war," erwiederte Kalum.

„Haſt du den Beutel hier?" forſchte jener weiter.

„Hier iſt er," ſprach der Kaufmann, zog einen Beutel hervor und reichte ihn dem Großvezier, damit er ihn dem Kalifen gebe.

Doch der Vezier rief mit verſtelltem Erſtaunen: „Beim Bart des Propheten! der Beutel ſoll dein ſeyn, du Hund? Mein gehörte dieſer Beutel, und ich gab ihn mit hundert Goldſtücken gefüllt einem braven jungen Mann, der mich aus einer großen Gefahr befreite."

„Kannſt du darauf ſchwören?" fragte der Kalif.

„So gewiß als ich einſt ins Paradies kommen will," antwortete der Vezier, „denn meine Tochter hat ihn ſelbſt verfertigt."

„Ei, ei!" rief Harun, „ſo wurdeſt du alſo falſch berichtet, Polizeirichter? Warum haſt du denn geglaubt, daß der Beutel dieſem Kaufmann gehöre?"

„Er hat geſchworen," antwortete der Polizeirichter furchtſam.

„So haſt du falſch geſchworen?" donnerte der Kalif den Kaufmann an, der erbleichend und zitternd vor ihm ſtand.

„Allah, Allah!" rief jener. „Ich will gewiß nichts gegen den Herrn Großvezier ſagen, er iſt ein glaubwürdiger Mann, aber ach! der Beutel gehörte doch mein,

und der nichtswürdige Said hat ihn gestohlen. Tausend Toman wollte ich geben, wenn er jetzt zur Stelle wäre."

„Was hast du denn mit diesem Said angefangen?" fragte der Kalif. „Sag' an, wohin man schicken muß, damit er vor mir Bekenntniß ablege!"

„Ich habe ihn auf eine wüste Insel geschickt," sprach der Polizeirichter.

„O Said! mein Sohn, mein Sohn!" rief der unglückliche Vater und weinte.

„So hat er also das Verbrechen bekannt?" fragte Harun.

Der Polizeirichter erbleichte; er rollte seine Augen hin und her, und endlich sprach er: „Wenn ich mich noch recht erinnern kann — ja."

„Du weißt es also nicht gewiß?" fuhr der Kalif mit schrecklicher Stimme fort: „so wollen wir ihn selbst fragen. Tritt hervor, Said, und du, Kalum-Bek, zahlst vor allem tausend Goldstücke, weil er jetzt hier zur Stelle ist.

Kalum und der Polizeirichter glaubten ein Gespenst zu sehen; sie stürzten nieder und riefen: „Gnade! Gnade!" Benezar, vor Freude halb ohnmächtig, eilte in die Arme seines verlorenen Sohnes. Aber mit eiserner Strenge fragte jetzt der Kalif: „Polizeirichter, hier steht Said; hat er eingestanden?"

„Nein, nein!" heulte der Polizeirichter, „ich habe nur Kalums Zeugniß gehört, weil er ein angesehener Mann ist."

„Habe ich dich darum als Richter über alle bestellt, daß du nur den Vornehmen höreſt?" rief Harun Al-Raschid

mit edlem Zorn. „Auf zehn Jahre verbanne ich dich auf eine wüſte Inſel, mitten im Meere, da kannſt du über Gerechtigkeit nachdenken; und du, elender Menſch, der du Sterbende erweckſt, nicht um ſie zu retten, ſondern um ſie zu deinen Sklaven zu machen, du zahlſt, wie ſchon geſagt, tauſend Tomans, weil du ſie verſprochen, wenn Said käme, um für dich zu zeugen."

Kalum freute ſich, ſo wohlfeil aus dem böſen Handel zu kommen, und wollte eben dem gütigen Kalifen danken; doch dieſer fuhr fort: „Für den falſchen Eid wegen der hundert Goldſtücke bekommſt du hundert Hiebe auf die Fußſohlen. Ferner hat Said zu wählen, ob er dein ganzes Gewölbe und dich als Laſtträger nehmen will, oder ob er mit zehn Goldſtücken für jeden Tag, welchen er dir diente, zufrieden iſt?"

„Laſſet den Elenden laufen, Kalif!" rief der Jüngling, „ich will nichts, das ihm gehörte."

„Nein," antwortete Harun, „ich will, daß du entſchädiget werdeſt. Ich wähle ſtatt deiner die zehn Goldſtücke für den Tag, und du magſt berechnen, wie viel Tage du in ſeinen Klauen warſt. Jetzt fort mit dieſen Elenden."

Sie wurden abgeführt, und der Kalif führte Benezar und Said in einen andern Saal, dort erzählte er ihm ſelbſt ſeine wunderbare Rettung durch Said und wurde nur zuweilen durch das Geheul Kalum-Beks unterbrochen, dem man ſo eben im Hof ſeine hundert vollwichtigen Goldſtücke auf die Fußſohlen zählte.

Der Kalif lud Benezar ein, mit Said bei ihm in Bagdad zu leben. Er ſagte es zu und reiste nur noch

einmal nach Hauſe, um ſein großes Vermögen abzuholen. Said aber lebte in dem Palaſt, den ihm der dankbare Kalife erbaut hatte, wie ein Fürſt. Der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers waren ſeine Geſellſchafter, und es war in Bagdad Sprüchwort geworden: Ich möchte ſo gut und ſo glücklich ſeyn, als Said, der Sohn Benezars.

„Bei ſolcher Unterhaltung käme mir kein Schlaf in die Augen, wenn ich auch zwei, drei und mehrere Nächte wach bleiben müßte," ſagte der Zirkelſchmied, als der Jäger geendigt hatte. „Und oft ſchon habe ich dies bewährt befunden. So war ich in früherer Zeit als Geſelle bei einem Glockengießer. Der Meiſter war ein reicher Mann und kein Geizhals; aber eben darum wunderten wir uns nicht wenig, als wir einmal eine große Arbeit hatten, und er, ganz gegen ſeine Gewohnheit, ſo knickerig als möglich erſchien. Es wurde in die neue Kirche eine Glocke gegoſſen, und wir Jungen und Geſellen mußten die ganze Nacht am Heerd ſitzen und das Feuer hüten. Wir glaubten nicht anders, als der Meiſter werde ſein Mutterfäßchen anſtechen und uns den beſten Wein vorſetzen. Aber nicht alſo. Er ließ nur alle Stunden einen Umtrunk thun und fing an von ſeiner Wanderſchaft, von ſeinem Leben allerlei Geſchichten zu erzählen, dann kam es an den Obergeſellen und ſo nach der Reihe, und keiner von uns wurde ſchläfrig, denn begierig horchten wir alle zu. Ehe wir uns deſſen verſahen, war es Tag. Da erkannten wir die Liſt des Meiſters, daß er uns durch Reden habe wach halten

wollen. Denn als die Glocke fertig war, ſchonte er ſeinen Wein nicht und holte ein, was er weislich in jener Nacht verſäumte."

„Das war ein vernünftiger Mann," erwiederte der Student; „gegen den Schlaf, das iſt gewiß, hilft nichts als Reden. Darum möchte ich dieſe Nacht nicht einſam bleiben, weil ich mich gegen elf Uhr hin des Schlafes nicht erwehren könnte."

„Das haben auch die Bauersleute wohl bedacht," ſagte der Jäger; „wenn die Frauen und Mädchen in den langen Winterabenden bei Licht ſpinnen, ſo bleiben ſie nicht einſam zu Hauſe, weil ſie da wohl mitten unter der Arbeit einſchliefen, ſondern ſie kommen zuſammen in den ſogenannten Lichtſtuben, ſetzen ſich in großer Geſellſchaft zur Arbeit und erzählen."

„Ja," fiel der Fuhrmann ein, „da geht es oft recht greulich zu, daß man ſich ordentlich fürchten möchte, denn ſie erzählen von feurigen Geiſtern, die auf der Welt gehen, von Kobolden, die Nachts in den Kammern poltern, und von Geſpenſtern, die Menſchen und Vieh ängſtigen."

„Da haben ſie nun freilich nicht die beſte Unterhaltung," entgegnete der Student. „Mir, ich geſtehe es, iſt nichts ſo verhaßt, als Geſpenſtergeſchichten."

„Ei, da denke ich gerade das Gegentheil," rief der Zirkelſchmied. Mir iſt es ganz behaglich bei einer rechten Schauergeſchichte. Es iſt gerade wie beim Regenwetter, wenn man unter dem Dach ſchläft. Man hört die Tropfen tick, tack, tick, tack auf die Ziegel herunter rauſchen und fühlt ſich recht warm im Trockenen.

So, wenn man bei Licht und in Gesellschaft von Gespenstern hört, fühlt man sich sicher und behaglich."

„Aber nachher," sagte der Student, „wenn einer zugehört hat, der dem lächerlichen Glauben an Gespenster ergeben ist, wird er sich nicht grauen, wenn er allein ist und im Dunkeln? wird er nicht an alles das Schauerliche denken, was er gehört? Ich kann mich noch heute über diese Gespenstergeschichten ärgern, wenn ich an meine Kindheit denke. Ich war ein munterer aufgeweckter Junge und mochte vielleicht etwas unruhiger seyn, als meiner Amme lieb war. Da wußte sie nun kein anderes Mittel, mich zum Schweigen zu bringen, als daß sie mich fürchten machte. Sie erzählte mir allerlei schauerliche Geschichten von Heren und bösen Geistern, die im Hause spuken sollten, und wenn eine Katze auf dem Boden ihr Wesen trieb, flüsterte sie mir ängstlich zu: Hörst du, Söhnchen? jetzt geht er wieder Trepp auf, Trepp ab, der todte Mann. Er trägt seinen Kopf unter dem Arm, aber seine Augen glänzen doch wie Laternen, Krallen hat er statt der Finger, und wenn er einen im Dunkeln erwischt, dreht er ihm den Hals um."

Die Männer lachten über diese Geschichten, aber der Student fuhr fort: „Ich war zu jung, als daß ich hätte einsehen können, dies alles sey unwahr und erfunden. Ich fürchtete mich nicht vor dem größten Jagdhund, warf jeden meiner Gespielen in den Sand; aber wenn ich ins Dunkle kam, drückte ich vor Angst die Augen zu, denn ich glaubte, jetzt werde der todte Mann heranschleichen. Es ging so weit, daß ich nicht mehr

allein und ohne Licht aus der Thüre gehen wollte, wenn es dunkel war, und wie manchmal hat mich mein Vater nachher gezüchtigt, als er diese Unart bemerkte! Aber lange Zeit konnte ich diese kindische Furcht nicht los werden, und allein meine thörichte Amme trug die Schuld."

„Ja, das ist ein großer Fehler," bemerkte der Jäger, „wenn man die kindlichen Gedanken mit solchem Aberwitz füllt. Ich kann sie versichern, daß ich brave beherzte Männer gekannt habe, Jäger, die sich sonst vor drei Feinden nicht fürchteten — wenn sie Nachts im Wald aufs Wild lauern sollten, oder auf Wilddiebe, da gebrach es ihnen oft plötzlich an Muth; denn sie sahen einen Baum für ein schreckliches Gespenst, einen Busch für eine Hexe und ein paar Glühwürmer für die Augen eines Ungethüms an, das im Dunkeln auf sie laure."

„Und nicht nur für Kinder," entgegnete der Student, „halte ich Unterhaltungen dieser Art für höchst schädlich und thöricht, sondern auch für jeden; denn welcher vernünftige Mensch wird sich über das Treiben und Wesen von Dingen unterhalten, die eigentlich nur im Hirn eines Thoren wirklich sind? Dort spukt es, sonst nirgends. Doch am allerschädlichsten sind diese Geschichten unter dem Landvolk. Dort glaubt man fest und unabweichlich an Thorheiten dieser Art, und dieser Glaube wird in den Spinnstuben und in der Schenke genährt, wo sie sich enge zusammensetzen und mit furchtsamer Stimme die allergreulichsten Geschichten erzählen."

„Ja, Herr!“ erwiederte der Fuhrmann, „Ihr möget nicht Unrecht haben; ſchon manches Unglück iſt durch ſolche Geſchichten entſtanden; iſt ja doch ſogar meine eigene Schweſter dadurch elendiglich ums Leben gekommen.“

„Wie das? an ſolchen Geſchichten!“ riefen die Männer erſtaunt.

„Ja wohl an ſolchen Geſchichten,“ ſprach jener weiter. „In dem Dorf, wo unſer Vater wohnte, iſt auch die Sitte, daß die Frauen und Mädchen in den Winterabenden zum Spinnen ſich zuſammenſetzen. Die jungen Burſche kommen dann auch und erzählen mancherlei. So kam es eines Abends, daß man von Geſpenſtern und Erſcheinungen ſprach, und die jungen Burſche erzählten von einem alten Krämer, der ſchon vor zehn Jahren geſtorben ſey, aber im Grab keine Ruhe finde. Jede Nacht werfe er die Erde von ſich ab, ſteige aus dem Grab, ſchleiche langſam und huſtend, wie er im Leben gethan, nach ſeinem Laden, und wäge dort Zucker und Kaffee ab, indem er vor ſich hin murmle:

Drei Vierling, drei Vierling um Mitternacht
Haben bei Tag ein Pfund gemacht.

„Viele behaupteten, ihn geſehen zu haben, und die Mädchen und Weiber fingen an, ſich zu fürchten. Meine Schweſter aber, ein Mädchen von ſechzehn Jahren, wollte klüger ſeyn, als die andern, und ſagte: das glaube ich alles nicht, wer einmal todt iſt, kommt nicht wieder! Sie ſagte es, aber leider ohne Ueberzeugung, denn ſie hatte ſich oft ſchon gefürchtet. Da ſagte einer von den jungen Leuten: Wenn du dies glaubſt, ſo

wirſt du dich auch nicht vor ihm fürchten; ſein Grab iſt nur zwei Schritte von Käthchens, die letzthin geſtorben. Wage es einmal, gehe hin auf den Kirchhof, brich von Käthchens Grab eine Blume und bringe ſie uns, ſo wollen wir glauben, daß du dich vor dem Krämer nicht fürchteteſt!

„Meine Schweſter ſchämte ſich, von den andern verlacht zu werden, darum ſagte ſie: o! das iſt mir ein Leichtes; was wollt Ihr denn für eine Blume?

„Es blühen im ganzen Dorf keine Schneeglöckchen als dort; darum bring uns einen Strauß von dieſen, antwortete eine ihrer Freundinnen. Sie ſtand auf und ging, und alle Männer lobten ihren Muth, aber die Frauen ſchüttelten den Kopf und ſagten: Wenn es nur gut abläuft! Meine Schweſter ging dem Kirchhof zu, der Mond ſchien hell, und ſie fing an zu ſchaudern, als es zwölf Uhr ſchlug und ſie die Kirchhofpforte öffnete.

„Sie ſtieg über manchen Grabhügel weg, den ſie kannte, und ihr Herz wurde bange und immer banger, je näher ſie zu Käthchens weißen Roſen und zum Grab des geſpenſtigen Krämers kam.“

Jetzt war ſie da; zitternd kniete ſie nieder und knickte die Blumen ab. Da glaubte ſie ganz in der Nähe ein Geräuſch zu vernehmen; ſie ſah ſich um, zwei Schritte von ihr flog die Erde von einem Grab hinweg und langſam richtete ſich eine Geſtalt daraus empor. Es war ein alter bleicher Mann mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf. Meine Schweſter erſchrack; ſie ſchaute noch einmal hin, um ſich zu überzeugen, ob ſie recht geſehen; als aber der im Grabe

Grabe mit näſelnder Stimme anfing zu ſprechen: guten Abend, Jungfer; woher ſo ſpät? da erfaßte ſie ein Grauen des Todes; ſie raffte ſich auf, ſprang über die Gräber hin nach jenem Hauſe, erzählte beinahe athemlos, was ſie geſehen, und wurde ſo ſchwach, daß man ſie nach Hauſe tragen mußte. Was nützte es uns, daß wir am andern Tage erfuhren, daß es der Todtengräber geweſen ſey, der dort ein Grab gemacht und zu meiner armen Schweſter geſprochen habe? Sie verfiel noch, ehe ſie dies erfahren konnte, in ein hitziges Fieber, an welchem ſie nach drei Tagen ſtarb. Die Blumen zu ihrem Todtenkranz hatte ſie ſich ſelbſt gebrochen."

Der Fuhrmann ſchwieg und eine Thräne hing in ſeinen Augen; die anderen aber ſahen theilnehmend auf ihn.

„So hat das arme Kind auch an dieſem Köhlerglauben ſterben müſſen," ſagte der junge Goldarbeiter; „mir fällt da eine Sage bei, die ich Euch wohl erzählen möchte, und die leider mit einem ſolchen Trauerfall zuſammen hängt."

Die Höhle von Steenkoll,

eine ſchottländiſche Sage.

Auf einer der Felſeninſeln Schottlands lebten vor vielen Jahren zwei Fiſcher in glücklicher Eintracht. Sie waren beide unverheirathet, hatten auch ſonſt keine Angehörigen, und ihre gemeinſame Arbeit, obgleich verſchieden angewendet, nährte ſie beide. Im Alter kamen ſie einander ziemlich nahe, aber von Perſon und an

Gemüthsart glichen ſie einander nicht mehr, als ein Adler und ein Seekalb.

Kaſpar Strumpf war ein kurzer dicker Menſch mit einem breiten fetten Vollmondsgeſicht und gutmüthig lachenden Augen, denen Gram und Sorge fremd zu ſeyn ſchienen. Er war nicht nur fett, ſondern auch ſchläfrig und faul, und ihm fielen daher die Arbeiten des Hauſes, Kochen und Backen, das Stricken der Netze zum eigenen Fiſchfang und zum Verkaufe, auch ein großer Theil der Beſtellung ihres kleinen Feldes anheim. Ganz das Gegentheil war ſein Gefährte; lang und hager, mit kühner Habichtsnaſe und ſcharfen Augen, war er als der thätigſte und glücklichſte Fiſcher, der unternehmendſte Kletterer nach Vögeln und Daunen, der fleißigſte Feldarbeiter auf den Inſeln, und dabei als der geldgierigſte Händler auf dem Markte zu Kirchwall bekannt; aber da ſeine Waaren gut und ſein Wandel frei von Betrug war, ſo handelte jeder gern mit ihm und Wilm Falke (ſo nannten ihn ſeine Landsleute) und Kaſpar Strumpf, mit welchem erſterer trotz ſeiner Habſucht gerne ſeinen ſchwer errungenen Gewinn theilte, hatten nicht nur eine gute Nahrung, ſondern waren auch auf gutem Wege, einen gewiſſen Grad von Wohlhabenheit zu erlangen. Aber Wohlhabenheit allein war es nicht, was Falke's habſüchtigem Gemüthe zuſagte, er wollte reich, ſehr reich werden, und da er bald einſehen lernte, daß auf dem gewöhnlichen Wege des Fleißes das reich werden nicht ſehr ſchnell vor ſich ging, ſo verfiel er zuletzt auf den Gedanken, er müßte ſeinen Reichthum durch irgend einen außerordentlichen

Glückszufall erlangen, und da nun dieſer Gedanke einmal von ſeinem heftig wallenden Geiſte Beſitz genommen, fand er für nichts anderes Raum darin, und er fing an, mit Kaſpar Strumpf davon, als von einer gewiſſen Sache zu reden. Dieſer, dem alles, was Falke ſagte, für Evangelium galt, erzählte es ſeinen Nachbarn, und bald verbreitete ſich das Gerücht, Wilm Falke hätte ſich entweder wirklich dem Böſen für Gold verſchrieben, oder hätte doch ein Anerbieten dazu von dem Fürſten der Unterwelt bekommen.

Anfangs zwar verlachte Falke dieſe Gerüchte, aber allmälig gefiel er ſich in dem Gedanken, daß irgend ein Geiſt ihm einmal einen Schatz verrathen könne, und er widerſprach nicht länger, wenn ihn ſeine Landsleute damit aufzogen. Er trieb zwar noch immer ſein Geſchäft fort, aber mit weniger Eifer, und verlor oft einen großen Theil der Zeit, die er ſonſt mit Fiſchfang oder andern nützlichen Arbeiten zuzubringen pflegte, in zweckloſem Suchen irgend eines Abenteuers, wodurch er plötzlich reich werden ſollte. Auch wollte es ſein Unglück, daß, als er eines Tages am einſamen Ufer ſtand und in unbeſtimmter Hoffnung auf das bewegte Meer hinausblickte, als ſolle ihm von dorther ſein großes Glück kommen, eine große Welle unter einer Menge losgeriſſenen Mooſes und Geſteins, eine gelbe Kugel — eine Kugel von Gold — zu ſeinen Füßen rollte.

Wilm ſtand wie bezaubert; ſo waren denn ſeine Hoffnungen nicht leere Träume geweſen, das Meer hatte ihm Gold, ſchönes reines Gold geſchenkt, wahrſcheinlich die Ueberreſte einer ſchweren Barre, welche

die Wellen auf dem Meeresgrund bis zur Größe einer Flintenkugel abgerieben. Und nun ſtand es klar vor ſeiner Seele, daß einmal irgendwo an dieſer Küſte ein reich beladenes Schiff geſcheitert ſeyn müſſe, und daß er dazu erſehen ſey, die im Schooße des Meeres begrabenen Schätze zu heben. Dies ward von nun an ſein einziges Streben; ſeinen Fund ſorgfältig, ſelbſt vor ſeinem Freunde verbergend, damit nicht auch andere ſeiner Entdeckung auf die Spur kämen, verſäumte er alles andere und brachte Tage und Nächte an dieſer Küſte zu, wo er nicht ſein Netz nach Fiſchen, ſondern eine eigens dazu verfertigte Schaufel — nach Gold auswarf. Aber er fand nichts, als Armuth; denn er ſelbſt verdiente nichts mehr, und Kaſpars ſchläfrige Bemühungen reichten nicht hin, ſie beide zu ernähren. Im Suchen größerer Schätze verſchwand nicht nur das gefundene Gold, ſondern allmälig auch das ganze Eigenthum der Junggeſellen. Aber ſo wie Strumpf früher ſtillſchweigend von Falke den beſten Theil ſeiner Nahrung hatte erwerben laſſen, ſo ertrug er es auch jetzt ſchweigend und ohne Murren, daß die zweckloſe Thätigkeit deſſelben ſie ihm jetzt entzog; und gerade dieſes ſanftmüthige Dulden ſeines Freundes war es, was jenen nur noch ſtärker anſpornte, ſein raſtloſes Suchen nach Reichthum weiter fortzuſetzen. Was ihn aber noch thätiger machte, war, daß, ſo oft er ſich zur Ruhe niederlegte und ſeine Augen ſich zum Schlummer ſchloſſen, etwas ihm ein Wort ins Ohr raunte, das er zwar ſehr deutlich zu vernehmen glaubte und das ihm jedesmal daſſelbe ſchien, das er aber niemals

behalten konnte. Zwar wußte er nicht, was dieſer Umſtand, ſo ſonderbar er auch war, mit ſeinem jetzigen Streben zu thun haben könne; aber auf ein Gemüth, wie Wilm Falke's, mußte alles wirken, und auch dieſes geheimnißvolle Flüſtern half ihn in dem Glauben beſtärken, daß ihm ein großes Glück beſtimmt ſey, das er nur in einem Goldhaufen zu finden hoffte.

Eines Tages überraſchte ihn ein Sturm am Ufer, wo er die Goldkugel gefunden hatte, und die Heftigkeit deſſelben trieb ihn an, in einer nahen Höhle Zuflucht zu ſuchen. Dieſe Höhle, welche die Einwohner die Höhle von Steenfoll nennen, beſteht aus einem langen unterirdiſchen Gange, welcher ſich mit zwei Mündungen gegen das Meer öffnet und den Wellen einen freien Durchgang läßt, die ſich beſtändig mit lautem Brüllen ſchäumend durch denſelben hinarbeiten. Dieſe Höhle war nur an einer Stelle zugänglich, und zwar durch eine Spalte von oben her, welche aber ſelten von jemand anderem, als muthwilligen Knaben betreten ward, indem zu den eigenen Gefahren des Ortes ſich noch der Ruf eines Geiſterſpuks geſellte. Mit Mühe ließ Wilm ſich in denſelben hinab und nahm ungefähr zwölf Fuß tief von der Oberfläche auf einem vorſpringenden Stein und unter einem überhangenden Felſenſtück Platz, wo er mit den brauſenden Wellen unter ſeinen Füßen und dem wüthenden Sturm über ſeinem Haupte in ſeinen gewöhnlichen Gedankenzug verfiel, nämlich von dem geſcheiterten Schiff, und was für ein Schiff es wohl geweſen ſeyn möchte; denn trotz aller ſeiner Erkundigungen hatte er ſelbſt von den älteſten Einwohnern von keinem an

dieſer Stelle geſcheiterten Fahrzeuge Nachricht erhalten können. Wie lange er ſo geſeſſen, wußte er ſelbſt nicht; als er aber endlich aus ſeinen Träumereien erwachte, entdeckte er, daß der Sturm vorüber war, und er wollte eben wieder emporſteigen, als eine Stimme ſich aus der Tiefe vernehmen ließ und das Wort Car-mil-han ganz deutlich in ſein Ohr drang. Erſchrocken fuhr er in die Höhe und blickte in den leeren Abgrund hinab. „Großer Gott!“ ſchrie er, „das iſt das Wort, das mich in meinem Schlafe verfolgt, was, ums Himmels willen! mag es bedeuten?“ — „Carmilhan!“ ſeufzte es noch einmal aus der Höhle herauf, als er ſchon mit einem Fuß die Spalte verlaſſen hatte, und er floh wie ein geſcheuchtes Reh ſeiner Hütte zu.

Wilm war indeſſen keine Memme; die Sache war ihm nur unerwartet gekommen, und ſein Geldgeiz war auch überdies zu mächtig in ihm, als daß ihn irgend ein Anſchein von Gefahr hätte abſchrecken können, auf ſeinem gefahrvollen Pfade fortzuwandern. Einſt als er ſpät in der Nacht beim Mondſchein der Höhle von Steenſoll gegenüber mit ſeiner Schaufel nach Schätzen fiſchte, blieb dieſelbe auf einmal an etwas hängen. Er zog aus Leibeskräften, aber die Maſſe blieb unbeweglich. Inzwiſchen erhob ſich der Wind, dunkle Wolken überzogen den Himmel, heftig ſchaukelte das Boot und drohte umzuſchlagen; aber Wilm ließ ſich nicht irre machen; er zog und zog, bis der Widerſtand aufhörte, und da er kein Gewicht fühlte, glaubte er, ſein Seil wäre gebrochen. Aber gerade, als die Wolken ſich über dem Monde zuſammenziehen wollten, erſchien eine runde ſchwarze

Masse auf der Oberfläche, und es erklang das ihn verfolgende Wort Carmilhan! Hastig wollte er nach ihr greifen, aber eben so schnell, als er den Arm darnach ausstreckte, verschwand sie in der Dunkelheit der Nacht, und der eben losbrechende Sturm zwang ihn, unter den nahen Felsen Zuflucht zu suchen. Hier schlief er vor Ermüdung ein, um im Schlafe von einer ungezügelten Einbildungskraft gepeinigt, aufs neue die Qualen zu erdulden, die ihm sein rastloses Streben nach Reichthum am Tage erleiden ließ. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf den jetzt ruhigen Spiegel des Meeres, als Falke erwachte. Eben wollte er wieder hinaus an die gewohnte Arbeit, als er von Ferne etwas auf sich zukommen sah. Er erkannte es bald für ein Boot, und in demselben eine menschliche Gestalt; was aber sein größtes Erstaunen erregte, war, daß das Fahrzeug sich ohne Segel oder Ruder fortbewegte, und zwar mit dem Schnabel gegen das Ufer gekehrt, und ohne daß die darin sitzende Gestalt sich im geringsten um das Steuerruder zu bekümmern schien, wenn es ja eins hatte. Das Boot kam immer näher und hielt endlich neben Wilms Fahrzeuge stille. Die Person in demselben zeigte sich jetzt als ein kleines, verschrumpftes altes Männchen, das in gelbe Leinwand gekleidet und mit rother in der Höhe stehender Nachtmütze, mit geschlossenen Augen und unbeweglich wie ein getrockneter Leichnam da saß. Nachdem er es vergebens angerufen und gestoßen hatte, wollte er eben einen Strick an das Boot befestigen und es wegführen, als das Männchen die Augen aufschlug und sich zu bewegen anfing, auf eine

Weiſe, welche ſelbſt den kühnen Fiſcher mit Grauſen erfüllte.

„Wo bin ich?“ fragte es nach einem tiefen Seufzer auf holländiſch. Falke, welcher von den holländiſchen Heringsfängern etwas von ihrer Sprache gelernt hatte, nannte ihm den Namen der Inſel und fragte, wer er denn ſey, und was ihn hieher gebracht?

„Ich komme, um nach dem Carmilhan zu ſehen.“

„Dem Carmilhan? um Gottes willen! was iſt das?“ rief der begierige Schiffer,

„Ich gebe keine Antwort auf Fragen, die man mir auf dieſe Weiſe thut,“ erwiederte das Männchen mit ſichtbarer Angſt.

„Nun,“ ſchrie Falke, „was iſt der Carmilhan?“ —

„Der Carmilhan iſt jetzt nichts, aber einſt war es ein ſchönes Schiff, mit mehr Gold beladen, als je ein anderes Fahrzeug getragen.“

„Wo ging es zu Grunde, und wann?“

„Es war vor hundert Jahren; wo, weiß ich nicht genau; ich komme, um die Stelle aufzuſuchen und das verlorene Gold aufzufiſchen; willſt du mir helfen, ſo wollen wir den Fund mit einander theilen.“

„Mit ganzem Herzen, ſag mir nur, was muß ich thun?“

„Was du thun mußt, erfordert Muth; du mußt dich gerade vor Mitternacht in die wildeſte und einſamſte Gegend auf der Inſel begeben, begleitet von einer Kuh, die du dort ſchlachten und dich von jemand in ihre friſche Haut wickeln laſſen mußt. Dein Begleiter muß dich dann niederlegen, und allein laſſen und ehe es ein Uhr

ſchlägt, weißt du, wo die Schätze des Carmilhan liegen."

„Auf dieſe Weiſe fiel des alten Engrol Leib und Seele ins Verderben!" rief Wim mit Entſetzen. „Du biſt der böſe Geiſt," fuhr er fort, indem er haſtig davon ruderte, „geh zur Hölle! ich mag nichts mit dir zu thun haben."

Das Männchen knirſchte, ſchimpfte und fluchte ihm nach; aber der Fiſcher, welcher zu beiden Rudern gegriffen hatte, war ihm bald außer Gehör, und nachdem er um einen Felſen gebogen, auch aus dem Geſichte. Aber die Entdeckung, daß der böſe Geiſt ſich ſeinen Geiz zu Nutze zu machen und mit Gold in ſeine Schlingen zu locken ſuchte, heilte den verblendeten Fiſcher nicht, im Gegentheil, er meinte die Mittheilung des gelben Männchens benutzen zu können, ohne ſich dem Böſen zu überliefern; und indem er fortfuhr, an der öden Küſte nach Gold zu fiſchen, vernachläßigte er den Wohlſtand, den ihm die reichen Fiſchzüge in andern Gegenden des Meeres darboten, ſo wie alle andern Mittel, auf die er ehemals ſeinen Fleiß verwendet, und verſank von Tag zu Tag nebſt ſeinem Gefährten in tiefere Armuth, bis es endlich oft an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen zu fehlen anfing. Aber obgleich dieſer Verfall gänzlich Falke's Halsſtarrigkeit und falſcher Begierde zugeſchrieben werden mußte, und die Ernährung beider jetzt Kaſpar Strumpf allein anheim fiel, ſo machte ihm doch dieſer niemals den geringſten Vorwurf; ja er bezeugte ihm immer noch dieſelbe Unterwürfigkeit, daſſelbe Vertrauen in ſeinen beſſern Verſtand, als zur Zeit, wo

ihm ſeine Unternehmungen allezeit geglückt waren; dieſer Umſtand vermehrte Falke's Leiden um ein Großes, aber trieb ihn, noch mehr nach Gold zu ſuchen, weil er dadurch hoffte, auch ſeinen Freund für ſein gegenwärtiges Entbehren ſchadlos halten zu können. Dabei verfolgte ihn das teufliſche Geflüſter des Wortes Carmilhan noch immer in ſeinem Schlummer; kurz, Noth, getäuſchte Erwartung und Geiz trieben ihn zuletzt zu einer Art von Wahnſinn, ſo daß er wirklich beſchloß, das zu thun, was ihm das Männchen angerathen, obgleich er, nach der alten Sage, wohl wußte, daß er ſich damit den Mächten der Finſterniß übergab.

Alle Gegenvorſtellungen Kaſpars waren vergebens; Falke ward nur um ſo heftiger, jemehr jener ihn anflehte, von ſeinem verzweifelten Vorhaben abzuſtehen; und der gute ſchwache Menſch willigte endlich ein, ihn zu begleiten und ihm ſeinen Plan ausführen zu helfen. Beider Herzen zogen ſich ſchmerzhaft zuſammen, als ſie einen Strick um die Hörner einer ſchönen Kuh, ihr letztes Eigenthum, legten, die ſie vom Kalbe aufgezogen und die ſie ſich immer zu verkaufen geweigert hatten, weil ſie's nicht über's Herz bringen konnten, ſie in fremden Händen zu ſehen. Aber der böſe Geiſt, welcher ſich Wilms bemeiſterte, erſtickte jetzt alle beſſern Gefühle in ihm, und Kaſpar wußte ihm in nichts zu widerſtehen. Es war im September und die langen Nächte des ſchottländiſchen Winters hatten angefangen. Die Nachtwolken wälzten ſich ſchwer vor dem rauhen Abendwinde und thürmten ſich wie Eisberge im Maelſtrom, tiefer Schatten füllte die Schluchten zwiſchen dem Gebirge

und den feuchten Torfſümpfen, und die trüben Bette der Ströme blickten ſchwarz und furchtbar wie Höllenſchlünde. Falke ging voran und Strumpf folgte, ſchaudernd über ſeine eigene Kühnheit, und Thränen füllten ſein ſchweres Auge, ſo oft er das arme Thier anſah, welches ſo vertrauensvoll und bewußtlos ſeinem baldigen Tode entgegenging, der ihm von der Hand werden ſollte, die ihm bisher ſeine Nahrung gereicht. Mit Mühe erreichten ſie das enge ſumpfige Bergthal, welches hier und da mit Moos und Heidekraut bewachſen, mit großen Steinen überſäet war, und von einer wilden Gebirgskette umgeben lag, die ſich in grauen Nebel verlor und wohin der Fuß eines Menſchen ſich ſelten verſtieg. Sie näherten ſich auf wankendem Boden einem großen Stein, welcher in der Mitte ſtand, und von welchem ein verſcheuchter Adler krächzend in die Höhe flog. Die arme Kuh brüllte dumpf, als erkenne ſie die Schreckniſſe des Ortes und das ihr bevorſtehende Schickſal; Kaſpar wandte ſich weg, um ſich die ſchnell fließenden Thränen abzuwiſchen; er blickte hinab durch die Felſenöffnung, durch welche ſie heraufgekommen waren, von wo aus man die ferne Brandung des Meeres hörte, und dann hinauf nach den Berggipfeln, auf welche ſich ein kohlſchwarzes Gewölk gelagert hatte, aus welchem man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Murmeln vernahm. Als er ſich wieder nach Wilm umſah, hatte dieſer bereits die arme Kuh an den Stein gebunden und ſtand mit aufgehobener Axt im Begriff das gute Thier zu fällen.

Dies war zu viel für ſeinen Entſchluß, ſich in den Willen ſeines Freundes zu fügen; mit gerungenen

Händen ſtürzte er ſich auf die Knie. „Um Gottes willen, Wilm Falke!“ ſchrie er mit der Stimme der Verzweiflung, „ſchone dich, ſchone die Kuh! ſchone dich und mich! ſchone deine Seele! ſchone dein Leben! Und mußt du Gott ſo verſuchen, ſo warte bis morgen und opfere lieber ein anderes Thier, als unſere liebe Kuh!“

„Kaſpar, biſt du toll?“ ſchrie Wilm wie ein Wahnſinniger, indem er noch immer die Art in die Höhe geſchwungen hielt. „Soll ich die Kuh ſchonen und verhungern?“

„Du ſollſt nicht verhungern,“ antwortete Kaſpar entſchloſſen; „ſo lange ich Hände habe, ſollſt du nicht verhungern: ich will vom Morgen bis in die Nacht für dich arbeiten, nur bring' dich nicht um deiner Seele Seligkeit, und laß mir das arme Thier leben!“

„Dann nimm die Art und ſpalte mir den Kopf!“ ſchrie Falke mit verzweifeltem Tone, „ich gehe nicht von dieſem Fleck, bis ich habe, was ich verlange. — Kannſt du die Schätze des Carmilhan für mich heben? Können deine Hände mehr erwerben als die elendeſten Bedürfniſſe des Lebens? — Aber ſie können meinen Jammer enden — komm, und laß mich das Opfer ſeyn!“

„Wilm, tödte die Kuh, tödte mich! es liegt mir nichts daran, es iſt mir ja nur um deine Seligkeit zu thun. Ach! dies iſt ja der Piktenaltar, und das Opfer, das du bringen willſt, gehört der Finſterniß.“

„Ich weiß von nichts dergleichen!“ rief Falke wild lachend, wie einer der entſchloſſen iſt, nichts wiſſen zu wollen, was ihn von ſeinem Vorſatz abbringen könnte. „Kaſpar, du biſt toll und machſt mich toll — aber da,“

fuhr er fort, indem er das Beil von ſich warf und das Meſſer vom Steine aufnahm, wie wenn er ſich durchſtoßen wollte, „da behalte die Kuh ſtatt meiner!“

Kaſpar war in einem Augenblick bei ihm, riß ihm das Mordwerkzeug aus der Hand, er faßte das Beil, ſchwang es hoch um den Kopf und ließ es mit ſolcher Gewalt auf des geliebten Thieres Kopf fallen, daß es ohne zu zucken und todt zu ſeines Herrn Füßen niederſtürzte.

Ein Blitz, begleitet von einem Donnerſchlage, folgte dieſer raſchen Handlung, und Falke ſtarrte ſeinen Freund mit den Augen an, womit ein Mann ein Kind anſtaunen würde, das ſich das zu thun getrauet, was er ſelbſt nicht gewagt. Strumpf ſchien aber weder von dem Donner erſchreckt noch durch das ſtarre Erſtaunen ſeines Gefährten außer Faſſung gebracht, ſondern fiel ohne ein Wort zu reden, über die Kuh her und fing an ihr die Haut abzuziehen. Als Wilm ſich ein wenig erholt hatte, half er ihm in dieſem Geſchäfte, aber mit ſo ſichtbarem Widerwillen, als er vorher begierig geweſen war, das Opfer vollendet zu ſehen. Während dieſer Arbeit hatte ſich das Gewitter zuſammengezogen, der Donner brüllte laut im Gebirge, und furchtbare Blitze ſchlängelten ſich um den Stein und über das Moos der Schlucht hin, während der Wind, welcher dieſe Höhe noch nicht erreicht hatte, die untern Thäler und das Geſtade mit wildem Heulen erfüllte; und als die Haut endlich abgezogen war, fanden beide Fiſcher ſich ſchon bis auf die Haut durchnäßt. Sie breiteten jene auf dem Boden aus, und Kaſpar wickelte und band Falken,

so wie dieser es ihm geheißen, in derselben fest ein. Dann erst, als dies geschehen war, brach der arme Mensch das lange Stillschweigen, und indem er mitleidig auf seinen bethörten Freund hinabblickte, fragte er mit zitternder Stimme: „Kann ich noch etwas für dich thun, Wilm?“

„Nichts mehr,“ erwiederte der andere, „lebe wohl!“

„Leb wohl,“ erwiederte Kaspar, „Gott sey mit dir, und vergebe dir, wie ich es thue!“

Dies waren die letzten Worte, welche Wilm von ihm hörte, denn im nächsten Augenblick war er in der immer zunehmenden Dunkelheit verschwunden, und in demselben Augenblicke brach auch einer der fürchterlichsten Gewitterstürme, die Wilm nur je gehört hatte, aus. Er fing an mit einem Blitze, welcher Falken nicht nur die Berge und Felsen in seiner unmittelbaren Nähe, sondern auch das Thal unter ihm, mit dem schäumenden Meere und den in der Bucht zerstreut liegenden Felseninseln zeigte, zwischen welchen er die Erscheinung eines großen fremdartigen und entmasteten Schiffes zu erblicken glaubte, welches auch im Augenblick wieder in der schwärzesten Dunkelheit verschwand. Die Donnerschläge wurden ganz betäubend; eine Masse Felsenstücke rollte vom Gebirge herab und drohte ihn zu erschlagen; der Regen ergoß sich in solcher Menge, daß er in einem Augenblick das enge Sumpfthal mit einer hohen Fluth überströmte, welche bald bis zu Wilms Schultern hinaufreichte, denn glücklicherweise hatte ihn Kaspar mit dem obern Theile des Körpers auf eine Erhöhung gelegt, sonst hätte er auf einmal ertrinken müssen. Das Wasser stieg immer

höher, und je mehr Wilm sich anstrengte, sich aus seiner gefahrvollen Lage zu befreien, desto fester umgab ihn die Haut. Umsonst rief er nach Kaspar; Kaspar war weit weg. Gott in seiner Noth anzurufen, wagte er nicht, und ein Schauder ergriff ihn, wenn er die Mächte anflehen wollte, deren Gewalt er sich hingegeben fühlte.

Schon drang ihm das Wasser in die Ohren, schon berührte es den Rand der Lippen; „Gott ich bin verloren!“ schrie er, indem er einen Strom über sein Gesicht hinstürzen fühlte — aber in demselben Augenblick drang ein Schall, wie von einem nahen Wasserfall, schwach in sein Gehör, und sogleich war auch sein Mund wieder unbedeckt. Die Fluth hatte sich durch das Gestein Bahn gebrochen; und da zu gleicher Zeit der Regen etwas nachließ, und das tiefe Dunkel des Himmels sich etwas verzog, so ließ auch seine Verzweiflung nach, und es schien ihm ein Strahl der Hoffnung zurückzukehren. Aber obgleich er sich wie von einem Todeskampfe erschöpft fühlte und sehnlich wünschte, aus seiner Gefangenschaft erlöst zu seyn, so war doch der Zweck seines verzweifelten Strebens noch nicht erreicht, und mit der verschwundenen unmittelbaren Lebensgefahr kam auch die Habsucht mit all ihren Furien in seine Brust zurück; aber überzeugt, daß er in seiner Lage ausharren müsse, um sein Ziel zu erreichen, hielt er sich ruhig und fiel vor Kälte und Ermüdung in einen festen Schlaf.

Er mochte ungefähr zwei Stunden geschlafen haben, als ihn ein kalter Wind, der ihm über's Gesicht fuhr, und ein Rauschen, wie von herannahenden Meereswogen, aus seiner glücklichen Selbstvergessenheit

aufrüttelte. Der Himmel hatte sich aufs neue verfinstert; ein Blitz, wie der, welcher den ersten Sturm herbeigeführt, erhellte noch einmal die Gegend umher, und er glaubte abermals, das fremde Schiff zu erblicken, das jetzt dicht vor der Steenfollklippe auf einer hohen Welle zu hängen und dann jählings in den Abgrund zu schießen schien. Er starrte noch immer nach dem Phantom, denn ein unaufhörliches Blitzen hielt jetzt das Meer erleuchtet, als sich auf einmal eine berghohe Wasserhose aus dem Thale erhob und ihn mit solcher Gewalt gegen einen Felsen schleuderte, daß ihm alle Sinne vergingen. Als er wieder zu sich selbst kam, hatte sich das Wetter verzogen, der Himmel war heiter, aber das Wetterleuchten dauerte noch immer fort. Er lag dicht am Fuße des Gebirges, welches dieses Thal umschloß, und er fühlte sich so zerschlagen, daß er sich kaum zu rühren vermochte. Er hörte das stillere Brausen der Brandung und mitten drinnen eine feierliche Musik, wie Kirchengesang. Diese Töne waren anfangs so schwach, daß er sie für Täuschung hielt; aber sie ließen sich immer wieder aufs neue vernehmen, und jedesmal deutlicher und näher, und es schien ihm zuletzt, als könne er darin die Melodie eines Psalms unterscheiden, die er im vorigen Sommer am Bord eines holländischen Heringfängers gehört hatte.

Endlich unterschied er sogar Stimmen, und es deuchte ihm, als vernehme er sogar die Worte jenes Liedes; die Stimmen waren jetzt in dem Thale, und als er sich mit Mühe zu einem Stein hingeschoben, auf den er den Kopf legte, erblickte er wirklich einen Zug

von menſchlichen Geſtalten, von welchen dieſe Muſik ausging, und der ſich gerade auf ihn zu bewegte. Kummer und Angſt lag auf den Geſichtern der Leute, deren Kleider von Waſſer zu triefen ſchienen. Jetzt waren ſie dicht bei ihm, und ihr Geſang ſchwieg. An ihrer Spitze waren mehrere Muſikanten, dann mehrere Seeleute, und hinter dieſen kam ein großer ſtarker Mann in altväterlicher, reich mit Gold beſetzter Tracht, mit einem Schwert an der Seite und einem langen dicken ſpaniſchen Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand. Ihm zur Seite ging ein Negerknabe, welcher ſeinem Herrn von Zeit zu Zeit eine lange Pfeife reichte, aus der er einige feierliche Züge that und dann weiter ſchritt. Er blieb kerzengerade vor Wilm ſtehen, und ihm zu beiden Seiten ſtellten ſich andere, minder prächtig gekleidete Männer, welche alle Pfeifen in den Händen hatten, die aber nicht ſo koſtbar ſchienen, als die Pfeife, welche dem dicken Manne nachgetragen wurde. Hinter dieſen traten andere Perſonen auf, worunter mehrere Frauensperſonen, von denen einige Kinder in den Armen oder an der Hand hatten, alle in koſtbarer aber fremdartiger Kleidung; ein Haufen holländiſcher Matroſen ſchloß den Zug, deren jeder den Mund voll Tabak und zwiſchen den Zähnen ein braunes Pfeifchen hatte, das ſie in düſterer Stille rauchten.

Der Fiſcher blickte mit Grauſen auf dieſe ſonderbare Verſammlung; aber die Erwartung deſſen, das da kommen werde, hielt ſeinen Muth aufrecht. Lange ſtanden ſie ſo um ihn her, und der Rauch ihrer Pfeifen erhob ſich wie eine Wolke über ſie, zwiſchen welcher die Sterne

hindurch blinkten. Der Kreis zog sich immer enger um Wilm her; das Rauchen ward immer heftiger und dicker die Wolke, die aus Mund und Pfeifen hervorstieg. Falke war ein kühner verwegener Mann; er hatte sich auf Außerordentliches vorbereitet; aber als er diese unbegreifliche Menge immer näher auf sich eindringen sah, als wolle sie ihn mit ihrer Masse erdrücken, da entsank ihm der Muth, dicker Schweiß trat ihm vor die Stirne und er glaubte vor Angst vergehen zu müssen. Aber man denke sich erst seinen Schrecken, als er von ungefähr die Augen wandte und dicht an seinem Kopf das gelbe Männchen steif und aufrecht sitzen sah, wie er es zum ersten Mal erblickt, nur daß es jetzt, als wie zum Spotte der ganzen Versammlung, auch eine Pfeife im Munde hatte. In der Todesangst, die ihn jetzt ergriff, rief er, zu der Hauptperson gewendet: „Im Namen dessen, dem Ihr dienet, wer seyd Ihr? und was verlangt Ihr von mir?“ Der große Mann rauchte drei Züge, feierlicher als je, gab dann die Pfeife seinem Diener und antwortete mit schreckhafter Kälte: „Ich bin Alfred Franz van der Swelder, Befehlshaber des Schiffes Carmilhan von Amsterdam, welches auf dem Heimwege von Batavia mit Mann und Maus an dieser Felsenküste zu Grunde ging; dies sind meine Offiziere, dies meine Passagiere und jenes meine braven Seeleute, welche alle mit mir ertranken. Warum hast du uns aus unsern tiefen Wohnungen im Meere hervorgerufen? Warum störtest du unsere Ruhe?“

„Ich möchte wissen, wo die Schätze des Carmilhan liegen.“

„Am Boden des Meeres.“

„Wo?“

„In der Höhle von Steenfoll.“

„Wie soll ich sie bekommen?“

„Eine Gans taucht in den Schlund nach einem Hering; sind die Schätze des Carmilhan nicht eben so viel werth?

„Wie viel davon werd' ich bekommen?“

„Mehr als du je verzehren wirst.“ Das gelbe Männchen grinste, und die ganze Versammlung lachte laut auf. „Bist du zu Ende?“ fragte der Hauptmann weiter.

„Ich bin's. Gehab dich wohl!“

„Leb' wohl,' bis aufs Wiedersehen!“ erwiederte der Holländer und wandte sich zum Gehen, die Musikanten traten aufs neue an die Spitze und der ganze Zug entfernte sich in derselben Ordnung, in welcher er gekommen war, und mit demselben feierlichen Gesang, welcher mit der Entfernung immer leiser und undeutlicher wurde, bis er sich nach einiger Zeit gänzlich im Geräusche der Brandung verlor. Jetzt strengte Wilm seine letzten Kräfte an, sich aus seinen Banden zu befreien, und es gelang ihm endlich, einen Arm los zu bekommen, womit er die ihn umwindenden Stricke löste und sich endlich ganz aus der Haut wickelte. Ohne sich umzusehen, eilte er nach seiner Hütte und fand den armen Kaspar Strumpf in starrer Bewußtlosigkeit am Boden liegen. Mit Mühe brachte er ihn wieder zu sich selbst, und der gute Mensch weinte vor Freude, als er den verloren geglaubten Jugendfreund wieder vor sich sah. Aber dieser beglückende

Strahl verſchwand ſchnell wieder, als er von dieſem vernahm, welch verzweifeltes Unternehmen er jetzt vorhatte.

„Ich wollte mich lieber in die Hölle ſtürzen, als dieſe nackten Wände und dieſes Elend länger anſehen. — Folge mir oder nicht, ich gehe.“ Mit dieſen Worten faßte Wilm eine Fackel, ein Feuerzeug und ein Seil und eilte davon. Kaſpar eilte ihm nach, ſo ſchnell er's vermochte, und fand ihn ſchon auf dem Felsſtück ſtehen, auf welchem er vormals gegen den Sturm Schutz gefunden, und bereit, ſich an dem Stricke in den ſchwarzen brauſenden Schlund hinabzulaſſen. Als er fand, daß alle ſeine Vorſtellungen nichts über den raſenden Menſchen vermochten, bereitete er ſich, ihm nachzuſteigen, aber Falke befahl ihm zu bleiben und den Strick zu halten. Mit furchtbarer Anſtrengung, wozu nur die blindeſte Habſucht den Muth und die Stärke geben konnte, kletterte Falke in die Höhle hinab und kam endlich auf ein vorſpringendes Felſenſtück zu ſtehen, unter welchem die Wogen ſchwarz und mit weißem Schaume bekräuſelt brauſend dahin eilten. Er blickte begierig umher und ſah endlich etwas gerade unter ſich im Waſſer ſchimmern. Er legte die Fackel nieder, ſtürzte ſich hinab und erfaßte etwas Schweres, das er auch heraufbrachte. Es war ein eiſernes Käſtchen voller Goldſtücke. Er verkündigte ſeinem Gefährten, was er gefunden, wollte aber durchaus nicht auf ſein Flehen hören, ſich damit zu begnügen und wieder heraufzuſteigen. Falke meinte, dies wäre nur die erſte Frucht ſeiner langen Bemühungen. Er ſtürzte ſich noch einmal hinab — es

erſcholl ein lautes Gelächter aus dem Meere und Willm Falke ward nie wieder geſehen. Kaſpar ging allein nach Hauſe, aber als ein anderer Menſch. Die ſeltſamen Erſchütterungen, die ſein ſchwacher Kopf und ſein empfindſames Herz erlitten, zerrütteten ihm die Sinne. Er ließ alles um ſich her verfallen und wanderte Tag und Nacht gedankenlos vor ſich ſtarrend umher, von allen ſeinen vorigen Bekannten bedauert und vermieden. Ein Fiſcher will Willm Falke in einer ſtürmiſchen Nacht mitten unter der Mannſchaft des Carmilhan am Ufer erkannt haben, und in derſelben Nacht verſchwand auch Kaſpar Strumpf.

Man ſuchte ihn allenthalben, allein nirgends hat man eine Spur von ihm finden können. Aber die Sage geht, daß er oft nebſt Falke mitten unter der Mannſchaft des Zauberſchiffes geſehen worden ſey, welches ſeitdem zu regelmäßigen Zeiten an der Höhle von Steenfoll erſchien.

„Mitternacht iſt längſt vorüber," ſagte der Student, als der junge Goldarbeiter ſeine Erzählung geendigt hatte, „jetzt hat es wohl keine Gefahr mehr, und ich für meinen Theil bin ſo ſchläfrig, daß ich allen rathen möchte, niederzuliegen und getroſt einzuſchlafen."

„Vor zwei Uhr Morgens möchte ich doch nicht trauen," entgegnete der Jäger; „das Sprichwort ſagt: von eilf bis zwei Uhr iſt Diebes-Zeit.

„Das glaube ich auch," bemerkte der Zirkelſchmied; „denn wenn man uns etwas anhaben will, iſt wohl keine Zeit gelegener, als die nach Mitternacht. Drum meine

ich, der Studiosus könnte an seiner Erzählung fortfahren, die er noch nicht ganz vollendet hat."

„Ich sträube mich nicht," sagte dieser, „obgleich unser Nachbar, der Herr Jäger, den Anfang nicht gehört hat."

„Ich muß ihn mir hinzudenken, fanget nur an!" rief der Jäger.

„Nun denn," wollte eben der Student beginnen, als sie durch das Anschlagen eines Hundes unterbrochen wurden, alle hielten den Athem an und horchten; zugleich stürzte einer der Bedienten aus dem Zimmer der Gräfin und rief, daß wohl zehn bis zwölf bewaffnete Männer von der Seite her auf die Schenke zukommen.

Der Jäger griff nach seiner Büchse, der Student nach seinen Pistolen, die Handwerksbursche nach ihren Stöcken und der Fuhrmann zog ein langes Messer aus der Tasche. So standen sie und sahen rathlos einander an.

„Laßt uns an die Treppe gehen!" rief der Student, „zwei oder drei dieser Schurken sollen doch zuvor ihren Tod finden, ehe wir überwältigt werden." Zugleich gab er dem Zirkelschmied seine zweite Pistole und rieth, daß sie nur einer nach dem andern schießen wollten. Sie stellten sich an die Treppe; der Student und der Jäger nahmen gerade ihre ganze Breite ein; seitwärts neben dem Jäger stand der muthige Zirkelschmied und beugte sich über das Geländer, indem er die Mündung seiner Pistole auf die Mitte der Treppe hielt. Der Goldarbeiter und der Fuhrmann standen hinter ihnen, bereit, wenn es zu einem Kampf Mann gegen Mann kommen sollte, das Ihrige zu thun. So standen sie

einige Minuten in ſtiller Erwartung; endlich hörte man die Hausthüre aufgehen, ſie glaubten auch das Flüſtern mehrerer Stimmen zu vernehmen.

Jetzt hörte man Tritte vieler Menſchen der Treppe nahen, man kam die Treppe herauf, und auf der erſten Hälfte zeigten ſich drei Männer, die wohl nicht auf den Empfang gefaßt waren, der ihnen bereitet war. Denn als ſie ſich um die Pfeiler der Treppe wandten, ſchrie der Jäger mit ſtarker Stimme: „Halt! noch einen Schritt weiter, und ihr ſeyd des Todes. Spannet die Hahnen, Freunde, und gut gezielt!“

Die Räuber erſchracken, zogen ſich eilig zurück und beriethen ſich mit den übrigen. Nach einer Weile kam einer davon zurück und ſprach: „Ihr Herren! es wäre Thorheit von euch, umſonſt euer Leben aufopfern zu wollen, denn wir ſind unſerer genug, um euch völlig aufzureiben; aber ziehet euch zurück, es ſoll keinem das Geringſte zu Leide geſchehen; wir wollen keines Groſchen Werth von euch nehmen.“

„Was wollt ihr denn ſonſt?“ rief der Student. „Meint ihr, wir werden ſolchem Geſindel trauen? Nimmermehr! Wollt ihr etwas holen, in Gottes Namen ſo kommt, aber den erſten, der ſich um die Ecke wagt, brenne ich auf die Stirne, daß er auf ewig keine Kopfſchmerzen mehr haben ſoll!“

„Gebt uns die Dame heraus, gutwillig!“ antwortete der Räuber. „Es ſoll ihr nichts geſchehen, wir wollen ſie an einen ſichern und bequemen Ort führen, ihre Leute können zurückreiten und den Herrn Grafen bitten, er möge ſie mit zwanzigtauſend Gulden auslöſen.“

„Solche Vorschläge sollen wir uns machen lassen?“ entgegnete der Jäger knirschend vor Wuth und spannte den Hahn. „Ich zähle drei, und wenn du da unten nicht bei drei hinweg bist, so drücke ich los, eins, zwei —“

„Halt!“ schrie der Räuber mit donnernder Stimme, „ist das Sitte, auf einen wehrlosen Mann zu schießen, der mit euch friedlich unterhandelt? Thörichter Bursche, du kannst mich todtschießen, und dann hast du erst keine große Heldenthat gethan; aber hier stehen zwanzig meiner Kameraden, die mich rächen werden. Was nützt es dann deiner Frau Gräfin, wenn ihr todt oder verstümmelt auf der Flur liegt? Glaube mir, wenn sie freiwillig mitgeht, soll sie mit Achtung behandelt werden, aber wenn du, bis ich drei zähle, nicht den Hahnen in Ruhe setzst, so soll es ihr übel ergehen. Hahnen in Ruh', eins, zwei, drei!“

„Mit diesen Hunden ist nicht zu spaßen,“ flüsterte der Jäger, indem er den Befehl des Räubers befolgte; „wahrhaftig an meinem Leben liegt nichts, aber wenn ich einen niederschieße, könnten sie meine Dame um so härter behandeln. Ich will die Gräfin um Rath fragen. Gebt uns,“ fuhr er mit lauter Stimme fort, „gebt uns eine halbe Stunde Waffenstillstand, um die Gräfin vorzubereiten, sie würde, wenn sie es so plötzlich erfährt, den Tod davon haben.“

„Zugestanden,“ antwortete der Räuber und ließ zugleich den Ausgang der Treppe mit sechs Männern besetzen.

Bestürzt und verwirrt folgten die unglücklichen Reisenden dem Jäger in das Zimmer der Gräfin; es

lag dieſes ſo nahe, und ſo laut hatte man verhandelt, daß ihr kein Wort entgangen war. Sie war bleich und zitterte heftig, aber dennoch ſchien ſie feſt entſchloſſen, ſich in ihr Schickſal zu ergeben: „Warum ſoll ich nutzlos das Leben ſo vieler braver Leute aufs Spiel ſetzen?“ ſagte ſie, „warum euch zu einer vergeblichen Vertheidigung auffordern, euch, die ihr mich gar nicht kennet? Nein, ich ſehe, daß keine andere Rettung iſt, als den Elenden zu folgen.“

Man war allgemein von dem Muth und dem Unglück der Dame ergriffen; der Jäger weinte und ſchwur, daß er dieſe Schmach nicht überleben könne. Der Student aber ſchmähte auf ſich und ſeine Größe von ſechs Fuß. „Wäre ich nur um einen halben Kopf kleiner,“ rief er, „und hätte ich keinen Bart, ſo wüßte ich wohl, was ich zu thun hätte, ich ließe mir von der Frau Gräfin Kleider geben, und dieſe Elenden ſollten ſpät genug erfahren, welchen Mißgriff ſie gethan.“

Auch auf Felix hatte das Unglück dieſer Frau großen Eindruck gemacht. Ihr ganzes Weſen kam ihm ſo rührend und bekannt vor, es war ihm, als ſey es ſeine frühe verſtorbene Mutter, die ſich in dieſer ſchrecklichen Lage befände. Er fühlte ſich ſo gehoben, ſo muthig, daß er gerne ſeine Leben für das ihrige gegeben hätte. Doch als der Student jene Worte ſprach, da blitzte auf einmal ein Gedanke in ſeiner Seele auf; er vergaß alle Angſt, alle Rückſichten, und er dachte nur an die Rettung dieſer Frau. „Iſt es nur dies,“ ſprach er, indem er ſchüchtern und erröthend hervortrat, „gehört nur ein kleiner Körper, ein bartloſes Kinn und ein muthiges

Herz dazu, die gnädige Frau zu retten, so bin ich vielleicht auch nicht zu schlecht dazu; ziehet in Gottes Namen meinen Rock an, setzet meinen Hut auf Euer schönes Haar, und nehmet meinen Bündel auf den Rücken und — ziehet als Felix, der Goldarbeiter, Eure Straße."

Alle waren erstaunt über den Muth des Jünglings, der Jäger aber fiel ihm freudig um den Hals. „Goldjunge!" rief er, „das wolltest du thun? wolltest dich in meiner gnädigen Frau Kleider stecken lassen und sie retten? Das hat dir Gott eingegeben; aber allein sollst du nicht gehen, ich will mich mit gefangen geben, will bei dir bleiben an deiner Seite, als dein bester Freund, und so lange ich lebe, sollen sie dir nichts anhaben dürfen." „Auch ich ziehe mit dir, so wahr ich lebe!" rief der Student.

Es kostete lange Ueberredung, bis die Gräfin in diesen Vorschlag einwilligte. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein fremder Mensch für sie sich aufopfern sollte; sie dachte sich im Fall einer spätern Entdeckung die Rache der Räuber, die ganz auf den Unglücklichen fallen würde, schrecklich. Aber endlich siegten theils die Bitten des jungen Menschen, theils die Ueberzeugung, im Fall sie gerettet würde, alles aufbieten zu können, um ihren Retter wieder zu befreien. Sie willigte ein. Der Jäger und die übrigen Reisenden begleiteten Felix in das Zimmer des Studenten, wo er sich schnell einige Kleider der Gräfin überwarf. Der Jäger setzte ihm noch zum Ueberfluß einige falsche Haarlocken der Kammerfrau und einen Damenhut auf, und alle versicherten, daß man ihn nicht erkennen würde.

Selbſt der Zirkelſchmied ſchwur, daß wenn er ihm auf der Straße begegnete, würde er flink den Hut abziehen und nicht ahnen, daß er vor ſeinem muthigen Kameraden ſein Compliment mache.

Die Gräfin hatte ſich indeſſen mit Hülfe ihrer Kammerfrau aus dem Ränzchen des jungen Goldarbeiters mit Kleidern verſehen. Der Hut, tief in die Stirn gedrückt, der Reiſeſtock in der Hand, das etwas leichter gewordene Bündel auf dem Rücken machten ſie völlig unkenntlich, und die Reiſenden würden zu jeder andern Zeit über dieſe komiſche Maskerade nicht wenig gelacht haben. Der neue Handwerksburſche dankte Felix mit Thränen und verſprach die ſchleunigſte Hülfe.

„Nur noch eine Bitte habe ich,“ antwortete Felix, „in dieſem Ränzchen, das Sie auf dem Rücken tragen, befindet ſich eine kleine Schachtel; verwahren Sie dieſe ſorgfältig, wenn ſie verloren ginge, wäre ich auf immer und ewig unglücklich; ich muß ſie meiner Pflegemutter bringen und“ —

„Gottfried, der Jäger, weiß mein Schloß,“ entgegnete ſie, „es ſoll Euch alles unbeſchädigt wieder zurückgeſtellt werden, denn ich hoffe, Ihr kommt dann ſelbſt, edler junger Mann, um den Dank meines Gatten und den meinigen zu empfangen.“

Ehe noch Felix darauf antworten konnte, ertönten von der Treppe her die rauhen Stimmen der Räuber; ſie riefen: die Friſt ſey verfloſſen und alles zur Abfahrt der Gräfin bereit. Der Jäger ging zu ihnen hinab und erklärte ihnen, daß er die Dame nicht verlaſſen werde und lieber mit ihnen gehe, wohin es auch ſey, ehe er

ohne ſeine Gebieterin vor ſeinem Herrn erſchiene. Auch der Student erklärte, dieſe Dame begleiten zu wollen. Sie berathſchlagten ſich über dieſen Fall und geſtanden es endlich zu, unter der Bedingung, daß der Jäger ſogleich ſeine Waffen abgebe. Zugleich befahlen ſie, daß die übrigen Reiſenden ſich ruhig verhalten ſollen, wenn die Gräfin hinweggeführt werde.

Felix ließ den Schleier nieder, der über ſeinen Hut gebreitet war, ſetzte ſich in eine Ecke, die Stirne in die Hand geſtützt, und in dieſer Stellung eines tief Betrübten erwartete er die Räuber. Die Reiſenden hatten ſich in das andere Zimmer zurückgezogen, doch ſo, daß ſie, was vorging, überſchauen konnten; der Jäger ſaß anſcheinend traurig, aber auf alles lauernd in der andern Ecke des Zimmers, das die Gräfin bewohnt hatte. Nachdem ſie einige Minuten ſo geſeſſen, ging die Thüre auf, und ein ſchöner ſtattlich gekleideter Mann von etwa ſechsunddreißig Jahren trat in das Zimmer. Er trug eine Art von militäriſcher Uniform, einen Orden auf der Bruſt, einen langen Säbel an der Seite und in der Hand hielt er einen Hut, von welchem ſchöne Federn herabwallten. Zwei ſeiner Leute hatten gleich nach ſeinem Eintritt die Thüre beſetzt.

Er ging mit einer tiefen Verbeugung auf Felix zu; er ſchien vor einer Dame dieſes Ranges etwas in Verlegenheit zu ſeyn, er ſetzte mehreremal an, bis es ihm gelang, geordnet zu ſprechen. „Gnädige Frau,“ ſagte er, „es gibt Fälle, worein man ſich in Geduld ſchicken muß. Ein ſolcher iſt der Ihrige. Glauben Sie nicht, daß ich den Reſpeckt vor einer ſo ausgezeichneten Dame

auch nur auf einen Augenblick aus den Augen setzen werde; Sie werden alle Bequemlichkeit haben, Sie werden über nichts klagen können, als vielleicht über den Schrecken, den sie diesen Abend gehabt." Hier hielt er inne, als erwartete er eine Antwort; als aber Felix beharrlich schwieg, fuhr er fort: „Sehen sie in mir keinen gemeinen Dieb, keinen Kehlenabschneider. Ich bin ein unglücklicher Mann, den widrige Verhältnisse zu diesem Leben zwangen. Wir wollen uns auf immer aus dieser Gegend entfernen; aber wir brauchen Reisegeld. Es wäre uns ein Leichtes gewesen, Kaufleute oder Postwagen zu überfallen, aber dann hätten wir vielleicht mehrere Leute auf immer ins Unglück gestürzt. Der Herr Graf, Ihr Gemahl, hat vor sechs Wochen eine Erbschaft von fünfmalhunderttausend Thalern gemacht. Wir erbitten uns zwanzigtausend Gulden von diesem Ueberfluß, gewiß eine gerechte und bescheidene Forderung. Sie werden daher die Gnade haben, jetzt sogleich einen offenen Brief an Ihren Gemahl zu schreiben, worin Sie ihm schreiben, daß wir sie zurückgehalten, daß er die Zahlung so bald als möglich leisten möge, widrigenfalls — Sie verstehen mich, mir müßten dann etwas härter mit ihnen selbst verfahren. Die Zahlung wird nicht angenommen, wenn sie nicht unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit von einem einzelnen Mann hieher gebracht wird."

Diese Scene wurde mit der gespanntesten Aufmerksamkeit von allen Gästen der Waldschenke, am ängstlichsten wohl von der Gräfin beobachtet. Sie glaubte jeden Augenblick, der Jüngling, der sich für sie

geopfert, könnte sich verrathen. Sie war fest entschlossen, ihn um einen großen Preis loszukaufen, aber eben so fest stand ihr Gedanke, um keinen Preis der Welt auch nur einen Schritt weit mit den Räubern zu gehen. Sie hatte in der Rocktasche des Goldarbeiters ein Messer gefunden. Sie hielt es geöffnet krampfhaft in der Hand, bereit sich lieber zu tödten, als eine solche Schmach zu erdulden. Jedoch nicht minder ängstlich war Felix selbst. Zwar stärkte und tröstete ihn der Gedanke, daß es eine männliche und würdige That sey, einer bedrängten hülflosen Frau auf diese Weise beizustehen; aber er fürchtete sich durch jede Bewegung, durch seine Stimme zu verrathen. Seine Angst steigerte sich, als der Räuber von einem Briefe sprach, den er schreiben sollte.

Wie sollte er schreiben? welche Titel dem Grafen geben, welche Form dem Briefe, ohne sich zu verrathen?

Seine Angst stieg aber aufs höchste, als der Anführer der Räuber Papier und Feder vor ihn hinlegte, ihn bat, den Schleier zurückzuschlagen und zu schreiben.

Felix wußte nicht, wie hübsch ihm die Tracht paßte, in welche er gekleidet war; hätte er es gewußt, er würde sich vor einer Entdeckung nicht im mindesten gefürchtet haben. Denn als er endlich nothgedrungen den Schleier zurückschlug, schien der Herr in Uniform, betroffen von der Schönheit der Dame und ihren etwas männlichen muthigen Zügen, sie nur noch ehrfurchtsvoller zu betrachten. Dem klaren Blick des jungen Goldschmieds entging dies nicht; getrost, daß wenigstens in diesem gefährlichen Augenblick keine Entdeckung zu fürchten sey, ergriff er die Feder und schrieb an seinen vermeintlichen Gemahl,

nach einer Form, wie er sie einst in einem alten Buche gelesen; er schrieb:

Mein Herr und Gemahl!

Ich unglückliche Frau bin auf meiner Reise mitten in der Nacht plötzlich angehalten worden, und zwar von Leuten, welchen ich keine gute Absicht zutrauen kann. Sie werden mich so lange zurückhalten, bis Sie, Herr Graf, die Summe von zwanzigtausend Gulden für mich niedergelegt haben.

Die Bedingung ist dabei, daß sie nicht im mindesten über die Sache bei der Obrigkeit sich beschweren, noch ihre Hülfe nachsuchen, daß Sie das Geld durch einen einzelnen Mann in die Waldschenke im Spessart schicken; widrigenfalls ist mir mit längerer und harter Gefangenschaft gedroht.

Es fleht Sie um schleunige Hülfe an, Ihre unglückliche

Gemahlin.

Er reichte den merkwürdigen Brief dem Anführer der Räuber, der ihn durchlas und billigte. „Es kömmt nun ganz auf Ihre Bestimmung an," fuhr er fort, „ob Sie Ihre Kammerfrau oder Ihren Jäger zur Begleitung wählen werden. Die eine dieser Personen werde ich mit dem Briefe an Ihren Herrn Gemahl zurückschicken."

„Der Jäger und dieser Herr hier werden mich begleiten," antwortete Felix.

„Gut," entgegnete jener, indem er an die Thüre ging und die Kammerfrau herbeirief, „so unterrichten Sie diese Frau, was sie zu thun habe."

Die Kammerfrau erschien mit Zittern und Beben. Auch Felix erblaßte, wenn er bedachte, wie leicht er sich auch jetzt wieder verrathen könnte. Doch ein unbegreiflicher Muth, der ihn in jenen gefährlichen Augenblicken stärkte, gab ihm auch jetzt wieder seine Reden ein. „Ich habe dir nichts weiter aufzutragen," sprach er, „als daß du den Grafen bittest, mich so bald als möglich aus dieser unglücklichen Lage zu reißen." —

„Und," fuhr der Räuber fort, „daß Sie dem Herrn Grafen aufs genaueste und ausdrücklichste empfehlen, daß er alles verschweige und nichts gegen uns unternehme, bis seine Gemahlin in seinen Händen ist. Unsere Kundschafter würden uns bald genug davon unterrichten und ich möchte dann für nichts stehen."

Die zitternde Kammerfrau versprach alles. Es wurde ihr noch befohlen, einige Kleidungsstücke und Leinenzeug für die Frau Gräfin in einen Bündel zu packen, weil man sich nicht mit vielem Gepäcke beladen könne, und als dies geschehen war, forderte der Anführer der Räuber die Dame mit einer Verbeugung auf, ihm zu folgen. Felix stand auf, der Jäger und der Student folgten ihm und alle drei stiegen, begleitet von dem Anführer der Räuber, die Treppe hinab.

Vor der Waldschenke standen viele Pferde; eines wurde dem Jäger angewiesen, ein anderes, ein schönes kleines Thier mit einem Damensattel versehen, stand für die Gräfin bereit, ein drittes gab man dem Studenten. Der Hauptmann hob den jungen Goldschmied in den Sattel, schnallte ihn fest und bestieg dann selbst sein Roß. Er stellte sich zur Rechten der Dame auf,

zur Linken hielt einer der Räuber; auf gleiche Weise waren auch der Jäger und der Student umgeben. Nachdem sich auch die übrige Bande zu Pferd gesetzt hatte, gab der Anführer mit einer helltönenden Pfeife das Zeichen zum Aufbruch, und bald war die ganze Schaar im Walde verschwunden.

Die Gesellschaft, die im obern Zimmer versammelt war, erholte sich nach diesem Auftritt allmälig von ihrem Schrecken. Sie wären, wie es nach großem Unglück oder plötzlicher Gefahr zu geschehen pflegt, vielleicht sogar heiter gewesen, hätte sie nicht der Gedanke an ihre drei Gefährten beschäftigt, die man vor ihren Augen hinweggeführt hatte. Sie brachen in Bewunderung des jungen Goldschmieds aus, und die Gräfin vergoß Thränen der Rührung, wenn sie bedachte, daß sie einem Menschen so unendlich viel zu verdanken habe, dem sie nie zuvor Gutes gethan, den sie nicht einmal kannte. Ein Trost war es für alle, daß der heldenmüthige Jäger und der wackere Student ihn begleitet hatten, konnten sie ihn doch trösten, wenn sich der junge Mann unglücklich fühlte, ja der Gedanke lag nicht gar zu ferne, daß der verschlagene Waldmann vielleicht Mittel zu ihrer Flucht finden könnte. Sie beriethen sich noch mit einander, was zu thun sey. Die Gräfin beschloß, da ja sie kein Schwur gegen den Räuber binde, sogleich zu ihrem Gemahl zurückzureisen und alles aufzubieten, den Aufenthalt der Gefangenen zu entdecken, sie zu befreien; der Fuhrmann versprach, nach Aschaffenburg zu reiten und die Gerichte zu Verfolgung der Räuber aufzurufen. Der Zirkelschmied aber wollte seine Reise fortsetzen.

Die Reisenden wurden in dieser Nacht nicht mehr beunruhigt; Todtenstille herrschte in der Waldschenke, die noch vor kurzem der Schauplatz so schrecklicher Scenen gewesen war. Als aber am Morgen die Bedienten der Gräfin zu der Wirthin hinabgingen, um alles zur Abfahrt fertig zu machen, kehrten sie schnell zurück und berichteten, daß sie die Wirthin und ihr Gesinde in einem elenden Zustande gefunden hätten. Sie liegen gebunden in der Schenke und flehen um Beistand.

Die Reisenden sahen sich bei dieser Nachricht erstaunt an. „Wie?“ rief der Zirkelschmied, „so sollten diese Leute dennoch unschuldig seyn? so hätten wir ihnen Unrecht gethan, und sie standen nicht im Einverständniß mit den Räubern?“

„Ich lasse mich aufhängen statt ihrer,“ erwiederte der Fuhrmann; „wenn wir nicht dennoch Recht hatten. Dies alles ist nur Betrug, um nicht überwiesen werden zu können. Erinnert Ihr Euch nicht der verdächtigen Mienen dieser Wirthschaft? Erinnert Ihr Euch nicht, wie ich hinabgehen wollte, wie mich der abgerichtete Hund nicht losließ, wie die Wirthin und der Hausknecht sogleich erschienen und mürrisch fragten, was ich denn noch zu thun hätte? Doch sie sind unser, wenigstens der Frau Gräfin, Glück. Hätte es in der Schenke weniger verdächtig ausgesehen, hätte uns die Wirthin nicht so mißtrauisch gemacht, wir wären nicht zusammengestanden, wären nicht wach geblieben. Die Räuber hätten uns überfallen im Schlafe, hätten zum wenigsten unsere Thüre bewacht, und diese Verwechslung des braven jungen Bürschen wäre nimmer möglich geworden.“

Sie ſtimmten mit der Meinung des Fuhrmanns alle überein und beſchloſſen, auch die Wirthin und ihr Geſinde bei der Obrigkeit anzugeben. Doch um ſie deſto ſicherer zu machen, wollten ſie ſich jetzt nichts merken laſſen. Die Bedienten und der Fuhrmann gingen daher hinab in das Schenkzimmer, lösten die Bande der Diebeshehler auf und bezeugten ſich ſo mitleidig und bedauernd als möglich. Um ihre Gäſte noch mehr zu verſöhnen, machte die Wirthin nur eine kleine Rechnung für jeden und lud ſie ein, recht bald wieder zu kommen.

Der Fuhrmann zahlte ſeine Zeche, nahm von ſeinen Leidensgenoſſen Abſchied und fuhr ſeine Straße. Nach dieſem machten ſich die beiden Handwerksburſche auf den Weg. So leicht der Bündel des Goldſchmieds war, ſo drückte er doch die zarte Dame nicht wenig. Aber noch viel ſchwerer wurde ihr um's Herz, als unter der Hausthüre die Wirthin ihre verbrecheriſche Hand hinſtreckte, um Abſchied zu nehmen. „Ei, was ſeyd Ihr doch für ein junges Blut," rief ſie beim Anblick des zarten Jungen, „noch ſo jung und ſchon in die Welt hinaus! Ihr ſeyd gewiß ein verdorbenes Kräutlein, das der Meiſter aus der Werkſtätt jagte. Nun, was geht es mich an, ſchenket mir die Ehre bei der Heimkehr, glückliche Reiſe!"

Die Gräfin wagte vor Angſt und Beben nicht zu antworten, ſie fürchtete, ſich durch ihre zarte Stimme zu verrathen. Der Zirkelſchmied merkte es, nahm ſeinen Gefährten unter den Arm, ſagte der Wirthin Ade und ſtimmte ein luſtiges Lied an, während er dem Wald zuſchritt.

„Jetzt erst bin ich in Sicherheit!“ rief die Gräfin, als sie etwa hundert Schritte entfernt waren. „Noch immer glaubte ich, die Frau werde mich erkennen und durch ihre Knechte festnehmen. O, wie will ich euch allen danken! kommt auch Ihr auf mein Schloß, Ihr müßt doch Euren Reisegenossen bei mir wieder abholen.“

Der Zirkelschmied sagte zu, und während sie noch sprachen, kam der Wagen der Gräfin ihnen nachgefahren; schnell wurde die Thüre geöffnet, die Dame schlüpfte hinein, grüßte den jungen Handwerksburschen noch einmal, und der Wagen fuhr weiter.

Um dieselbe Zeit hatten die Räuber und ihre Gefangenen den Lagerplatz der Bande erreicht. Sie waren durch eine ungebahnte Waldstraße im schnellsten Trabe weggeritten; mit ihren Gefangenen wechselten sie kein Wort, auch unter sich flüsterten sie nur zuweilen, wenn die Richtung des Weges sich veränderte. Vor einer tiefen Waldschlucht machte man endlich Halt. Die Räuber saßen ab, und ihr Anführer hob den Goldarbeiter vom Pferd, indem er sich über den harten und eiligen Ritt entschuldigte, und fragte, ob doch die gnädige Frau nicht gar zu sehr angegriffen sey.

Felix antwortete ihm so zierlich als möglich, daß er sich nach Ruhe sehne, und der Hauptmann bot ihm den Arm, ihn in die Schlucht zu führen. — Es ging einen steilen Abhang hinab; der Fußpfad, welcher hinabführte, war so schmal und abschüssig, daß der Anführer oft seine Dame unterstützen mußte, um sie vor der Gefahr hinabzustürzen zu bewahren. Endlich langte man unten an. Felix sah vor sich beim Schein des anbrechenden Morgens

ein enges kleines Thal von höchstens hundert Schritten im Umfang, das tief in einem Kessel hoch hinaufstrebender Felsen lag. Etwa sechs bis acht kleine Hütten waren in dieser Schlucht aus Brettern und abgehauenen Bäumen aufgebaut. Einige schmutzige Weiber schauten neugierig aus diesen Höhlen hervor, und ein Rudel von zwölf großen Hunden und ihren unzähligen Jungen umsprang heulend und bellend die Angekommenen. Der Hauptmann führte die vermeintliche Gräfin in die beste dieser Hütten und sagte ihr, diese sey ausschließlich zu ihrem Gebrauch bestimmt; auch erlaubte er auf Felix Verlangen, daß der Jäger und der Student zu ihm gelassen wurden.

Die Hütte war mit Rehfellen und Matten ausgelegt, die zugleich zum Fußboden und Sitze dienen mußten. Einige Krüge und Schüsseln aus Holz geschnitzt, eine alte Jagdflinte, und in der hintersten Ecke ein Lager, aus ein paar Brettern gezimmert und mit wollenen Decken bekleidet, welchem man den Namen eines Bettes nicht geben konnte, waren die einzigen Geräthe dieses gräflichen Palastes. Jetzt erst, allein gelassen in dieser elenden Hütte, hatten die drei Gefangenen Zeit, über ihre sonderbare Lage nachzudenken. Felix, der zwar seine edelmüthige Handlung keinen Augenblick bereute, aber doch für seine Zukunft im Fall einer Entdeckung bange war, wollte sich in lauten Klagen Luft machen; der Jäger aber rückte ihm schnell näher und flüsterte ihm zu: „sey um Gottes willen stille, lieber Junge; glaubst du denn nicht, daß man uns belorcht?“ „Aus jedem Wort, aus dem Ton deiner Sprache könnten sie Verdacht schöpfen,“ setzte der Student hinzu.

Dem armen Felix blieb nichts übrig, als ſtille zu weinen.

„Glaubt mir, Herr Jäger," ſagte er, „ich weine nicht aus Angſt vor dieſen Räubern oder aus Furcht vor dieſer elenden Hütte, nein, es iſt ein ganz anderer Kummer, der mich drückt! Wie leicht kann die Gräfin vergeſſen, was ich ihr ſchnell noch ſagte, und dann hält man mich für einen Dieb und ich bin elend auf immer!"

„Aber was iſt es denn, daß dich ſo ängſtigt?" fragte der Jäger, verwundert über das Benehmen des jungen Menſchen, der ſich bisher ſo muthig und ſtark betragen hatte.

„Höret zu, und Ihr werdet mir Recht geben," antwortete Felix. „Mein Vater war ein geſchickter Goldarbeiter in Nürnberg, und meine Mutter hatte früher bei einer vornehmen Frau gedient als Kammerfrau, und als ſie meinen Vater heirathete wurde ſie von der Gräfin, welcher ſie gedient hatte, trefflich ausgeſtattet. Dieſe blieb meinen Eltern immer gewogen, und als ich auf die Welt kam wurde ſie meine Pathe und beſchenkte mich reichlich. Aber als meine Eltern bald nach einander an einer Seuche ſtarben, und ich ganz allein und verlaſſen in der Welt ſtand und ins Waiſenhaus gebracht werden ſollte, da vernahm die Frau Pathe unſer Unglück, nahm ſich meiner an und gab mich in ein Erziehungshaus; und als ich alt genug war, ſchrieb ſie mir, ob ich nicht des Vaters Gewerbe lernen wollte. Ich war froh darüber und ſagte zu, und ſo gab ſie mich meinem Meiſter in Würzburg in die Lehre. Ich hatte Geſchick zur Arbeit und brachte es bald ſo weit, daß mir der Lehrbrief

ausgeſtellt wurde und ich auf die Wanderſchaft mich rüſten konnte. Dies ſchrieb ich der Frau Pathe, und flugs antwortete ſie, daß ſie das Geld zur Wanderſchaft gebe. Dabei ſchickte ſie prachtvolle Steine mit und verlangte, ich ſolle ſie faſſen zu einem ſchönen Geſchmeide, ich ſolle dann ſolches als Probe meiner Geſchicklichkeit ſelbſt überbringen und das Reiſegeld in Empfang nehmen. Meine Frau Pathe habe ich in meinem Leben nicht geſehen, und Ihr könnet denken, wie ich mich auf ſie freute. Tag und Nacht arbeitete ich an dem Schmuck, er wurde ſo ſchön und zierlich, daß ſelbſt der Meiſter darüber erſtaunte. Als er fertig war, packte ich alles ſorgfältig auf den Boden meines Ränzels, nahm Abſchied vom Meiſter und wanderte meine Straße nach dem Schloſſe der Frau Pathe. Da kamen," fuhr er in Thränen ausbrechend fort, „dieſe ſchändlichen Menſchen und zerſtörten all meine Hoffnung. Denn wenn Eure Frau Gräfin den Schmuck verliert, oder vergißt, was ich ihr ſagte, und das ſchlechte Ränzchen wegwirft, wie ſoll ich dann vor meine gnädige Frau Pathe treten? womit ſoll ich mich ausweiſen? woher die Steine erſetzen? und das Reiſegeld iſt dann auch verloren, und ich erſcheine als ein undankbarer Menſch, der anvertrautes Gut ſo leichtſinnig weggegeben. Und am Ende — wird man mir glauben, wenn ich den wunderbaren Vorfall erzähle?"

„Ueber das letztere ſeyd getroſt!" erwiederte der Jäger. „Ich glaube nicht, daß bei der Gräfin Euer Schmuck verloren gehen kann; und wenn auch, ſo wird ſie ſicherlich ihn ihrem Retter wieder erſtatten und ein Zeugniß über dieſe Vorfälle ausſtellen. — Wir

verlaſſen Euch jetzt auf einige Stunden, denn wahrhaftig wir brauchen Schlaf, und nach den Anſtrengungen dieſer Nacht werdet Ihr ihn auch nöthig haben. Nachher laßt uns im Geſpräch unſer Unglück auf Augenblicke vergeſſen, oder beſſer noch auf unſere Flucht denken."

Sie gingen; Felix blieb allein zurück und verſuchte, dem Rath des Jägers zu folgen.

Als nach einigen Stunden der Jäger mit dem Studenten zurück kam, fand er ſeinen jungen Freund geſtärkter und munterer, als zuvor. Er erzählte dem Goldſchmied, daß ihm der Hauptmann alle Sorgfalt für die Dame empfohlen habe, und in wenigen Minuten werde eines der Weiber, die ſie unter den Hütten geſehen hatten, der gnädigen Gräfin Kaffee bringen und ihre Dienſte zur Aufwartung anbieten. Sie beſchloſſen, um ungeſtört zu ſeyn, dieſe Gefälligkeit nicht anzunehmen, und als das alte häßliche Zigeunerweib kam, das Frühſtück vorſetzte und mit grinſender Freundlichkeit fragte, ob ſie nicht ſonſt noch zu Dienſten ſeyn könnte, winkte ihr Felix zu gehen, und als ſie noch zauderte, ſcheuchte ſie der Jäger aus der Hütte. Der Student erzählte dann weiter, was ſie ſonſt noch von dem Lager der Räuber geſehen. „Die Hütte, die Ihr bewohnt, ſchönſte Frau Gräfin," ſprach er, „ſcheint urſprünglich für den Hauptmann beſtimmt. Sie iſt nicht ſo geräumig, aber ſchöner als die übrigen. Außer dieſer ſind noch ſechs andere da, in welchen die Weiber und Kinder wohnen, denn von den Räubern ſind ſelten mehr als ſechs zu Hauſe. Einer ſteht nicht weit von dieſer Hütte Wache, der andere unten am Weg in der Höhe, und ein

dritter hat den Lauerpoſten oben am Eingang in der Schlucht. Von zwei Stunden zu zwei Stunden werden ſie von den drei übrigen abgelöst. Jeder hat überdies zwei große Hunde neben ſich liegen, und ſie alle ſind ſo wachſam, daß man keinen Fuß aus der Hütte ſetzen kann, ohne daß ſie anſchlagen. Ich habe keine Hoffnung, daß wir uns durchſtehlen können."

„Machet mich nicht traurig, ich bin nach dem Schlummer muthiger geworden," entgegnete Felix; „gebet nicht alle Hoffnung auf, und fürchtet Ihr Verrath, ſo laſſet uns lieber jetzt von etwas anderem reden und nicht lange voraus ſchon kummervoll ſeyn. Herr Student, in der Schenke habt Ihr angefangen, etwas zu erzählen, fahrt jetzt fort, denn wir haben Zeit zum Plaudern."

„Kann ich mich doch kaum erinnern, was es war," antwortete der junge Mann.

„Ihr erzähltet die Sage von dem kalten Herzen und ſeyd ſtehen geblieben, wie der Wirth und der andere Spieler den Kohlen-Peter aus der Thüre warfen."

„Gut, jetzt entſinne ich mich wieder," entgegnete er, „nun, wenn Ihr weiter hören wollet, will ich fortfahren."

Das kalte Herz.

Zweite Abtheilung.

Als Peter am Montag Morgen in ſeine Glashütte ging, da waren nicht nur ſeine Arbeiter da, ſondern auch andere Leute, die man nicht gerne ſieht, nämlich der Amtmann und drei Gerichtsdiener. Der Amtmann wünſchte Petern einen guten Morgen, fragte, wie er

geſchlafen, und zog dann ein langes Regiſter heraus und darauf waren Peters Gläubiger verzeichnet. „Könnt Ihr zahlen oder nicht?“ fragte der Amtmann mit ſtrengem Blick, „und macht es nur kurz, denn ich habe nicht viel Zeit zu verſäumen, und in den Thurm iſt es drei gute Stunden.“ Da verzagte Peter, geſtand, daß er nichts mehr habe, und überließ es dem Amtmann, Haus und Hof, Hütte und Stall, Wagen und Pferde zu ſchätzen; und als die Gerichtsdiener und der Amtmann umhergingen und prüften und ſchätzten, dachte er, bis zum Tannenbühl iſts nicht weit, hat mir der Kleine nicht geholfen, ſo will ich es einmal mit dem Großen verſuchen. Er lief dem Tannenbühl zu, ſo ſchnell, als ob die Gerichtsdiener ihm auf den Verſen wären; es war ihm, als er an dem Platz vorbeirannte, wo er das Glasmännlein zuerſt geſprochen, als halte ihn eine unſichtbare Hand auf, aber er riß ſich los und lief weiter bis an die Grenze, die er ſich früher wohl gemerkt hatte, und kaum hatte er beinahe athemlos: „Holländer-Michel, Herr Holländer-Michel!“ gerufen, als auch ſchon der rieſengroße Flötzer mit ſeiner Stange vor ihm ſtand.

„Kommſt du?“ ſprach dieſer lachend, „haben ſie dir die Haut abziehen und deinen Gläubigern verkaufen wollen? Nun, ſey ruhig; dein ganzer Jammer kommt, wie geſagt, von dem kleinen Glasmännlein, von dem Separatiſten und Frömmler her. Wenn man ſchenkt, muß man gleich recht ſchenken, und nicht wie dieſer Knauſer. Doch komm,“ fuhr er fort und wandte ſich gegen den Wald, „folge mir in mein Haus, dort wollen wir ſehen, ob wir handelseinig werden.“

„Handelseinig?“ dachte Peter, „was kann er denn von mir verlangen, was kann ich an ihn verhandeln? Soll ich ihm etwa dienen, oder was will er?“ Sie gingen zuerſt über einen ſteilen Waldſteig hinan und ſtanden dann mit einem Mal an einer dunkeln, tiefen, abſchüſſigen Schlucht; Holländer-Michel ſprang den Felſen hinab, wie wenn es eine ſanfte Marmortreppe wäre; aber bald wäre Peter in Ohnmacht geſunken, denn als jener unten angekommen war, machte er ſich ſo groß wie ein Kirchthum und reichte ihm einen Arm, ſo lang als ein Weberbaum, und eine Hand daran, ſo breit als der Tiſch im Wirthshaus, und rief mit einer Stimme, die herauf ſchallte wie eine tiefe Todtenglocke: „ſetz' dich nur auf meine Hand und halte dich an den Fingern, ſo wirſt du nicht fallen.“ Peter that zitternd, wie jener befohlen, nahm Platz auf der Hand und hielt ſich am Daumen des Rieſen.

Es ging weit und tief hinab, aber dennoch ward es zu Peters Verwunderung nicht dunkler, im Gegentheil, die Tageshelle ſchien ſogar zuzunehmen in der Schlucht, aber er konnte ſie lange in den Augen nicht ertragen. Der Holländer-Michel hatte ſich, je weiter Peter herabkam, wieder kleiner gemacht, und ſtand nun in ſeiner früheren Geſtalt vor einem Haus, ſo gering oder gut, als es reiche Bauern auf dem Schwarzwald haben. Die Stube, worein Peter geführt wurde, unterſchied ſich durch nichts von den Stuben anderer Leute, als dadurch, daß ſie einſam ſchien.

Die hölzerne Wanduhr, der ungeheure Kachelofen, die breiten Bänke, die Geräthſchaften auf den Geſimſen

waren hier wie überall. Michel wies ihm einen Platz hinter dem großen Tisch an, ging dann hinaus und kam bald mit einem Krug Wein und Gläsern wieder. Er goß ein und nun schwatzten sie, und Holländer-Michel erzählte von den Freuden der Welt, von fremden Ländern, schönen Städten und Flüssen, daß Peter, am Ende große Sehnsucht darnach bekommend, dies auch offen dem Holländer sagte.

„Wenn du im ganzen Körper Muth und Kraft, etwas zu unternehmen, hattest, da konnten ein paar Schläge des dummen Herzens dich zittern machen, und dann die Kränkungen der Ehre, das Unglück, wozu soll sich ein vernünftiger Kerl um dergleichen bekümmern? Hast du's im Kopf empfunden, als dich letzthin einer einen Betrüger und schlechten Kerl nannte? hat es dir im Magen wehe gethan, als der Amtmann kam, dich aus dem Haus zu werfen? Was, sag' an, was hat dir wehe gethan?"

„Mein Herz," sprach Peter, indem er die Hand auf die pochende Brust preßte, denn es war ihm, als ob sein Herz sich ängstlich hin und her wendete.

„Du hast, nimm mir es nicht übel, du hast viele hundert Gulden an schlechte Bettler und anderes Gesindel weggeworfen; was hat es dich genützt? Sie haben dir dafür Segen und einen gesunden Leib gewünscht; ja bist du deßwegen gesünder geworden? Um die Hälfte des verschleuderten Geldes hättest du einen Arzt gehalten. Segen? ja ein schöner Segen, wenn man ausgepfändet und ausgestoßen wird! Und was war es, das dich getrieben, in die Tasche zu fahren, so oft ein Bettelmann seinen zerlumpten Hut hinstreckte? — Dein

Herz, auch wieder dein Herz, und weder deine Augen noch deine Zunge, deine Arme noch deine Beine, ſondern dein Herz; du haſt dir es, wie man richtig ſagt, zu ſehr zu Herzen genommen."

„Aber wie kann man ſich denn angewöhnen, daß es nicht mehr ſo iſt? Ich gebe mir jetzt alle Mühe, es zu unterdrücken, und dennoch pocht mein Herz und thut mir wehe."

„Du freilich," rief jener mit Lachen, „du armer Schelm, kannſt nichts dagegen thun! aber gib mir das kleine pochende Ding und du wirſt ſehen, wie gut du es dann haſt."

„Euch, mein Herz?" ſchrie Peter mit Entſetzen, „da müßte ich ja ſterben auf der Stelle! Nimmermehr!"

„Ja, wenn dir einer eurer Herren Chirurgen das Herz aus dem Leib operiren wollte, da müßteſt du wohl ſterben; bei mir iſt dies ein anderes Ding; doch komm herein und überzeuge dich ſelbſt." Er ſtand bei dieſen Worten auf, öffnete eine Kammerthüre und führte Peter hinein. Sein Herz zog ſich krampfhaft zuſammen, als er über die Schwelle trat, aber er achtete es nicht, denn der Anblick, der ſich ihm bot, war ſonderbar und überraſchend. Auf mehreren Geſimſen von Holz ſtanden Gläſer mit durchſichtiger Flüſſigkeit gefüllt, und in jedem dieſer Gläſer lag ein Herz, auch waren an den Gläſern Zettel angeklebt und Namen darauf geſchrieben, die Peter neugierig las; da war das Herz des Amtmanns in F.; das Herz des dicken Ezechiel, das Herz des Tanzbodenkönigs, das Herz des Oberförſters; da waren ſechs Herzen von Kornwucherern, acht von Werboffizieren, drei von Geldmäklern — kurz es war

eine Sammlung der angeſehenſten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden.

„Schau!“ ſprach Holländer-Michel, „dieſe alle haben des Lebens Aengſten und Sorgen weggeworfen, keines dieſer Herzen ſchlägt mehr ängſtlich und beſorgt, und ihre ehemaligen Beſitzer befinden ſich wohl dabei, daß ſie den unruhigen Gaſt aus dem Hauſe haben.

„Aber was tragen ſie denn jetzt dafür in der Bruſt?“ fragte Peter, den dies alles, was er geſehen, beinahe ſchwindeln machte.

„Dies,“ antwortete jener und reichte ihm aus einem Schubfach — ein ſteinernes Herz.

„So?“ erwiederte er und konnte ſich eines Schauers, der ihm über die Haut ging, nicht erwehren. „Ein Herz von Marmelſtein? Aber, horch einmal, Herr Holländer-Michel, das muß doch gar kalt ſeyn in der Bruſt.“

„Freilich, aber ganz angenehm kühl; warum ſoll denn ein Herz warm ſeyn? im Winter nützt dir die Wärme nichts, da hilft ein guter Kirſchgeiſt mehr als ein warmes Herz, und im Sommer, wenn alles ſchwül und heiß iſt, — du glaubſt nicht, wie dann ein ſolches Herz abkühlt; und wie geſagt, weder Angſt noch Schrecken, weder thörichtes Mitleiden noch anderer Jammer pocht an ſolch ein Herz.“

„Und das iſt alles, was Ihr mir geben könnet,“ fragte Peter unmuthig, ich hoffte auf Geld und Ihr wollet mir einen Stein geben!“

„Nu, ich denke an hunderttauſend Gulden hätteſt du für's Erſte genug; wenn du es geſchickt umtreibſt, kannſt du bald ein Millionär werden.“

„Hunderttauſend!“ rief der arme Köhler freudig, „nun, ſo poche doch nicht ſo ungeſtüm in meiner Bruſt, wir werden bald fertig ſeyn miteinander. Gut, Michel, gebt mir den Stein und das Geld, und die Unruh' könnet Ihr aus dem Gehäuſe nehmen.“

„Ich dachte es doch, daß du ein vernünftiger Burſche ſeyſt;“ antwortete der Holländer, freundlich lächelnd, komm, laß uns noch eins trinken und dann will ich das Geld auszahlen.“

So ſetzten ſie ſich wieder in die Stube zum Wein, tranken und tranken wieder, bis Peter in einen tiefen Schlaf verfiel.

Kohlen-Munk-Peter erwachte beim fröhlichen Schmettern eines Poſthorns, und ſiehe da, er ſaß in einem ſchönen Wagen, fuhr auf einer breiten Straße dahin, und als er ſich aus dem Wagen bog, ſah er in blauer Ferne hinter ſich den Schwarzwald liegen. Anfänglich wollte er gar nicht glauben, daß er es ſelbſt ſey, der in dieſem Wagen ſitze; denn auch ſeine Kleider waren gar nicht mehr dieſelben, die er geſtern getragen, aber er erinnerte ſich doch an alles ſo deutlich, daß er endlich ſein Nachſinnen aufgab und rief: „Der Kohlen-Munk-Peter bin ich, das iſt ausgemacht, und kein anderer!“ Er wunderte ſich über ſich ſelbſt, daß er gar nicht wehmüthig werden konnte, als er jetzt zum erſten Mal aus der ſtillen Heimath, aus den Wäldern, wo er ſo lange gelebt, auszog; ſelbſt nicht, als er an ſeine Mutter dachte, die jetzt wohl hülflos und im Elend ſaß, konnte er eine Thräne aus dem Auge preſſen oder nur ſeufzen; denn es war ihm alles ſo gleichgültig. „Ach freilich,“

ſagte er dann, „Thränen und Seufzer Heimweh und Wehmuth kommen ja aus dem Herzen, und Dank dem Holländer-Michel, — das meine iſt kalt und von Stein.“

Er legte ſeine Hand auf die Bruſt, und es war ganz ruhig dort und rührte ſich nichts; „wenn er mit den Hunderttauſenden ſo gut Wort hält, wie mit dem Herz, ſo ſoll es mich freuen,“ ſprach er und fing an, ſeinen Wagen zu unterſuchen. Er fand Kleidungsſtücke von aller Art, wie er ſie nur wünſchen konnte, aber kein Geld; endlich ſtieß er auf eine Taſche und fand viele tauſend Thaler in Gold und Scheinen auf Handlungshäuſer in allen großen Städten. „Jetzt hab' ich's, wie ich's wollte,“ dachte er, ſetzte ſich bequem in die Ecke des Wagens und fuhr in die weite Welt.

Er fuhr zwei Jahre in der Welt umher und ſchaute aus ſeinem Wagen links und rechts an den Häuſern hinauf, ſchaute, wenn er anhielt, nichts als den Schild ſeines Wirtshauſes an, lief dann in der Stadt umher und ließ ſich die ſchönſten Merkwürdigkeiten zeigen; aber es freute ihn nichts, kein Bild, kein Haus, keine Muſik, kein Tanz, ſein Herz von Stein nahm an nichts Antheil und ſeine Augen, ſeine Ohren waren abgeſtumpft für alles Schöne. Nichts war ihm mehr geblieben, als die Freude am Eſſen und Trinken und der Schlaf, und ſo lebte er, indem er ohne Zweck durch die Welt reiste, zu ſeiner Unterhaltung ſpeiste und aus langer Weile ſchlief. Hie und da erinnerte er ſich zwar, daß er fröhlicher, glücklicher geweſen ſey, als er noch arm war und arbeiten mußte, um ſein Leben zu friſten. Da hatte ihn jede ſchöne Ausſicht ins Thal, Muſik und

Geſang hatten ihn ergötzt, da hatte er ſich ſtundenlang auf die einfachſte Koſt, die ihm die Mutter zu dem Meiler bringen ſollte, gefreut. Wenn er ſo über die Vergangenheit nachdachte, ſo kam es ihm ganz ſonderbar vor, daß er jetzt nicht einmal lachen konnte, und ſonſt hatte er über den kleinſten Scherz gelacht; wenn andere lachten, ſo verzog er nur aus Höflichkeit den Mund, aber ſein Herz lächelte nicht mit. Er fühlte dann, daß er zwar überaus ruhig ſey, aber zufrieden fühlte er ſich doch nicht. Es war nicht Heimweh oder Wehmuth, ſondern Oede, Ueberdruß, freudenloſes Leben, was ihn endlich wieder zur Heimath trieb.

Als er von Straßburg herüber fuhr und den dunkeln Wald ſeiner Heimath erblickte, als er zum erſten Mal wieder jene kräftigen Geſtalten, jene freundlichen treuen Geſichter der Schwarzwälder ſah, als ſein Ohr die heimathlichen Klänge, ſtark, tief, aber wohltönend, vernahm, da fühlte er ſchnell an ſein Herz, denn ſein Blut wallte ſtärker, und er glaubte, er müſſe ſich freuen und müſſe weinen zugleich, aber — wie konnte er nur ſo thöricht ſeyn, er hatte ja ein Herz von Stein, und Steine ſind todt und lächeln und weinen nicht.

Sein erſter Gang war zum Holländer-Michel, der ihn mit alter Freundlichkeit aufnahm; „Michel, ſagte er zu ihm, „gereist bin ich nun, und habe alles geſehen, iſt aber alles dummes Zeug, und ich hatte nur Langeweile. Ueberhaupt, Euer ſteinernes Ding, das ich in der Bruſt trage, ſchützt mich zwar vor manchem, ich erzürne mich nie, bin nie traurig, aber ich freue mich auch nie, und es iſt mir, als wenn ich nur halb lebte.

Könnet Ihr das Steinherz nicht ein wenig beweglicher machen? oder gebt mir lieber mein altes Herz; ich hatte mich in fünfundzwanzig Jahren daran gewöhnt, und wenn es zuweilen auch einen dummen Streich machte, so war es doch munter und ein fröhliches Herz."

Der Waldgeist lachte grimmig und bitter. „Wenn du einmal todt bist, Peter Munk," antwortete er, „dann soll es dir nicht fehlen, dann sollst du dein weiches rührbares Herz wieder haben, und du kannst dann fühlen, was kommt, Freud' oder Leid; aber hier oben kann es nicht mehr dein werden! Doch, Peter, gereist bist du wohl, aber, so wie du lebtest, konnte es dir nichts nützen. Setze dich jetzt hier irgendwo im Wald, bau' ein Haus, heirathe, treibe dein Vermögen um, es hat dir nur an Arbeit gefehlt; weil du müßig warst hattest du Langeweile, und schiebst jetzt alles auf dieses unschuldige Herz." Peter sah ein, daß Michel Recht habe, was den Müßiggang beträfe, und nahm sich vor, reich und immer reicher zu werden; Michel schenkte ihm noch einmal hunderttausend Gulden und entließ ihn als seinen guten Freund.

Bald vernahm man im Schwarzwald die Mähre, der Kohlen-Munk-Peter oder Spielpeter sey wieder da, und noch viel reicher, als zuvor. Es ging auch jetzt wie immer; als er am Bettelstab war, wurde er in der Sonne zur Thüre hinausgeworfen, und als er jetzt an einem Sonntag Nachmittag seinen ersten Einzug dort hielt, schüttelten sie ihm die Hand, lobten sein Pferd, fragten nach seiner Reise, und als er wieder mit dem dicken Ezechiel um harte Thaler spielte, stand er in der Achtung so hoch, als je. Er trieb jetzt aber nicht mehr

das Glashandwerk, ſondern den Holzhandel, aber nur zum Schein. Sein Hauptgeſchäft war mit Korn und Geld zu handeln. Der halbe Schwarzwald wurde ihm nach und nach ſchuldig, aber er lieh Geld nur auf zehn Prozente aus, oder verkaufte Korn an die Armen, die nicht gleich zahlen konnten, um den dreifachen Werth. Mit dem Amtmann ſtand er jetzt in enger Freundſchaft, und wenn einer Herrn Peter Munk nicht auf den Tag bezahlte, ſo ritt der Amtmann mit ſeinen Schergen heraus, ſchätzte Haus und Hof, verkaufte es flugs, und trieb Vater, Mutter und Kind in den Wald. Anfangs machte dies dem reichen Peter einige Unluſt, denn die armen Ausgepfändeten belagerten dann haufenweiſe ſeine Thüre, die Männer flehten um Nachſicht, die Weiber ſuchten das ſteinerne Herz zu erweichen und die Kinder winſelten um ein Stücklein Brod; aber als er ſich ein paar tüchtige Fleiſcherhunde angeſchafft hatte, hörte dieſe Katzenmuſik, wie er es nannte, bald auf; er pfiff und hetzte, und die Bettelleute flohen ſchreiend auseinander. Am meiſten Beſchwerde machte ihm das „alte Weib;“ das war aber niemand anders als Frau Munkin, Peters Mutter. Sie war in Noth und Elend gerathen, als man ihr Haus und Hof verkauft hatte, und ihr Sohn, als er reich zurückgekehrt war, hatte nicht mehr nach ihr umgeſehen; da kam ſie nun zuweilen, alt, ſchwach und gebrechlich an einem Stock vor das Haus; hinein wagte ſie ſich nimmer, denn er hatte ſie einmal weggejagt; aber es that ihr wehe, von den Gutthaten anderer Menſchen leben zu müſſen, da der eigene Sohn ihr ein ſorgenloſes Alter hätte bereiten können. Aber

das kalte Herz wurde nimmer gerührt von dem Anblicke der bleichen wohlbekannten Züge, von den bittenden Blicken, von der welken ausgestreckten Hand, von der hinfälligen Gestalt; mürrisch zog er, wenn sie Sonnabends an die Thüre pochte, einen Sechsbätzner heraus, schlug ihn in ein Papier und ließ ihn hinausreichen durch einen Knecht. Er vernahm ihre zitternde Stimme, wenn sie dankte und wünschte, es möge ihm wohlgehen auf Erden, er hörte sie hüstelnd von der Thüre schleichen, aber er dachte weiter nicht mehr daran, als daß er wieder sechs Batzen umsonst ausgegeben.

Endlich kam Peter auf den Gedanken zu heirathen. Er wußte, daß im ganzen Schwarzwald jeder Vater ihm gerne seine Tochter geben werde; aber er war schwierig in seiner Wahl, denn er wollte, daß man auch hierin sein Glück und seinen Verstand preisen sollte; daher ritt er umher im ganzen Wald, schaute hier, schaute dort, und keine der schönen Schwarzwälderinnen däuchte ihm schön genug. Endlich, nachdem er auf allen Tanzböden umsonst nach der Schönsten ausgeschaut hatte, hörte er eines Tages, die Schönste und Tugendsamste im ganzen Wald sey eines armen Holzhauers Tochter. Sie lebe still und für sich, besorge geschickt und emsig ihres Vaters Haus und lasse sich nie auf dem Tanzboden sehen, nicht einmal zu Pfingsten oder Kirmeß. Als Peter von diesem Wunder des Schwarzwalds hörte, beschloß er, um sie zu werben, und ritt nach der Hütte, die man ihm bezeichnet hatte. Der Vater der schönen Lisbeth empfing den vornehmen Herrn mit Staunen und erstaunte noch mehr,

als er hörte, es ſey dies der reiche Herr Peter und er wolle ſein Schwiegerſohn werden. Er beſann ſich auch nicht lange, denn er meinte, all ſeine Sorge und Armuth werde nun ein Ende haben, ſagte zu, ohne die ſchöne Lisbeth zu fragen, und das gute Kind war ſo folgſam, daß ſie ohne Widerrede Frau Peter Munkin wurde.

Aber es wurde der Armen nicht ſo gut, als ſie ſich geträumt hatte. Sie glaubte ihr Hausweſen wohl zu verſtehen, aber ſie konnte Herrn Peter nichts zu Dank machen; ſie hatte Mitleiden mit armen Leuten, und da ihr Eheherr reich war, dachte ſie, es ſey keine Sünde, einem armen Bettelweib einen Pfennig oder einem alten Mann einen Schnaps zu reichen; als aber Herr Peter dies eines Tages merkte, ſprach er mit zürnenden Blicken und rauher Stimme: „Warum verſchleuderſt du mein Vermögen an Lumpen und Straßenläufer? Haſt du was mitgebracht ins Haus, das du wegſchenken könnteſt? Mit deines Vaters Bettelſtab kann man keine Suppe wärmen, und wirfſt das Geld aus, wie eine Fürſtin. Noch einmal laß dich betreten, ſo ſollſt du meine Hand fühlen!“ Die ſchöne Lisbeth weinte in ihrer Kammer über den harten Sinn ihres Mannes, und ſie wünſchte oft, lieber daheim zu ſeyn in ihres Vaters ärmlicher Hütte, als bei dem reichen, aber geizigen hartherzigen Peter zu hauſen. Ach, hätte ſie gewußt, daß er ein Herz von Marmor habe und weder ſie noch irgend einen Menſchen lieben könnte, ſo hätte ſie ſich wohl nicht gewundert. So oft ſie aber jetzt unter der Thüre ſaß und es ging ein Bettelmann vorüber, und zog den Hut

und hub an ſeinen Spruch, ſo drückte ſie die Augen zu, das Elend nicht zu ſchauen, ſie ballte die Hand feſter, damit ſie nicht unwillkürlich in die Taſche fahre, ein Kreuzerlein herauszulangen. So kam es, daß die ſchöne Lisbeth im ganzen Wald verſchrien wurde, und es hieß, ſie ſey noch geiziger als Peter Munk. Aber eines Tages ſaß Frau Lisbeth wieder vor dem Haus und ſpann und murmelte ein Liedchen dazu; denn ſie war munter, weil es ſchönes Wetter und Herr Peter ausgeritten war über Feld. Da kömmt ein altes Männlein des Weges daher, der trägt einen großen ſchweren Sack, und ſie hört ihn ſchon von weitem keuchen. Theilnehmend ſieht ihm Frau Lisbeth zu und denkt, einem ſo alten kleinen Mann ſollte man nicht mehr ſo ſchwer aufladen.

Indeß keucht und wankt das Männlein heran, und als es gegenüber von Frau Lisbeth war, brach es unter dem Sack beinahe zuſammen. „Ach habt die Barmherzigkeit, Frau, und reichet mir nur einen Trunk Waſſer,“ ſprach das Männlein, „ich kann nicht weiter, muß elend verſchmachten.“

„Aber Ihr ſolltet in Eurem Alter nicht mehr ſo ſchwer tragen,“ ſagte Frau Lisbeth.

„Ja, wenn ich nicht Boten gehen müßte, der Armuth halber und um mein Leben zu friſten,“ antwortete er; „ach ſo eine reiche Frau, wie Ihr, weiß nicht, wie wehe Armuth thut, und wie wohl ein friſcher Trunk bei ſolcher Hitze.“

Als ſie dies hörte, eilte ſie ins Haus, nahm einen Krug vom Geſims und füllte ihn mit Waſſer; doch als ſie zurückkehrte, und nur noch wenige Schritte von ihm

war, und das Männlein ſah, wie es ſo elend und verkümmert auf dem Sack ſaß, da fühlte ſie inniges Mitleid, bedachte, daß ja ihr Mann nicht zu Hauſe ſey, und ſo ſtellte ſie den Waſſerkrug bei Seite, nahm einen Becher und füllte ihn mit Wein, legte ein gutes Roggenbrod darauf und brachte es dem Alten. „So, und ein Schluck Wein mag Euch beſſer frommen, als Waſſer, da Ihr ſchon ſo gar alt ſeyd," ſprach ſie, „aber trinket nicht zu haſtig und eſſet auch Brod dazu."

Das Männlein ſah ſie ſtaunend an, bis große Thränen in ſeinen alten Augen ſtanden; er trank und ſprach dann: „Ich bin alt geworden, aber ich hab' wenige Menſchen geſehen, die ſo mitleidig wären, und ihre Gaben ſo ſchön und herzig zu ſpenden wüßten, wie Ihr, Frau Lisbeth. Aber es wird Euch dafür auch recht wohl gehen auf Erden; ſolch ein Herz bleibt nicht unbelohnt."

„Nein, und den Lohn ſoll ſie zur Stelle haben!" ſchrie eine ſchreckliche Stimme, und als ſie ſich umſahen, war es Herr Peter mit blutrothem Geſicht.

„Und ſogar meinen Ehrenwein gießeſt du aus an Bettelleute, und meinen Mundbecher gibſt du an die Lippen der Straßenläufer? Da, nimm deinen Lohn!" Frau Lisbeth ſtürzte zu ſeinen Füßen und bat um Verzeihung; aber das ſteinerne Herz kannte kein Mitleid, er drehte die Peitſche um, die er in der Hand hielt und ſchlug ſie mit dem Handgriff von Ebenholz ſo heftig vor die ſchöne Stirne, daß ſie leblos dem alten Mann in die Arme ſank. Als er dies ſah, war es doch, als reuete ihn die That auf der Stelle; er bückte ſich herab, zu

ſchauen, ob noch Leben in ihr ſey, aber das Männlein ſprach mit wohlbekannter Stimme: „Gib dir keine Mühe, Kohlen-Peter! es war die ſchönſte und lieblichſte Blume im Schwarzwald, aber du haſt ſie zertreten und nie mehr wird ſie wieder blühen.“

Da wich alles Blut aus Peters Wangen und er ſprach: „Alſo Ihr ſeyd es, Herr Schatzhauſer? Nun, was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und es hat wohl ſo kommen müſſen. Ich hoffe aber, Ihr werdet mich nicht bei dem Gericht anzeigen als Mörder.“

„Elender!“ erwiederte das Glasmännlein. „Was würde es mir frommen, wenn ich deine ſterbliche Hülle an den Galgen brächte? Nicht irdiſche Gerichte ſind es, die du zu fürchten haſt, ſondern andere und ſtrengere; denn du haſt deine Seele an den Böſen verkauft.“

„Und hab' ich mein Herz verkauft,“ ſchrie Peter, „ſo iſt niemand daran ſchuld, als du und deine betrügeriſchen Schätze! du tückiſcher Geiſt haſt mich ins Verderben geführt, mich getrieben, daß ich bei einem andern Hülfe ſuchte, und auf dir liegt die ganze Verantwortung.“ Aber kaum hatte er dies geſagt, ſo wuchs und ſchwoll das Glasmännlein und wurde hoch und breit, und ſeine Augen ſollen ſo groß geweſen ſeyn, wie Suppenteller, und ſein Mund war wie ein eingeheizter Backofen, und Flammen blitzten daraus hervor. Peter warf ſich auf die Knie, und ſein ſteinernes Herz ſchützte ihn nicht, daß nicht ſeine Glieder zitterten wie eine Eſpe. Mit Geierskrallen packte ihn der Waldgeiſt im Nacken, drehte ihn um, wie ein Wirbelwind dürres Laub, und warf ihn dann zu Boden, daß ihm alle Rippen knackten.

„Erdenwurm!“ rief er mit einer Stimme, die wie der Donner rollte, „ich könnte dich zerſchmettern, wenn ich wollte, denn du haſt gegen den Herrn des Waldes gefrevelt. Aber um dieſes todten Weibes willen, die mich geſpeist und gekränkt hat, gebe ich dir acht Tage Friſt. Bekehrſt du dich nicht zum Guten, ſo komme ich und zermalme dein Gebein, und du fährſt hin in deinen Sünden.“

Es war ſchon Abend, als einige Männer, die vorbei gingen, den reichen Peter Munk an der Erde liegen ſahen. Sie wandten ihn hin und her, und ſuchten, ob noch Athem in ihm ſey, aber lange war ihr Suchen vergebens. Endlich ging einer in das Haus und brachte Waſſer herbei und beſprengte ihn. Da holte Peter tief Athem, ſtöhnte und ſchlug die Augen auf, ſchaute lange um ſich her und fragte dann nach Frau Lisbeth; aber keiner hatte ſie geſehen. Er dankte den Männern für ihre Hülfe, ſchlich in ſein Haus und ſchaute ſich um, aber Frau Lisbeth war weder im Keller noch auf dem Boden, und das, was er für einen ſchrecklichen Traum gehalten, war bittere Wahrheit. Wie er nun ſo ganz allein war, da kamen ihm ſonderbare Gedanken; er fürchtete ſich vor nichts, denn ſein Herz war ja kalt, aber wenn er an den Tod ſeiner Frau dachte, kam ihm ſein eigenes Hinſcheiden in den Sinn, und wie belaſtet er dahin fahren werde, ſchwer belaſtet mit Thränen der Armen, mit tauſend ihrer Flüche, die ſein Herz nicht erweichen konnten, mit dem Jammer der Elenden, auf die er ſeine Hunde gehetzt, belaſtet mit der ſtillen Verzweiflung ſeiner Mutter, mit dem Blute der ſchönen guten Lisbeth; und konnte er doch nicht einmal dem alten Mann, ihrem Vater, Rechenſchaft

geben, wenn er käme und fragte: „wo iſt meine Tochter, dein Weib?“ Wie wollte er einem andern Frage ſtehen, dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören, und die Leben der Menſchen?

Es quälte ihn auch Nachts im Traume, und alle Augenblicke wachte er auf an einer ſüßen Stimme, die ihm zurief: „Peter, ſchaff dir ein wärmeres Herz!“ und wenn er erwacht war, ſchloß er doch ſchnell wieder die Augen, denn der Stimme nach mußte es Frau Lisbeth ſeyn, die ihm dieſe Warnung zurief. Den andern Tag ging er ins Wirthshaus, um ſeine Gedanken zu zerſtreuen, und dort traf er den dicken Ezechiel. Er ſetzte ſich zu ihm, ſie ſprachen dies und jenes, vom ſchönen Wetter, vom Krieg, von den Steuern und endlich auch vom Tod, und wie da und dort einer ſo ſchnell geſtorben ſey. Da fragte Peter den Dicken, was er denn vom Tod halte, und wie es nachher ſeyn werde. Ezechiel antwortete ihm, daß man den Leib begrabe, die Seele aber fahre entweder auf zum Himmel oder hinab in die Hölle.

„Alſo begrabt man das Herz auch?“ fragte Peter geſpannt.

„Ei freilich, das wird auch begraben.“

„Wenn aber einer ſein Herz nicht mehr hat?“ fuhr Peter fort.

Ezechiel ſah ihn bei dieſen Worten ſchrecklich an: „was willſt du damit ſagen? willſt du mich foppen? Meinſt du, ich habe kein Herz?“

„O, Herz genug, ſo feſt wie Stein;“ erwiederte Peter.

Ezechiel ſah ihn verwundert an, ſchaute ſich um, ob es niemand gehört habe, und ſprach dann: „Woher weißt du es? Pocht vielleicht das deinige auch nicht mehr?“

„Pocht nicht mehr, wenigſtens nicht hier in meiner Bruſt!“ antwortete Peter Munk. „Aber ſag mir, da du jetzt weißt, was ich meine, wie wird es gehen mit unſeren Herzen?“

„Was kümmert dich dies, Geſell?“ fragte Ezechiel lachend, „haſt ja auf Erden vollauf zu leben und damit genug. Das iſt ja gerade das Bequeme in unſern kalten Herzen, daß uns keine Furcht befällt, vor ſolchen Gedanken.“

„Wohl wahr, aber man denkt doch daran, und wenn ich auch jetzt keine Furcht mehr kenne, ſo weiß ich doch wohl noch, wie ſehr ich mich vor der Hölle gefürchtet, als ich noch ein kleiner unſchuldiger Knabe war.“

„Nun — gut wird es uns gerade nicht gehen,“ ſagte Ezechiel. „Hab mal einen Schulmeiſter darüber gefragt, der ſagte mir, daß nach dem Tod die Herzen gewogen werden, wie ſchwer ſie ſich verſündiget hätten. Die leichten ſteigen auf, die ſchweren ſinken hinab, und ich denke, unſere Steine werden ein gutes Gewicht haben.“

„Ach freilich!“ erwiederte Peter, „und es iſt mir oft ſelbſt unbequem, daß mein Herz ſo theilnahmlos und ganz gleichgültig iſt, wenn ich an ſolche Dinge denke.“

So ſprachen ſie; aber in der nächſten Nacht hörte er fünf oder ſechsmal die bekannte Stimme in ſein Ohr liſpeln: „Peter, ſchaff' dir ein wärmeres Herz!“ Er empfand keine Reue, daß er ſie getödtet, aber wenn er

dem Gesinde sagte, seine Frau sey verreist, so dachte er immer dabei: „wohin mag sie wohl gereist seyn?“ Sechs Tage hatte er es so getrieben, und immer hörte er Nachts diese Stimme, und immer dachte er an den Waldgeist und seine schreckliche Drohung; aber am siebenten Morgen sprang er auf von seinem Lager und rief: „nun ja, will sehen, ob ich mir ein wärmeres schaffen kann, denn der gleichgültige Stein in meiner Brust macht mir das Leben nur langweilig und öde.“ Er zog schnell seinen Sonntagsstaat an, setzte sich auf sein Pferd und ritt dem Tannenbühl zu.

Im Tannenbühl, wo die Bäume dichter standen, saß er ab, band sein Pferd an und ging schnellen Schrittes dem Gipfel des Hügels zu, und als er vor der dicken Tanne stand, hub er seinen Spruch an:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist viele hundert Jahre alt,
Dein ist all Land, wo Tannen stehn,
Läßt dich nur Sonntagskindern sehn.“

Da kam das Glasmännlein hervor; aber nicht freundlich und traulich, wie sonst, sondern düster und traurig; es hatte ein Röcklein an von schwarzem Glas und ein langer Trauerflor flatterte herab vom Hut, und Peter wußte wohl, um wen es traure.

„Was willst du von mir, Peter Munk?“ fragte es mit dumpfer Stimme.

„Ich hab' noch einen Wunsch, Herr Schatzhauser!“ antwortete Peter mit niedergeschlagenen Augen.

„Können Steinherzen noch wünschen?“ sagte jener, „du hast alles, was du für deinen schlechten Sinn

bedarfſt, und ich werde ſchwerlich deinen Wunſch erfüllen."

„Aber Ihr habt mir doch drei Wünſche zugeſagt; einen hab ich immer noch übrig."

„Doch kann ich ihn verſagen, wenn er thöricht iſt," fuhr der Waldgeiſt fort; „aber wohlan, ich will hören, was du willſt?"

„So nehmet mir den todten Stein heraus und gebet mir mein lebendiges Herz," ſprach Peter.

„Hab ich den Handel mit dir gemacht?" fragte das Glasmännlein, „bin ich der Holländer-Michel, der Reichthum und kalte Herzen ſchenkt? Dort, bei ihm mußt du dein Herz ſuchen?"

„Ach, er gibt es mir nimmer zurück," antwortete Peter traurig.

„Du dauerſt mich, ſo ſchlecht du auch biſt," ſprach das Männlein nach einigem Nachdenken. „Aber weil dein Wunſch nicht thöricht iſt, ſo kann ich dir wenigſtens meine Hülfe nicht verſagen. So höre: dein Herz kannſt du mit keiner Gewalt mehr bekommen, wohl aber durch Liſt, und es wird vielleicht nicht ſchwer halten, denn Michel bleibt doch nur der dumme Michel, obgleich er ſich ungemein klug dünkt. So gehe denn geraden Weges zu ihm hin und thue, wie ich dir heiße." Und nun unterrichtete er ihn in allem und gab ihm ein Kreuzlein aus reinem Glas: „Am Leben kann er dir nicht ſchaden, und er wird dich frei laſſen, wenn du ihm dies vorhalten und dazu beten wirſt. Und haſt du dann, was du verlangt haſt, erhalten, ſo komm wieder zu mir an dieſen Ort."

Peter Munk nahm das Kreuzlein, prägte ſich alle Worte ins Gedächtniß, und ging weiter nach Holländer-Michels Behauſung. Er rief dreimal ſeinen Namen und alſobald ſtand der Rieſe vor ihm. „Du haſt dein Weib erſchlagen?“ fragte er ihn mit ſchrecklichem Lachen, „hätt' es auch ſo gemacht, ſie hat dein Vermögen an das Bettelvolk gebracht. Aber du wirſt auf einige Zeit außer Landes gehen müſſen, denn es wird Lärm machen, wenn man ſie nicht findet; und du brauchſt wohl Geld und kommſt, um es zu holen.

„Du haſt's errathen,“ erwiederte Peter, „und nur recht viel diesmal, denn nach Amerika iſt's weit.“

Michel ging voran und brachte ihn in ſeine Hütte, dort ſchloß er eine Truhe auf, worin viel Geld lag, und langte ganze Rollen Gold heraus. Während er es ſo auf den Tiſch hin zählte, ſprach Peter: „du biſt ein loſer Vogel, Michel, daß du mich belogen haſt, ich hätte einen Stein in der Bruſt, und du habeſt mein Herz!“

„Und iſt es denn nicht ſo?“ fragte Michel ſtaunend, „fühlſt du denn dein Herz? iſt es nicht kalt wie Eis? Haſt du Furcht oder Gram, kann dich etwas reuen?“

„Du haſt mein Herz nur ſtille ſtehen laſſen, aber ich hab' es noch wie ſonſt in meiner Bruſt und Ezechiel auch, der hat es mir geſagt, daß du uns angelogen haſt; du biſt nicht der Mann dazu, der einem das Herz ſo unbemerkt und ohne Gefahr aus der Bruſt reißen könnte; da müßteſt du zaubern können.“

„Aber ich verſichere dich,“ rief Michel unmuthig, „du und Ezechiel und alle reichen Leute, die es mit mir

gehalten, haben ſolche kalte Herzen wie du, und ihre rechten Herzen habe ich hier in meiner Kammer.“

„Ei, wie dir das Lügen von der Zunge geht!“ lachte Peter. „Das mach' du einem andern weiß. Meinſt du, ich habe auf meinen Reiſen nicht ſolche Kunſtſtücke zu Dutzenden geſehen? Aus Wachs nachgeahmt ſind deine Herzen hier in der Kammer. Du biſt ein reicher Kerl, das geb' ich zu; aber zaubern kannſt du nicht.“

Da ergrimmte der Rieſe und riß die Kammerthüre auf. „Komm herein und lies die Zettel alle, und jenes dort, ſchau, das iſt Peter Munks Herz! ſiehſt du, wie es zuckt? kann man das auch aus Wachs machen.“

„Und doch iſt es aus Wachs,“ antwortete Peter. „So ſchlägt ein rechtes Herz nicht, ich habe das meinige noch in der Bruſt. Nein, zaubern kannſt du nicht!“

„Aber ich will es dir beweiſen!“ rief jener ärgerlich, „du ſollſt es ſelbſt fühlen, daß dies dein Herz iſt.“ Er nahm es, riß Peters Wamms auf und nahm einen Stein aus ſeiner Bruſt und zeigte ihn vor. Dann nahm er das Herz, hauchte es an und ſetzte es behutſam an ſeine Stelle, und alſobald fühlte Peter wie es pochte, und er konnte ſich wieder darüber freuen.

„Wie iſt es dir jetzt?“ fragte Michel lächelnd.

„Wahrhaftig, du haſt doch Recht gehabt,“ antwortete Peter, indem er behutſam ſein Kreuzlein aus der Taſche zog. „Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß man dergleichen thun könne!“

„Nicht wahr? und zaubern kann ich, das ſiehſt du; aber komm, jetzt will ich dir den Stein wieder hinein ſetzen.“

„Gemach, Herr Michel!“ rief Peter, trat einen Schritt zurück und hielt ihm das Kreuzlein entgegen. „Mit Speck fängt man Mäuse, und diesmal bist du der Betrogene.“ Und zugleich fing er an zu beten, was ihm nur beifiel.

Da wurde Michel kleiner und immer kliener, fiel nieder und wand sich hin und her wie ein Wurm, und ächzte und stöhnte, und alle Herzen umher fingen an zu zucken und zu pochen, daß es tönte wie in der Werkstatt eines Urmachers. Peter aber fürchtete sich, es wurde ihm ganz unheimlich zu Muth, er rannte zur Kammer und zum Haus hinaus und klimmte, von Angst getrieben, die Felsenwand hinan; denn er hörte, daß Michel sich aufraffte, stampfte und tobte, und ihm schreckliche Flüche nachschickte. Als er oben war, lief er dem Tannenbühl zu; ein schreckliches Gewitter zog auf, Blitze fielen links und rechts an ihm nieder und zerschmetterten die Bäume, aber er kam wohlbehalten in dem Revier des Glasmännleins an.

Sein Herz pochte freudig, und nur darum, weil es pochte. Dann aber sah er mit Entsetzen auf sein Leben zurück, wie auf das Gewitter, das hinter ihm rechts und links den schönen Wald zersplitterte. Er dachte an Frau Lisbeth, sein schönes gutes Weib, das er aus Geiz gemordet; er kam sich selbst wie der Auswurf der Menschen vor, und er weinte heftig, als er an Glasmännleins Hügel kam.

Schatzhauser saß unter dem Tannenbaum und rauchte aus seiner kleinen Pfeife, doch sah er munterer aus, als zuvor. „Warum weinst du, Kohlen-Peter?“

fragte er, „haſt du dein Herz nicht erhalten? liegt noch das kalte in deiner Bruſt?“

„Ach Herr!“ ſeufzte Peter, „als ich noch das kalte Steinherz trug, da weinte ich nie, meine Augen waren ſo trocken, als das Land im Juli; jetzt aber will es mir beinahe das alte Herz zerbrechen, was ich gethan! Meine Schuldner habe ich ins Elend gejagt, auf Arme und Kranke die Hunde gehetzt, und, Ihr wißt es ja ſelbſt — wie meine Peitſche auf ihre ſchöne Stirne fiel.“

„Peter, du warſt ein großer Sünder!“ ſprach das Männlein. „Das Geld und der Müſſiggang haben dich verderbt, bis dein Herz zu Stein wurde, nicht Freud, nicht Leid, keine Reue, kein Mitleid mehr kannte. Aber Reue verſöhnt, und wenn ich nur wüßte, das dir dein Leben recht leid thut, ſo könnte ich ſchon noch was für dich thun.“

„Will nichts mehr,“ antwortete Peter und ließ traurig ſein Haupt ſinken. „Mit mir iſt es aus! kann mich mein Lebtag nicht mehr freuen! was ſoll ich ſo allein auf der Welt thun? Meine Mutter verzeiht mir nimmer, was ich ihr gethan, und vielleicht hab' ich ſie unter den Boden gebracht, ich Ungeheuer! Und Lisbeth, meine Frau? Schlaget mich lieber auch todt, Herr Schatzhauſer, dann hat mein elend Leben mit einmal ein Ende.“

„Gut,“ erwiederte das Männlein, „wenn du nicht anders willſt, ſo kannſt du es haben; meine Art hab' ich bei der Hand.“ Er nahm ganz ruhig ſein Pfeiflein aus dem Mund, klopfte es aus und ſteckte es ein. Dann ſtand er langſam auf und ging hinter die Tanne,

Peter aber ſetzte ſich weinend ins Gras, ſein Leben war ihm nichts mehr, und er erwartete geduldig den Todesſtreich. Nach einiger Zeit hörte er leiſe Tritte hinter ſich und dachte: „jetzt wird er kommen.“

„Schau dich noch einmal um, Peter Munk!“ rief das Männlein. Er wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und ſchaute ſich um, und ſah — ſeine Mutter und Lisbeth, ſeine Frau, die ihn freundlich anblickten. Da ſprang er freudig auf: „So biſt du nicht todt, Lisbeth? und auch Ihr ſeyd da, Mutter, und habt mir vergeben?“

„Sie wollen dir verzeihen,“ ſprach das Glasmännlein, „weil du wahre Reue fühlſt und alles ſoll vergeſſen ſeyn. Zieh jetzt heim in deines Vaters Hütte und ſey ein Köhler, wie zuvor; biſt du brav und bieder, ſo wirſt du dein Handwerk ehren, und deine Nachbarn werden dich mehr lieben und achten, als wenn du zehn Tonnen Goldes hätteſt.“ So ſprach das Glasmännlein und nahm Abſchied von ihnen.

Die drei lobten und ſegneten ihn und gingen heim.

Das prachtvolle Haus des reichen Peters ſtand nicht mehr; der Blitz hatte es angezündet und mit all ſeinen Schätzen niedergebrannt; aber nach der väterlichen Hütte war es nicht weit; dorthin ging jetzt ihr Weg und der große Verluſt bekümmerte ſie nicht.

Aber wie ſtaunten ſie, als ſie an die Hütte kamen! Sie war zu einem ſchönen Bauerhaus geworden, und alles darin war einfach, aber gut und reinlich.

„Das hat das gute Glasmännlein gethan!“ rief Peter.

„Wie ſchön!“ ſagte Frau Lisbeth, „und hier iſt mir viel heimlicher, als in dem großen Haus mit dem vielen Geſinde.“

Von jetzt an wurde Peter Munk ein fleißiger und wackerer Mann. Er war zufrieden mit dem, was er hatte, trieb ſein Handwerk unverdroſſen, und ſo kam es, daß er durch eigene Kraft wohlhabend wurde und angeſehen und beliebt im ganzen Wald. Er zankte nie mehr mit Frau Lisbeth, ehrte ſeine Mutter und gab den Armen, die an ſeine Thüre pochten. Als nach Jahr und Tag Frau Lisbeth von einem ſchönen Knaben genas, ging Peter nach dem Tannenbühl und ſagte ſein Sprüchlein. Aber das Glasmännlein zeigte ſich nicht. „Herr Schatzhauſer,“ rief er laut, „hört mich doch; ich will ja nichts anders als Euch zu Gevatter bitten bei meinem Söhnlein!“ Aber er gab keine Antwort; nur ein kurzer Windſtoß ſauste durch die Tannen und warf einige Tannenzapfen herab ins Gras. „So will ich dies zum Andenken mitnehmen, weil Ihr Euch doch nicht ſehen laſſen wollet!“ rief Peter, ſteckte die Zapfen in die Taſche und ging nach Hauſe; aber als er zu Hauſe das Sonntagswamms auszog und ſeine Mutter die Taſchen umwandte und das Wamms in den Kaſten legen wollte, da fielen vier ſtattliche Geldrollen heraus, und als man ſie öffnete, waren es lauter gute neue badiſche Thaler und kein einziger falſcher darunter. Und das war das Pathengeſchenk des Männleins im Tannenwald für den kleinen Peter.

So lebten ſie ſtill und unverdroſſen fort, und noch oft nachher, als Peter Munk ſchon graue Haare

hatte, ſagte er: „es iſt doch beſſer, zufrieden zu ſeyn mit Wenigem, als Gold und Güter haben, und ein kaltes Herz.“

Es mochten ſchon etwa fünf Tage vergangen ſeyn, während Felix, der Jäger und der Student noch immer unter den Räubern gefangen ſaßen. Sie wurden zwar von dem Hauptmann und ſeinen Untergebenen gut behandelt, aber dennoch ſehnten ſie ſich nach Befreiung, denn je mehr die Zeit fortrückte, deſto höher ſtieg auch ihre Angſt vor Entdeckung. Am Abend des fünften Tages erklärte der Jäger ſeinen Leidensgenoſſen, daß er entſchloſſen ſey, in dieſer Nacht loszubrechen, und wenn es ihm auch das Leben koſten ſollte. Er munterte ſeine Gefährten zu gleichem Entſchluß auf und zeigte ihnen, wie ſie ihre Flucht ins Werk ſetzen könnten. „Den, der uns zunächſt ſteht, nehme ich auf mich; es iſt Nothwehr und Noth kennt kein Gebot, er muß ſterben.

„Sterben?“ rief Felix entſetzt, „Ihr wollt ihn todtſchlagen?“

„Das bin ich feſt entſchloſſen, wenn es darauf ankommt, zwei Menſchenleben zu retten. Wiſſet, daß ich die Räuber mit beſorglicher Miene habe flüſtern hören, im Wald werde nach ihnen geſtreift, und die alten Weiber verriethen in ihrem Zorn die böſe Abſicht der Bande, ſie ſchimpften auf uns, und gaben zu verſtehen, wenn die Räuber angegriffen würden, ſo müßten wir ohne Gnade ſterben.“

„Gott im Himmel!“ rief der Jüngling entſetzt und verbarg ſein Geſicht in die Hände.

„Noch haben ſie uns das Meſſer nicht an die Kehle geſetzt," fuhr der Jäger fort; „drum laßt uns ihnen zuvorkommen. Wenn es dunkel iſt, ſchleiche ich auf die nächſte Wache zu; ſie wird anrufen; ich werde ihm zuflüſtern, die Gräfin ſey plötzlich ſehr krank geworden, und indem er ſich umſieht, ſtoße ich ihn nieder. Dann hole ich Euch ab, junger Mann, und der zweite kann uns eben ſo wenig entgehen, und beim dritten haben wir zu drei leichtes Spiel." —

Der Jäger ſah bei dieſen Worten ſchrecklich aus, daß Felix ſich vor ihm fürchtete. Er wollte ihn bereden, von dieſem blutigen Gedanken abzuſtehen, als die Thüre der Hütte leiſe aufging und ſchnell eine Geſtalt hereinſchlüpfte. Es war der Hauptmann. Behutſam ſchloß er wieder zu und winkte den Gefangenen, ſich ruhig zu verhalten. Er ſetzte ſich neben Felix nieder und ſprach:

„Frau Gräfin, Ihr ſeyd in einer ſchlimmen Lage. Euer Herr Gemahl hat nicht Wort gehalten, er hat nicht nur das Löſegeld nicht geſchickt, ſondern er hat auch die Regierungen umher aufgeboten; bewaffnete Mannſchaft ſtreift von allen Seiten durch den Wald, um mich und meine Leute aufzuheben. Ich habe Eurem Gemahl gedroht, Euch zu tödten, wenn er Miene mache, uns anzugreifen; doch es muß ihm entweder an Eurem Leben wenig liegen, oder er traut unſern Schwüren nicht. Euer Leben iſt in unſerer Hand, iſt nach unſern Geſetzen verwirkt. Was wollet Ihr dagegen einwenden?"

Beſtürzt ſahen die Gefangenen vor ſich nieder, ſie wußten nicht zu antworten, denn Felix erkannte wohl,

daß ihn das Geſtändniß über ſeine Verkleidung nur noch mehr in Gefahr ſetzen könnte.

„Es iſt mir unmöglich,“ fuhr der Hauptmann fort, „eine Dame, die meine vollkommene Achtung hat, alſo in Gefahr zu ſetzen. Darum will ich Euch einen Vorſchlag zur Rettung machen, es iſt der einzige Ausweg, der Euch übrig bleibt: Ich will mit Euch entfliehen.“

Erſtaunt, überraſcht blickten ihn alle an; er aber ſprach weiter: „die Mehrzahl meiner Geſellen iſt entſchloſſen, ſich nach Italien zu ziehen und unter einer weit verbreiteten Bande Dienſte zu nehmen. Mir für meinen Theil behagt es nicht, unter einem andern zu dienen, und darum werde ich keine gemeinſchaftliche Sache mit ihnen machen. Wenn Ihr mir nun Euer Wort geben wollet, Frau Gräfin, für mich gut zu ſprechen, Eure mächtigen Verbindungen zu meinem Schutze anzuwenden, ſo kann ich Euch noch frei machen, ehe es zu ſpät iſt.“

Felix ſchwieg verlegen; ſein redliches Herz ſträubte ſich, den Mann, der ihm das Leben retten wollte, gefliſſentlich einer Gefahr auszuſetzen, vor welcher er ihn nachher nicht ſchützen könnte. Als er noch immer ſchwieg, fuhr der Hauptmann fort: „Man ſucht gegenwärtig überall Soldaten; ich will mit dem geringſten Dienſt zufrieden ſeyn. Ich weiß, daß Ihr viel vermöget, aber ich will ja nichts weiter, als Euer Verſprechen, etwas für mich in dieſer Sache zu thun.“

„Nun denn,“ antwortete Felix mit niedergeſchlagenen Augen, „ich verſpreche Euch, was ich thun kann, was in meinen Kräften ſteht, anzuwenden, um Euch

nützlich zu seyn. Liegt doch, wie es Euch auch ergehe, ein Trost für mich darin, daß Ihr diesem Räuberleben Euch selbst freiwillig entzogen habt."

Gerührt küßte der Hauptmann die Hand dieser gütigen Dame, flüsterte ihr noch zu, sich zwei Stunden nach Anbruch der Nacht bereit zu halten, und verließ dann eben so vorsichtig, wie er gekommen war, die Hütte. Die Gefangenen athmeten freier, als er hinweggegangen war, „Wahrlich!" rief der Jäger, „dem hat Gott das Herz gelenkt! wie wunderbar sollen wir errettet werden! Hätte ich mir träumen lassen, daß in der Welt noch etwas dergleichen geschehen könnte, und daß mir ein solches Abenteuer begegnen sollte?"

„Wunderbar, allerdings!" erwiederte Felix, „aber habe ich auch recht gethan, diesen Mann zu betrügen? Was kann ihm mein Schutz frommen? saget selbst, Jäger, heißt es ihn nicht an den Galgen locken, wenn ich ihm nicht gestehe, wer ich bin?"

„Ei, wie mögt Ihr solche Skrupel haben, lieber Junge!" entgegnete der Student, „nachdem Ihr Eure Rolle so meisterhaft gespielt! Nein, darüber dürft Ihr Euch nicht ängstigen, das ist nichts anderes, als erlaubte Nothwehr. Hat er doch den Frevel begangen, eine angesehene Frau schändlicher Weise von der Straße hinwegführen zu wollen, und wäret Ihr nicht gewesen, wer weiß, wie es um das Leben der Gräfin stünde? Nein, Ihr habt nicht unrecht gethan; übrigens glaube ich, er wird bei den Gerichten sich einen Stein im Brett gewinnen, wenn er, das Haupt dieses Gesindels, sich selbst ausliefert."

Dieſer letztere Gedanke tröſtete den jungen Goldſchmied. Freudig bewegt und doch wieder voll banger Beſorgniß über das Gelingen des Planes durchlebten ſie die nächſten Stunden. Es war ſchon dunkel, als der Hauptmann auf einen Augenblick in die Hütte trat, einen Bündel Kleider niederlegte und ſprach: „Frau Gräfin, um unſere Flucht zu erleichtern, müßt Ihr nothwendig dieſe Männerkleidung anlegen. Machet Euch fertig. In einer Stunde treten wir den Marſch an.“ Nach dieſen Worten verließ er die Gefangenen und der Jäger hatte Mühe, nicht laut zu lachen. „Das wäre nun die zweite Verkleidung,“ rief er, „und ich wollte ſchwören, dieſe ſteht Euch noch beſſer als die erſte!“

Sie öffneten den Bündel und fanden ein hübſches Jagdkleid mit allem Zubehör, das Felix trefflich paßte. Nachdem er ſich gerüſtet, wollte der Jäger die Kleider der Gräfin in einen Winkel der Hütte werfen, Felix gab es aber nicht zu, er legte ſie zu einem kleinen Bündel zuſammen und äußerte, er wolle die Gräfin bitten, ſie ihm zu ſchenken, und ſie dann ſein ganzes Leben hindurch zum Andenken an dieſe merkwürdigen Tage aufbewahren.

Endlich kam der Hauptmann. Er war vollſtändig bewaffnet und brachte dem Jäger die Büchſe, die man ihm abgenommen und ein Pulverhorn. Auch dem Studenten gab er eine Flinte, und Felix reichte er einen Hirſchfänger, mit der Bitte, ihn auf den Fall der Noth umzuhängen. Es war ein Glück für die drei, daß es ſehr dunkel war, denn leicht hätten die leuchtenden Blicke, womit Felix dieſe Waffe empfing, dem Räuber ſeinen

wahren Stand verrathen können. Als ſie behutſam aus der Hütte getreten waren, bemerkte der Jäger, daß der gewöhnliche Poſten an der Hütte diesmal nicht beſetzt ſey. So war es möglich, daß ſie unbemerkt an den Hütten vorbeiſchleichen konnten, doch ſchlug der Hauptmann nicht den gewöhnlichen Pfad ein, der aus der Schlucht in den Wald hinaufführte, ſondern er näherte ſich einem Felſen, der ganz ſenkrecht, und wie es ſchien, unzugänglich vor ihnen lag. Als ſie dort angekommen waren, machte der Hauptmann auf eine Strickleiter aufmerkſam, die an dem Felſen herabgeſpannt war. Er warf ſeine Büchſe auf den Rücken und ſtieg zuerſt hinan, dann rief er der Gräfin zu, ihm zu folgen, und bot ihr die Hand zur Hülfe, der Jäger ſtieg zuletzt herauf. Hinter dieſem Felſen zeigte ſich ein Fußpfad, den ſie einſchlugen und raſch vorwärts gingen.

„Dieſer Fußpfad," ſprach der Hauptmann, „führt nach der Aſchaffenburger Straße. Dorthin wollen wir uns begeben, denn ich habe genau erfahren, daß Ihr Gemahl, der Graf, ſich gegenwärtig dort aufhält."

Schweigend zogen ſie weiter; der Räuber immer voran, die drei andern dicht hinter ihm. Nach drei Stunden hielten ſie an; der Hauptmann lud Felix ein, ſich auf einen Baumſtamm zu ſetzen, um auszuruhen. Er zog Brod, eine Feldflaſche mit altem Wein hervor und bot es den Ermüdeten an. „Ich glaube, wir werden, ehe eine Stunde vergeht, auf den Cordon ſtoßen, den das Militär durch den Wald gezogen hat. In dieſem Fall bitte ich Sie, mit dem Anführer der

Soldaten zu ſprechen und gute Behandlung für mich zu verlangen."

Felix ſagte auch dies zu, obwohl er ſich von ſeiner Fürſprache geringen Erfolg verſprach. Sie ruhten noch eine halbe Stunde und brachen dann auf. Sie mochten etwa wieder eine Stunde gegangen ſeyn und näherten ſich ſchon der Landſtraße; der Tag fing an heraufzukommen, und die Dämmerung verbreitete ſich ſchon im Wald, als ihre Schritte plötzlich durch ein lautes: „Halt! Steht!" gefeſſelt wurden. Sie hielten, und fünf Soldaten rückten gegen ſie vor und bedeuteten ihnen, ſie müßten folgen und vor dem kommandirenden Major ſich über ihre Reiſe ausweiſen. Als ſie noch etwa fünfzig Schritte gegangen waren, ſahen ſie links und rechts im Gebüſch Gewehre blitzen, eine große Schaar ſchien den Wald beſetzt zu haben. Der Major ſaß mit mehreren Offizieren und andern Männern unter einer Eiche. Als die Gefangenen vor ihn gebracht wurden und er eben anfangen wollte, ſie zu examiniren über das „woher" und „wohin," ſprang einer der Männer auf und rief: „Mein Gott, was ſehe ich, das iſt ja Gottfried, unſer Jäger!" „Ja wohl, Herr Amtmann!" antwortete der Jäger mit freudiger Stimme, „da bin ich, und wunderbar gerettet aus der Hand des ſchlechten Geſindels."

Die Offiziere erſtaunten, ihn hier zu ſehen, der Jäger aber bat den Major und den Amtmann, mit ihm auf die Seite zu treten, und erzählte in kurzen Worten, wie ſie gerettet worden und wer der vierte ſey, welcher ſie begleitete.

Erfreut über dieſe Nachricht, traf der Major ſogleich ſeine Maßregeln, den wichtigen Gefangenen weiter transportiren zu laſſen, den jungen Goldſchmied aber führte er zu ſeinen Kameraden, ſtellte ihn als den heldenmüthigen Jüngling vor, der die Gräfin durch ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart gerettet habe, und alle ſchüttelten Felix freudig die Hand, lobten ihn und konnten nicht ſatt werden, ſich von ihm und den andern ihre Schickſale erzählen zu laſſen.

Indeſſen war es völlig Tag geworden. Der Major beſchloß, die Befreiten ſelbſt bis in die Stadt zu begleiten; er ging mit ihnen und dem Amtmann der Gräfin in das nächſte Dorf, wo ſein Wagen ſtand, und dort mußte ſich Felix zu ihm in den Wagen ſetzen; der Jäger, der Student, der Amtmann und viele andere Leute ritten vor und hinter ihnen, und ſo zogen ſie im Triumph der Stadt zu. Wie ein Lauffeuer hatte ſich das Gerücht von dem Ueberfall in der Waldſchenke, von der Aufopferung des jungen Goldarbeiters in der Gegend verbreitet, und eben ſo reißend ging jetzt die Sage von ſeiner Befreiung von Mund zu Mund. Es war daher nicht zu verwundern, daß in der Stadt, wohin ſie zogen, die Straßen gedrängt voll Menſchen ſtanden, die den jungen Helden ſehen wollten. Alles drängte ſich zu, als der Wagen langſam hereinfuhr. „Das iſt er!“ riefen ſie, „ſeht ihr ihn dort im Wagen neben dem Offizier; es lebe der brave Goldſchmiedsjunge!“ und ein tauſendſtimmiges „Hoch!“ füllte die Lüfte.

Felix war beſchämt, gerührt von der rauſchenden Freude der Menge. Aber noch ein rührenderer Anblick

ſtand ihm auf dem Rathhauſe der Stadt bevor. Ein Mann von mittleren Jahren, in reichen Kleidern, empfing ihn an der Treppe und umarmte ihn mit Thränen in den Augen. „Wie kann ich dir vergelten, mein Sohn!“ rief er, „du haſt mir viel gegeben, als ich nahe daran war, unendlich viel zu verlieren! du haſt mir die Gattin, meinen Kindern die Mutter gerettet, denn ihr zartes Leben hätte die Schrecken einer ſolchen Gefangenſchaft nicht ertragen.“ Es war der Gemahl der Gräfin, der dieſe Worte ſprach. So ſehr ſich Felix ſträuben mochte, einen Lohn für ſeine Aufopferung zu beſtimmen, ſo unerbittlich ſchien der Graf darauf beſtehen zu wollen. Da fiel dem Jüngling das unglückliche Schickſal des Räuberhauptmanns ein; er erzählte, wie er ihn gerettet, wie dieſe Rettung eigentlich der Gräfin gegolten habe. Der Graf, gerührt nicht ſowohl von der Handlung des Hauptmanns, als von dem neuen Beweis einer edeln Uneigennützigkeit, den Felix durch die Wahl ſeiner Bitte ablegte, verſprach das Seinige zu thun, um den Räuber zu retten.

Noch an demſelben Tag aber führte der Graf, begleitet von dem wackern Jäger, den jungen Goldſchmied nach ſeinem Schloſſe, wo die Gräfin, noch immer beſorgt wegen des Schickſals des jungen Mannes, der ſich für ſie geopfert, ſehnſuchtsvoll auf Nachrichten wartete. Wer beſchreibt ihre Freude, als ihr Gemahl, den Retter an der Hand, in ihr Zimmer trat? Sie fand kein Ende, ihn zu befragen, ihm zu danken; ſie ließ ihre Kinder herbeibringen und zeigte ihnen den hochherzigen Jüngling, dem ihre Mutter ſo unendlich

viel verdanke, und die Kleinen faßten seine Hände, und der zarte Sinn ihres kindlichen Dankes, ihre Versicherungen, daß er ihnen nach Vater und Mutter auf der ganzen Erde der Liebste sey, waren ihm die schönste Entschädigung für manchen Kummer, für die schlaflosen Nächte in der Hütte der Räuber.

Als die ersten Momente des frohen Wiedersehens vorüber waren, winkte die Gräfin einem Diener, welcher bald darauf jene Kleider und das wohlbekannte Ränzchen herbeibrachte, welches Felix der Gräfin in der Waldschenke überlassen hatte. „Hier ist alles," sprach sie mit gütigem Lächeln, „was Ihr mir in jenen furchtbaren Augenblicken gegeben; es ist der Zauber, womit Ihr mich umhüllt habt, um meine Verfolger mit Blindheit zu schlagen. Es steht Euch wieder zu Diensten, doch will ich Euch den Vorschlag machen, diese Kleider, die ich zum Andenken an Euch aufbewahren möchte, mir zu überlassen, und zum Tausch dafür die Summe anzunehmen, welche die Räuber zum Lösegeld für mich bestimmten."

Felix erschrack über die Größe dieses Geschenkes; sein edler Sinn sträubte sich, einen Lohn für das anzunehmen, was er aus freiem Willen gethan. „Gnädige Gräfin," sprach er bewegt, „ich kann dies nicht annehmen. Die Kleider sollen Euer seyn, wie Ihr es befehlet; jedoch die Summe, von der Ihr sprechet, kann ich nicht annehmen. Doch weil ich weiß, daß Ihr mich durch irgend etwas belohnen wollet, so erhaltet mir Eure Gnade statt anderen Lohnes, und sollte ich in den Fall kommen, Eurer Hülfe zu bedürfen, so dürft Ihr darauf rechnen, daß ich Euch darum bitten werde." Noch lange

drang man in den jungen Mann, aber nichts konnte seinen Sinn ändern. Die Gräfin und ihr Gemahl gaben endlich nach, und schon wollte der Diener die Kleider und das Ränzchen wieder wegtragen, als Felix sich an das Geschmeide erinnerte, das er im Gefühl so vieler freudigen Scenen ganz vergessen hatte.

„Halt!“ rief er, „nur etwas müßt Ihr mir noch aus meinem Ränzchen zu nehmen erlauben, gnädige Frau, das Uebrige ist dann ganz und völlig Euer.“

„Schaltet nach Belieben,“ sprach sie; „obgleich ich gerne alles zu Eurem Gedächtniß behalten hätte, so nehmet nur, was Ihr etwa davon nicht entbehren wollet. Doch, wenn man fragen darf, was liegt Euch denn so sehr am Herzen, daß Ihr es mir nicht überlassen möget?“

Der Jüngling hatte während dieser Worte sein Ränzchen geöffnet und ein Kästchen von rothem Saffian herausgenommen. „Was mein ist, könnet Ihr alles haben,“ erwiederte er lächelnd, „doch dies gehört meiner lieben Frau Pathin; ich habe es selbst gefertigt und muß es ihr bringen. Es ist ein Schmuck, gnädige Frau,“ fuhr er fort, indem er das Kästchen öffnete und ihr hinbot; „ein Schmuck, an welchem ich mich selbst versucht habe.“

Sie nahm das Kästchen; aber nachdem sie kaum einen Blick darauf geworfen, fuhr sie betroffen zurück.

„Wie? diese Steine!“ rief sie, „und für Eure Pathin sind sie bestimmt, sagtet Ihr?“

„Ja wohl,“ antwortete Felix, „meine Frau Pathin hat mir die Steine geschickt, ich habe sie gefaßt und bin auf dem Wege, sie selbst zu überbringen.“

Gerührt ſah ihn die Gräfin an; Thränen drangen aus ihren Augen. „So biſt du Felix Perner aus Nürnberg?“ rief ſie.

„Ja wohl! aber woher wißt Ihr ſo ſchnell meinen Namen?“ fragte der Jüngling und ſah ſie beſtürzt an.

„O wundervolle Fügung des Himmels!“ ſprach ſie gerührt zu ihrem ſtaunenden Gemahl, „das iſt ja Felix, unſer Pathchen,“ der Sohn unſerer Kammerfrau Sabine! Felix! ich bin es ja, zu der du kommen wollteſt; ſo haſt du deine Pathin gerettet, ohne es zu wiſſen.“

„Wie? ſeyd denn Ihr die Gräfin Sandau, die ſo viel an mir und meiner Mutter gethan? und dies iſt das Schloß Maienburg, wohin ich wandern wollte? Wie danke ich dem gütigen Geſchick, das mich ſo wunderbar mit Euch zuſammentreffen ließ; ſo hab ich Euch doch durch die That, wenn auch in geringem Maaß, meine große Dankbarkeit bezeigen können!“

„Du haſt mehr an mir gethan,“ erwiederte ſie, als ich je an dir hätte thun können; doch ſo lange ich lebe will ich dir zu zeigen ſuchen, wie unendlich viel wir alle dir ſchuldig ſind. Mein Gatte ſoll dein Vater, meine Kinder deine Geſchwiſter, ich ſelbſt will deine treue Mutter ſeyn, und dieſer Schmuck, der dich zu mir führte in der Stunde der höchſten Noth, ſoll meine beſte Zierde werden, denn er wird mich immer an dich und deinen Edelmuth erinnern.“

So ſprach die Gräfin und hielt Wort. Sie unterſtützte den glücklichen Felix auf ſeinen Wanderungen reichlich. Als er zurückkam als ein geſchickter Arbeiter

in seiner Kunst, kaufte sie ihm in Nürnberg ein Haus, richtete es vollständig ein, und ein nicht geringer Schmuck in seinem besten Zimmer waren schön gemalte Bilder, welche die Scenen in der Waldschenke und Felix Leben unter den Räubern vorstellten.

Dort lebte Felix als ein geschickter Goldarbeiter, der Ruhm seiner Kunst verband sich mit der wunderbaren Sage von seinem Heldenmuth und verschaffte ihm Kunden im ganzen Reiche. Viele Fremde, wenn sie durch die schöne Stadt Nürnberg kamen, ließen sich in die Werkstatt des berühmten Meister Felix führen, um ihn zu sehen, zu bewundern, wohl auch ein schönes Geschmeide bei ihm zu bestellen. Die angenehmsten Besuche waren ihm aber der Jäger, der Zirkelschmied, der Student und der Fuhrmann. So oft der letztere von Würzburg nach Fürth fuhr, sprach er bei Felix ein; der Jäger brachte ihm beinahe alle Jahr Geschenke von der Gräfin, der Zirkelschmied aber ließ sich, nachdem er in allen Ländern umhergewandert war, bei Meister Felix nieder. Eines Tages besuchte sie auch der Student. Er war indessen ein bedeutender Mann im Staat geworden, schämte sich aber nicht, bei Meister Felix und dem Zirkelschmied ein Abendessen zu verzehren. Sie erinnerten sich an alle Scenen der Waldschenke, und der ehemalige Student erzählte, er habe den Räuberhauptmann in Italien wieder gesehen; er habe sich gänzlich gebessert und diene als braver Soldat dem König von Neapel.

Felix freute sich, als er dies hörte. Ohne diesen Mann wäre er zwar vielleicht nicht in jene gefährliche

Lage gekommen, aber ohne ihn hätte er ſich auch nicht aus Räuberhand befreien können. Und ſo geſchah es, daß der wackere Meiſter Goldſchmied nur friedliche und freundliche Erinnerungen hatte, wenn er zurückdachte an das Wirthshaus im Speſſart.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

MEMOIREN DES SATANS.

W. Hauffs

ſämmtliche Werke.

Ausgabe in 10 Bänden

mit Stahlſtichen.

Sechster Band.

Stuttgart,

Friedrich Brodhag'ſche Buchhandlung.

1837.

JNE

Gedruckt in der Fr. Brobhag'schen Buchdruckerei.

Mittheilungen

aus den

Memoiren des Satan.

Erſter Theil.

Einleitung.

Erſtes Kapitel.

Der Herausgeber macht eine intereſſante Bekanntſchaft.

Wer wie der Herausgeber und Ueberſetzer vorliegender merkwürdiger Aktenſtücke in den letzten Tagen des Septembers 1822 in Mainz war und in dem ſchönen Gaſthof zu den drei Reichskronen logirte, wird gewiß dieſe Tage nicht unter die verlorenen ſeines Lebens rechnen.

Es vereinigte ſich damals alles, um das Gaſthofleben, ſonſt nicht gerade das angenehmſte, das man führen kann, angenehm zu machen. Feine Weine, gute Tafel, ſchöne Zimmer hätte man auch ſonſt wohl dort gefunden, ſeltener, gewiß ſehr ſelten ſo ausgeſuchte Geſellſchaft. Ich erinnere mich nicht, jemals in meinem Leben, weder vor- noch nachher einen meiner damaligen Tiſch- und Hausgenoſſen geſehen zu haben, und dennoch ſchlang ſich in jenen glücklichen Tagen ein ſo zartes enges Band der Geſelligkeit um uns, wie ich es unter Fremden, deren keiner den andern kannte oder ſeine

näheren Verhältniſſe zu wiſſen wünſchte, nie für möglich gehalten hätte.

Der ſchöne Herbſt von 1822, mit ſeiner erfreulichen Ausſicht, dieſer Herbſt, am Rhein genoſſen, mag allerdings zu dieſer ruhigen Heiterkeit des Gemüths, zu dieſem Hingeben jedes einzelnen für die Geſellſchaft beigetragen haben; aber nicht mit Unrecht glaube ich dieſe Erſcheinung einem ſonderbaren, mir nachher höchſt merkwürdigen Mann zuſchreiben zu müſſen.

Ich war ſchon beinahe anderthalb Tage in den drei Reichskronen vor Anker gelegen; hätte mich nicht ein Freund, den ich ſeit langen Jahren nicht geſehen hatte, auf den fünfundzwanzigſten oder dreißigſten beſtellt, ich wäre nicht mehr länger geblieben, denn die ſchrecklichſte Langeweile peinigte mich. Die Geſellſchaft im Hauſe war anſtändig, freundlich ſogar, aber kalt; man ließ einander an der Seite liegen, wenig bekümmert um das Wohl oder das Weh des Nachbars; wie man einander die ſchönen geſchmorten Fiſche, den feinen Braten oder die Salatière darzubieten habe, wußte jeder, „aber das Genie, ich meine den Geiſt,“ wies ſich nicht gehörig an der Tafel, noch weniger nachher aus.

Ich ſah eines Nachmittags aus meinem Fenſter auf den freien Platz vor dem Hotel herab, und dachte nach über meine Forderungen an die Menſchen überhaupt und an die Gaſthofmenſchen (worunter ich nicht Wirth und Kellner allein verſtand) insbeſondere, da raſſelte ein Reiſewagen über das Steinpflaſter der engen Seitenſtraße und hielt gerade unter meinem Fenſter.

Der geschmackvolle Bau des Wagens ließ auf eine elegante Herrschaft schließen; sonderbar war es übrigens, daß weder auf dem Bock, noch hinten im Capriolet ein Diener saß, was doch eigentlich zu den vier Postpferden, mit welchen der Wagen bespannt war, nothwendig gepaßt hätte.

„Vielleicht ein kranker Herr, den sie aus dem Wagen tragen müssen," dachte ich und richtete die Lorgnette genau auf die Hand des großen stattlichen Oberkellners, der den Schlag öffnete.

„Zimmer vakant?" rief eine tiefe wohltönende Männerstimme.

„So viele Euer Gnaden befehlen," war die Antwort des Giganten.

Eine große schlanke Gestalt schlüpfte schnell aus dem Wagen und trat in die Halle.

„Nro. 12 und 13!" rief die gebietende Stimme des Oberkellners, und Jean und Georg flogen im Wettlauf die Treppe hinan.

Die Wagenthüre war offen geblieben, aber noch immer wollte kein zweiter herausſteigen.

Der Oberkellner stand verwundert am Wagen, zweimal hatte er hineingesehen und immer dabei mit dem Kopf geschüttelt.

„Bst, Herr Oberkellner, auf ein Wort!" rief ich hinab, „wer war denn —"

„Werde gleich die Ehre haben," antwortete der Gefällige und trat bald darauf in mein Zimmer.

„Eine sonderbare Erscheinung," sagte ich zu ihm; „ein schwerer Wagen mit vier Pferden und nur ein einzelner Herr ohne alle Bedienung."

„Gegen alle Regel und Erfahrung," verſicherte jener, „ganz ſonderbar, ganz ſonderbar; jedoch der Poſtillon verſicherte, es ſey ein Guter, denn er gab immer zwei Thaler ſchon ſeit acht Stationen. Vielleicht ein Engländer von Profeſſion, die haben alle etwas Apartes."

„Wiſſen ſie den Namen nicht?" fragte ich neugieriger, als es ſich ſchickte.

„Wird erſt beim Souper auf die Schiefertafel geſchrieben," antwortete jener; „haben der Herr Doktor ſonſt noch etwas?" —

Ich wußte zu meinem Verdruß im Augenblicke nichts; er ging und ließ mich mit meinen Conjekturen über den Einſamen im achtſitzigen Wagen allein.

Als ich Abends zur Tafel hinabging, ſchlüpfte der Kellner an mir vorüber, eine ungeheure Schiefertafel in der Hand. Er wurde mich kaum gewahr, als er in einer Hand ein Licht, in der andern die Tafel, vor mich hintrat, mir ſolche präſentirend.

„v. Natas, Particulier," ſtand aufgeſchrieben. „Hat er noch keine Bedienung?" fragte ich.

„Nein," war die Antwort, „er hat zwei Lohnlakaien angenommen, die ihn aber weder aus- noch ankleiden dürfen.

Als ich in den Speiſeſaal trat, hatte ſich die Geſellſchaft ſchon niedergelaſſen, ich eilte ſtill an meinen Stuhl, gegenüber ſaß Herr v. Natas.

Hatte dieſer Mann ſchon vorher meine Neugierde erregt, ſo wurde er mir jetzt um ſo intereſſanter, da ich ihn in der Nähe ſah.

Das Geſicht war ſchön, aber bleich, Haar, Auge und der volle Bart von glänzendem Schwarz, die weißen Zähne, von den fein geſpaltenen Lippen oft enthüllt, wetteiferten mit dem Schnee der blendend weißen Wäſche. War er alt? war er jung? man konnte es nicht beſtimmen; denn bald ſchien ſein Geſicht mit ſeinem pikanten Lächeln, das ganz leiſe in dem Mundwinkel anfängt und wie ein Wölkchen um die fein gebogene Naſe zu dem muthwilligen Auge hinauf zieht, früh gereifte und unter dem Sturm der Leidenſchaften verblühte Jugend zu verrathen; bald glaubte man einen Mann von ſchon vorgerückten Jahren vor ſich zu haben, der durch eifriges Studium einer reichen Toilette ſich zu conſerviren weiß.

Es gibt Köpfe, Geſichter, die nur zu einer Körperform paſſen und ſonſt zu keiner andern. Man werfe mir nicht vor, daß es Sinnentäuſchung ſey, daß das Auge ſich ſchon zu ſehr an dieſe Form, wie ſie die Natur gegeben, gewöhnt habe, als daß es ſich eine andere Miſchung denken könnte. Dieſer Kopf konnte nie auf einem unterſetzten wohlbeleibten Körper ſitzen, er durfte nur die Krone einer hohen, ſchlanken, zart gebauten Geſtalt ſeyn. So war es auch, und die gedankenſchnelle Bewegung der Geſichtsmuskeln, wie ſie in leichtem Spott um den Mund, im tiefen Ernſt um die hohe Stirne ſpielen, drückte ſich auch in dem Körper durch die würdige, aber bequeme Haltung, durch die ſchnelle runde, beinahe zierliche Bewegung der Arme, überhaupt in dem leichten königlichen Anſtande des Mannes aus.

So war Herr von Natas, der mir gegenüber an der Abendtafel ſaß. Ich hatte während der erſten Gänge

Muße genug, dieſe Bemerkungen zu machen, ohne dem intereſſanten vis-à-vis durch neugieriges Anſtarren beſchwerlich zu fallen. Der neue Gaſt ſchien übrigens noch mehrere Beobachtungen zu veranlaſſen, denn von dem obern Ende der Tafel waren dieſen Abend die Brillen mehrerer Damen in immerwährender Bewegung, mich und meine Nachbarn hatten ſie über dem Mittageſſen höchſtens mit bloßem Auge gemuſtert.

Das Deſſert wurde aufgetragen, der Direktor der vorzüglichen Tafelmuſik ging umher, ſeinen wohlverdienten Lohn einzuſammeln. Er kam an den Fremden. Dieſer warf einen Thaler unter die kleine Münzenſammlung und flüſterte dem überraſchten Sammler etwas ins Ohr. Mit drei tiefen Bücklingen ſchien dieſer zu bejahen und zu verſprechen, und ſchritt eilig zu ſeiner Kapelle zurück. Die Inſtrumente wurden aufs neue geſtimmt.

Ich war geſpannt, was jener wohl gewählt haben könnte; der Direktor gab das Zeichen, und gleich in den erſten Takten erkannte ich die herrliche Polonaiſe von Oſinsky. Der Fremde lehnte ſich nachläſſig in ſeinen Stuhl zurück, er ſchien nur der Muſik zu gehören; aber bald bemerkte ich, daß das dunkle Auge unter den langen ſchwarzen Wimpern raſtlos umherlief, es war offenbar, er muſterte die Geſichter der Anweſenden, und den Eindruck, den die herrliche Polonaiſe auf ſie machte.

Wahrlich! dieſer Zug ſchien mir einen geübten Menſchenkenner zu verrathen. Zwar wäre der Schluß unrichtig, den man ſich aus der wärmern oder kältern Theilnahme an dem Reich der Töne auf die größere

oder geringere Empfänglichkeit des Gemüths für das Schöne und Edle ziehen wollte; heult ja doch auch selbst der Hund bei den sanften Tönen der Flöte, das Pferd dagegen spitzt die Ohren bei dem muthigen Schmettern der Trompeten, stolzer hebt es den Nacken und sein Tritt ist fester und straffer.

Aber dennoch konnte man nichts Unterhaltenderes sehen, als die Gesichter der verschiedenen Personen bei den schönsten Stellen des Stückes; ich machte dem Fremden mein Kompliment über die glückliche Wahl dieser Musik, und schnell hatte sich zwischen uns ein Gespräch über die Wirkung der Musik auf diese oder jene Charaktere entsponnen.

Die übrigen Gäste hatten sich indessen verlaufen, nur einige, die in der Ferne auf unser Gespräch gelauscht hatten, rückten nach und nach näher. Mitternacht war herangekommen, ohne daß ich wußte wie; denn der Fremde hatte uns so tief in alle Verhältnisse der Menschen, in alle ihre Neigungen und Triebe hineinblicken lassen, daß wir uns stille gestehen mußten, nirgends so tiefgedachte, so überraschende Schlüsse gehört oder gelesen zu haben.

Von diesem Abend an ging uns ein neues Leben in den drei Reichskronen auf. Es war als habe die Freude selbst ihren Einzug bei uns gehalten, und feiere jetzt ihre heiligsten Festtage; Gäste, die sich nie hätten einfallen lassen, länger als eine Nacht hier zu bleiben, schlossen sich an den immer größer werdenden Zirkel an, und vergaßen, daß nfieuter Menschen sich befinden, die der Zufall aus allen Weltgegenden zusammengeschneit

hatte. Und Natas, dieſes ſeltſame Weſen, war die Seele des Ganzen. Er war es, der ſich, ſobald er ſich nur erſt mit ſeinen nächſten Tiſchnachbarn bekannt gemacht hatte, zum **Maître de plaisir** hergab. Er veranſtaltete Feſte, Ausflüge in die herrliche Gegend und erwarb ſich den innigen Dank eines jeden. Hatte er aber ſchon durch die ſinnreiche Auswahl des Vergnügens ſich alle Herzen gewonnen, ſo war dies noch mehr der Fall, wenn er die Converſation führte.

Jenes ergötzliche Mährchen von dem Hörnchen des Oberon ſchien ins Leben getreten zu ſeyn; denn Natas durfte nur die Lippen öffnen, ſo fühlte jeder zuerſt die lieblichſten Saiten ſeines Herzens angeſchlagen, auf leichten Schwingen ſchwirrte dann das Geſpräch um die Tafel, muthwilliger wurden die Scherze, kühner die Blicke der Männer, ſchalkhafter das Kichern der Damen, und endlich rauſchte die Rede in ſo feſſelloſen Strömen, daß man nachher wenig mehr davon wußte, als daß man ſich göttlich amüſirt habe.

Und dennoch war der Zauberer, der dieſe Luſt herauf beſchwor, weit entfernt, je ins Rohe, Gemeine hinüberzuſpielen. Er griff irgend einen Gegenſtand, eine Tagesneuigkeit auf, erzählte Anekdoten, ſpielte das Geſpräch geſchickt weiter, wußte jedem ſeine tiefſte Eigenthümlichkeit zu entlocken und ergötzte durch ſeinen lebhaften Witz, durch ſeine warme Darſtellung, die durch alle Schattirungen, von dem tiefſten Gefühl der Wehmuth, bis hinauf an jene Ausbrüche der Laune ſtreifte, welche in dem ſinnlichſten, reizendſten Koſtüm auf der feinen Grenze des Anſtandes gaukeln.

Manchmal ſchien es zwar, es möchte weniger gefährlich geweſen ſeyn, wenn er dem Heiligen, das er antaſtete, geradezu Hohn geſprochen, das Zarte, das er benagte, geradezu zerriſſen hätte; jener zarte geheimnißvolle Schleier, mit welchem er dies oder jenes verhüllte, reizte nur zu dem lüſternen Gedanken, tiefer zu blicken, und das übrige Spiel der Phantaſie gewann in manchem Köpfchen unſrer ſchönen Damen nur noch mehr Raum; aber man konnte ihm nicht zürnen, nicht widerſprechen; ſeine glänzenden Eigenſchaften riſſen unwiderſtehlich hin, ſie umhüllten die Vernunft mit ſüßem Zauber, und ſeine kühnen Hypotheſen ſchlichen ſich als Wahrheit in das unbewachte Herz.

Zweites Kapitel.

Der ſchauerliche Abend.

So hatte der geniale Fremdling mich und zwölf bis fünfzehn Herren und Damen in einen tollen Strudel der Freude geriſſen. Beinahe alle waren ohne Zweck in dieſem Haus, und doch wagte keiner, den Gedanken an die Abreiſe ſich auch nur entfernt vorzuſtellen. Im Gegentheil, wenn wir Morgens lange ausgeſchlafen, Mittags lange getafelt, Abends lange geſpielt und Nachts lange getrunken, geſchwatzt und gelacht hatten, ſchien der Zauber, der uns an dieſes Haus band, nur eine neue Kette um den Fuß geſchlungen zu haben.

Doch es ſollte anders werden, vielleicht zu unſerm Heil. An dem ſechsten Tage unſeres Freudenreiches,

einem Sonntag, war unſer Herr v. Natas im ganzen Gaſthof nicht zu finden. Die Kellner entſchuldigten ihn mit einer kleinen Reiſe; er werde vor Sonnenuntergang nicht kommen, aber zum Thee, zur Nachttafel unfehlbar da ſeyn.

Wir waren ſchon ſo an den Unentbehrlichen gewöhnt, daß uns dieſe Nachricht ganz betreten machte, es war uns, als würden uns die Flügel zuſammengebunden und man befehle uns, zu fliegen.

Das Geſpräch kam, wie natürlich, auf den Abweſenden und auf ſeine auffallende glänzende Erſcheinung. Sonderbar war es, daß es mir nicht aus dem Sinne kommen wollte, ich habe ihn, nur unter einer andern Geſtalt, ſchon früher einmal auf meinem Lebenswege begegnet; ſo abgeſchmackt auch der Gedanke war, ſo unwiderſtehlich drängte er ſich mir immer wieder auf. Aus früheren Jahren her erinnerte ich mich nämlich eines Mannes, der in ſeinem Weſen, in ſeinem Blick hauptſächlich, große Aehnlichkeit mit ihm hatte. Jener war ein fremder Arzt, beſuchte nur hie und da meine Vaterſtadt, und lebte dort immer von Anfang ſehr ſtill, hatte aber bald einen Kreis von Anbetern um ſich verſammelt. Die Erinnerung an jenen Menſchen war mir übrigens fatal, denn man behauptete, daß, ſo oft er uns beſucht habe, immer ein bedeutendes Unglück erfolgt ſey, aber dennoch konnte ich den Gedanken nicht los werden, Natas habe die größte Aehnlichkeit mit ihm, ja es ſey eine und dieſelbe Perſon.

Ich erzählte meinen Tiſchnachbarn den unabläſſig mich verfolgenden Gedanken und die unangenehme

Vergleichung eines mir so grausenhaften Wesens, wie der Fremde in meiner Vaterstadt war, mit unserm Freunde, der so ganz meine Achtung und Liebe sich erworben hatte; aber noch unglaublicher klingt es vielleicht, wenn ich versichere, daß meine Nachbarn ganz den nämlichen Gedanken hatten; auch sie glaubten unter einer ganz andern Gestalt unsern geistreichen Gesellschafter gesehen zu haben.

„Sie könnten einem ganz bange machen," sagte die Baronin von Thingen, die nicht weit von mir saß, „Sie wollen unsern guten Natas am Ende zum ewigen Juden oder, Gott weiß, zu was sonst noch machen!"

Ein kleiner, ältlicher Herr, Professor in T., der seit einigen Tagen sich auch an unsere Gesellschaft angeschlossen, und immer still vergnügt, hie und da etwas weinselig, mitlebte, hatte während unserer „vergleichenden Anatomie," wie er es nannte, still vor sich hingelächelt und mit kunstfertiger Schnelligkeit seine ovale Dose zwischen den Fingern umgedreht, daß sie wie ein Rad anzusehen war.

„Ich kann mit meiner Bemerkung nicht mehr länger hinter dem Berge halten," brach er endlich los, „wenn Sie erlauben, Gnädigste, so halte ich ihn nicht gerade für den ewigen Juden, aber doch für einen ganz absonderlichen Menschen. So lange er zugegen war, wollte wohl hie und da der Gedanke in mir aufblitzen: den hast du schon gesehen, wo war es doch? aber wie durch Zauber krochen diese Erinnerungen zurück, wenn er mich mit dem schwarzen umherspringenden Auge erfaßte."

„So war es mir gerade auch! mir auch! mir auch!“ riefen wir alle verwundert.

„Hm! he, hm!“ lachte der Profeſſor. „Jetzt fällt es mir aber von den Augen wie Schuppen, daß es niemand iſt als der, den ich ſchon vor zwölf Jahren in Stuttgart geſehen habe.

„Wie, Sie haben ihn geſehen und in welchen Verhältniſſen?“ fragte Frau von Thingen eifrig, und erröthete bald über den allzugroßen Eifer, den ſie verrathen hatte.

Der Profeſſor nahm eine Priſe, klopfte den Jabot aus und begann: „Es mögen nun ungefähr zwölf Jahre ſeyn, als ich wegen eines Prozeſſes einige Monate in Stuttgart zubrachte. Ich wohnte in einem der erſten Gaſthöfe und ſpeiste auch dort gewöhnlich in großer Geſellſchaft an der Wirthstafel. Einmal kam ich nach einigen Tagen, in welchen ich das Zimmer hatte hüten müſſen, zum erſten Mal wieder zu Tiſch. Man ſprach ſehr eifrig über einen gewiſſen Herrn Barighi, der ſeit einiger Zeit die Mittagsgäſte durch ſeinen lebhaften Witz, durch ſeine Gewandtheit in allen Sprachen entzücke; in ſeinem Lob waren alle einſtimmig, nur über ſeinen Charakter war man nicht recht einig, denn die einen machten ihn zum Diplomaten, die andern zu einem Sprachmeiſter, die dritten zu einem hohen Verbannten, wieder andere zu einem Spion. Die Thüre ging auf, man war ſtill, beinahe verlegen, den Streit ſo laut geführt zu haben; ich merkte, daß der Beſprochene ſich eingefunden habe und ſah —

„Nun, ich bitte Sie! denſelben, der uns “—„ denſelben, der uns ſeit einigen Tagen ſo trefflich unterhält. Dies

wäre übrigens gerade nichts übernatürliches, aber hören Sie weiter: zwei Tage ſchon hatte uns Herr Barighi, ſo nannte ſich der Fremde, durch ſeine geiſtreiche Unterhaltung die Tafel gewürzt, als uns einmal der Wirth des Gaſthofs unterbrach: Meine Herren, ſagte der Höfliche, bereiten Sie ſich auf eine köſtliche Unterhaltung, die ihnen morgen zu Theil werden wird, vor; der Herr Oberjuſtizrath Haſentreffer zog heute aus und zieht morgen ein.

„Wir fragten, was dies zu bedeuten habe, und ein alter grauer Hauptmann, der ſchon ſeit vielen Jahren den oberſten Platz in dieſem Gaſthofe behauptete, theilte uns den Schwank mit: Gerade dem Speiſeſaal gegenüber wohnt ein alter Junggeſelle, einſam in einem großen öden Haus; er iſt Oberjuſtizrath außer Dienſt, lebt von einer anſtändigen Penſion und ſoll überdies ein enormes Vermögen beſitzen.

„Derſelbe iſt aber ein kompleter Narr und hat ganz eigene Gewohnheiten, wie z. B. daß er ſich ſelbſt oft große Geſellſchaft gibt, wobei es immer flott hergeht. Er läßt zwölf Couverts aus dem Wirthshaus kommen, ſeine Weine hat er im Keller, und einer oder der andere unſrer Marqueurs hat die Ehre, zu ſerviren. Man denkt vielleicht, er hat allerlei hungrige oder durſtige Menſchen bei ſich? Mit nichten! alte gelbe Stammbuchblätter, auf jedem ein großes Kreuz, liegen auf den Stühlen, dem alten Kauz iſt aber ſo wohl, als wenn er unter den luſtigſten Kameraden wäre; er ſpricht und lacht mit ihnen, und das Ding ſoll ſo greulich anzuſehen ſeyn, daß man immer die neuen Kellner dazu braucht, denn wer

einmal bei einem ſolchen Souper war, geht nicht mehr in das öde Haus.

„Vorgeſtern war wieder ein Souper, und unſer neuer Franz dort ſchwört Himmel und Erde, ihn bringe keine Seele mehr hinüber. Den andern Tag nach dem Gaſtmahl kommt dann die zweite Sonderbarkeit des Oberjuſtizraths. Er fährt Morgens früh aus der Stadt und kehrt erſt den andern Morgen zurück, nicht aber in ſein Haus, das um dieſe Zeit feſt verriegelt und verſchloſſen iſt, ſondern hieher ins Wirthshaus.

„Da thut er dann ganz fremd gegen Leute, welche er das ganze Jahr täglich ſieht, ſpeist zu Mittag, und ſtellt ſich nachher an ein Fenſter und betrachtet ſein Haus gegenüber von oben bis unten.

„Wem gehört das Haus da drüben? fragt er dann den Wirth.

„Pflichtmäßig bückt ſich dieſer jedesmal und antwortet: Dem Herrn Oberjuſtizrath Haſentreffer, Ew. Excellenz aufzuwarten.“

„Aber, Herr Profeſſor, wie hängt denn Ihr toller Haſentreffer mit unſerm Natas zuſammen?“

„Belieben Sie ſich doch zu gedulden, Herr Doktor,“ antwortete jener, „es wird Ihnen gleich wie ein Licht aufgehen. Der Haſentreffer beſchaut alſo das Haus und erfährt, daß es dem Haſentreffer gehöre. Ach, derſelbe, der in Tübingen zu meiner Zeit ſtudirte? fragt er dann, reißt das Fenſter auf, ſtreckt den gepuderten Kopf hinaus, und ſchreit Ha—a—aſentreffer! Ha—a—aſentreffer!

„Natürlich antwortet niemand, er aber ſagt dann: der Alte würde es mir nie vergeſſen, wenn ich nicht

bei ihm einkehrte, nimmt Hut und Stock, schließt sein eigenes Haus auf und so geht es nach wie vor.

„Wir alle," fuhr der Professor in seiner Erzählung fort, „waren sehr erstaunt über diese sonderbare Erscheinung, und freuten uns königlich auf den morgenden Spaß. Herr Barighi aber nahm uns das Versprechen ab, ihn nicht verrathen zu wollen, indem er einen köstlichen Scherz mit dem Oberjustizrath vorhabe.

„Früher als gewöhnlich versammelten wir uns an der Wirthstafel und belagerten die Fenster. Eine alte baufällige Chaise wurde von zwei alten Kleppern die Straße herangeschleppt, sie hielt vor dem Wirthshaus; das ist der Hasentreffer, der Hasentreffer! tönte es von aller Mund, und eine ganz besondere Fröhlichkeit bemächtigte sich unser, als wir das Männlein, zierlich gepudert, mit einem stahlgrauen Röcklein angethan, ein mächtiges Meerrohr in der Hand, aussteigen sahen. Ein Schwanz von wenigstens zehn Kellnern schloß sich ihm an, so gelangte er ins Speisezimmer.

„Man schritt sogleich zur Tafel; ich habe selten so viel gelacht, als damals, denn mit der größten Kaltblütigkeit behauptete der Alte, geraden Weges aus Kassel zu kommen, und vor sechs Tagen in Frankfurt im Schwanen recht gut logirt zu haben. Schon vor dem Dessert mußte Barighi verschwunden seyn, denn als der Oberjustizrath aufstand, und sich auch die übrigen Gäste erwartungsvoll erhoben, war er nirgends mehr zu sehen.

„Der Oberjustizrath stellte sich ans Fenster, wir alle folgten seinem Beispiele und beobachteten ihn. Das

Haus gegenüber ſchien öde und unbewohnt; auf der Thürſchwelle ſproßte Gras, die Jalouſien waren geſchloſſen, zwiſchen einigen ſchienen ſich Vögel eingebaut zu haben.

„Ein hübſches Haus da drüben, begann der Alte zu dem Wirth, der immer in der dritten Stellung hinter ihm ſtand. Wem gehört es? — Dem Oberjuſtizrath Haſentreffer, Euer Excellenz aufzuwarten.

„Ei, das iſt wohl der nämliche, der mit mir ſtudirt hat? rief er aus; der würde mir es nie verzeihen, wenn ich ihm nicht meine Anweſenheit kund thäte. Er riß das Fenſter auf: Haſentreffer — Haſentreffer! ſchrie er mit heiſerer Stimme hinaus. — Aber wer beſchreibt unſern Schrecken, als gegenüber in dem öden Haus, das wir wohl verſchloſſen und verriegelt wußten, ein Fenſterladen langſam ſich öffnete; ein Fenſter that ſich auf und heraus ſchaute der Oberjuſtizrath Haſentreffer im zitzenen Schlafrock und der weißen Mütze, unter welcher wenige graue Löckchen hervorquollen; ſo, gerade ſo pflegte er ſich zu Hauſe zu tragen. Bis auf das kleinſte Fältchen des bleichen Geſichts war der gegenüber der nämliche wie der, der bei uns ſtand. Aber Entſetzen ergriff uns, als der im Schlafrock mit derſelben heiſeren Stimme über die Straße herüber rief: was will man, wem ruft man? he!

„Sind Sie der Herr Oberjuſtizrath Haſentreffer? rief der auf unſerer Seite, bleich wie der Tod, mit zitternder Stimme, indem er ſich bebend am Fenſter hielt.

„Der bin ich! kreiſchte jener und nickte freundlich grinſend mit dem Kopfe; ſteht etwas zu Befehl?

„Ich bin er ja auch! rief der auf unſerer Seite wehmüthig, wie iſt denn dies möglich?

„Sie irren ſich, Wertheſter, ſchrie jener herüber, Sie ſind der dreizehnte; kommen Sie nur ein wenig herüber in meine Behauſung, daß ich Ihnen den Hals umdrehe; es thut nicht weh.

„Kellner, Stock und Hut! rief der Oberjuſtizrath, matt bis zum Tod, und die Stimme ſchlich ihm in kläglichen Tönen aus der hohlen Bruſt herauf. In meinem Haus iſt der Satan, und will meine Seele; — vergnügten Abend, meine Herren! ſetzte er hinzu, indem er ſich mit einem freundlichen Bückling zu uns wandte, und dann den Saal verließ.

„Was war das? fragten wir uns, ſind wir alle wahnſinnig? —

„Der im Schlafrock ſchaute noch immer ganz ruhig zum Fenſter heraus, während unſer gutes altes Närrchen in ſteifen Schritten über die Straße ſtieg. An der Hausthüre zog er einen großen Schlüſſelbund aus der Taſche, riegelte — der im Schlafrock ſah ihm ganz gleichgültig zu, — riegelte die ſchwere knarrende Hausthüre auf und trat ein.

„Jetzt zog ſich auch der andere vom Fenſter zurück, man ſah, wie er dem unſrigen an die Zimmerthüre entgegen ging.

„Unſer Wirth, die zehn Kellner waren alle bleich von Entſetzen und zitterten. Meine Herren, ſagte jener, Gott ſey dem armen Haſentreffer gnädig, denn einer von beiden war der Leibhaftige. — Wir lachten den Wirth aus, und wollten uns ſelbſt bereden, daß es

ein Scherz von Barighi ſey, aber der Wirth verſicherte, es habe niemand in das Haus gehen können, außer mit den überaus künſtlichen Schlüſſeln des Raths, Barighi ſey zehn Minuten, ehe das Gräßliche geſchehen, noch an der Tafel geſeſſen, wie hätte er denn in ſo kurzer Zeit die täuſchende Maske anziehen können, auch vorausgeſetzt, er hätte ſich das fremde Haus zu öffnen gewußt. Die Beiden ſeyen aber einander ſo greulich ähnlich geweſen, daß er, ein zwanzigjähriger Nachbar, den echten nicht hätte unterſcheiden können. Aber um Gotteswillen, meine Herren! hören ſie nicht das gräßliche Geſchrei da drüben?

„Wir ſprangen an die Fenſter, ſchreckliche trauervolle Stimmen tönten aus dem öden Hauſe herüber, einige Mal war es uns, als ſehen wir unſern alten Oberjuſtizrath, verfolgt von ſeinem Ebenbild im Schlafrock, am Fenſter vorbeijagen. Plötzlich aber war alles ſtill.

„Wir ſahen einander an; der Beherzteſte machte den Vorſchlag, hinüber zu gehen; alle ſtimmten überein. Man zog über die Straße, die große Hausglocke an des Alten Haus tönte dreimal, aber es wollte ſich niemand hören laſſen: da fing uns an zu grauen; wir ſchickten nach der Polizei und dem Schloſſer, man brach die Thüre auf, der ganze Strom der Neugierigen zog die breite ſtille Treppe hinauf, alle Thüren waren verſchloſſen; eine ging endlich auf: in einem prachtvollen Zimmer lag der Oberjuſtizrath im zerriſſenen ſtahlfarbigen Röcklein, die zierliche Friſur ſchrecklich zerzaust, todt, erwürgt auf dem Sopha.

„Von Barighi hat man seit dem weder in Stuttgart, noch sonst irgendwo jemals eine Spur gesehen.“

Der Professor hatte seine Erzählung geendet, wir saßen eine gute Weile still und nachdenkend. Das lange Schweigen ward mir endlich peinlich, ich wollte das Gespräch wieder anfachen, aber auf eine andere Bahn bringen, als mir ein Herr von mittleren Jahren in reicher Jagduniform, wenn ich nicht irre, ein Oberforstmeister aus dem Nassauischen, zuvorkam.

„Es ist wohl jedem von uns schon begegnet, daß er unzählige Male für einen andern gehalten wurde, oder auch Fremde für ganz Bekannte anredete, und sonderbar ist es, ich habe diese Bemerkung oft in meinem Leben bestätigt gefunden, daß die Verwechslung weniger bei jenen platten, alltäglichen, nichtssagenden Gesichtern, als bei auffallenden, eigentlich interessanten vorkommt.“

Wir wollten ihm seine Behauptung als ganz unwahrscheinlich verwerfen, aber er berief sich auf die wirklich interessante Erscheinung unseres Natas; „jeder von uns gesteht,“ sagte er, „daß er dem Gedanken Raum gegeben, unsern Freund, nur unter anderer Gestalt, hier oder dort gesehen zu haben, und doch sind seine scharfen Formen, sein gebietender Blick, sein gewinnendes Lächeln ganz dazu gemacht, auf ewig sich ins Gedächtniß zu prägen.“

„Sie mögen so Unrecht nicht haben,“ entgegnete Flaßhof, ein preußischer Hauptmann, der auf die Strafe des Arrestes hin, schon zwei Tage bei uns gezaubert hatte, nach Coblenz in seine Garnison zurückzukehren.

„Sie mögen Recht haben; ich erinnere mich einer Stelle aus den launigen Memoiren des italieniſchen Grafen Gozzi, die ganz für Ihre Behauptung ſpricht. Jedermann, ſagt er, hat den Michele d'Agata gekannt, und weiß, daß er einen Fuß kleiner und wenigſtens um zwei dicker war, als ich, und auch ſonſt nicht die geringſte Aehnlichkeit in Kleidung und Phyſiognomie mit mir gehabt hat. Aber lange Jahre hatte ich beinahe täglich den Verdruß von Sängern, Tänzern, Geigern und Lichtputzern als Herr Michele d'Agata angeredet zu werden und lange Klagen über ſchlechte Bezahlung, Forderungen u. ſ. w. anhören zu müſſen. Selten gingen ſie überzeugt von mir, daß ich nicht Michele d'Agata ſey. Einſt beſuchte ich in Verona eine Dame; das Kammermädchen meldet mich an: Herr Agata. Ich trat hinein und ward als Michele d'Agata begrüßt und unterhalten, ich ging weg und begegnete einem Arzt, den ich wohl kannte; guten Abend, Herr Agata, war ſein Gruß, indem er vorüberging. Ich glaubte am Ende beinahe ſelbſt, ich ſey der Michele d'Agata."

Ich wußte dem guten Hauptmann Dank, daß er uns aus den ängſtigenden Phantaſien, welche die Erzählung des Profeſſors in uns aufgeregt hatte, erlöste. Das Geſpräch floß ruhiger fort, man ſtritt ſich um das Vorrecht ganzer Nationen, einen intereſſanten Geſichterſchnitt zu haben, über den Einfluß des Geiſtes auf die Geſichtszüge überhaupt und auf das Auge insbeſondere, man kam endlich auf Lavater und Conſorten; Materien, die ich hundertmal beſprochen, mochte ich nicht mehr wiederkäuen, ich zog mich in ein Fenſter zurück. Bald

folgte mir der Professor dahin nach, um gleich mir die Gesichter der Streitenden zu betrachten.

„Welch ein leichtsinniges Volk," seufzte er, „ich habe sie jetzt so eben gewarnt und die Hölle ihnen recht heiß gemacht, ja sie wagten in keine Ecke mehr zu sehen, aus Furcht, der Leibhaftige möchte daraus hervorgucken, und jetzt lachen sie wieder und machen tolle Streiche, als ob der Versucher nicht immer umher schliche?"

Ich mußte lachen über die Amtsmiene, die sich der Professor gab; „noch nie habe ich das schöne Talent eines Vesperpredigers an Ihnen bemerkt," sagte ich; „aber Sie setzen mich in Erstaunen durch ihre kühnen Angriffe auf die böse Welt und auf den Argen selbst. Bilden Sie sich denn wirklich ein, dieser harmlose Natas . . ."

„Harmlos nennen Sie ihn?" unterbrach mich der Professor, heftig meine Brust anfassend, „harmlos? Haben Sie denn nicht bemerkt," flüsterte er leiser, „daß alles bei diesem feinen .... Herrn berechneter Plan ist. O, ich kenne meine Leute!"

„Sie setzen mich in Erstaunen, wie meinen Sie denn?"

„Haben Sie nicht bemerkt," fuhr er eifrig fort, „daß der gebildete Herr Oberforstmeister dort mit Leib und Seele sein ist, weil er ihm fünf Nächte hindurch alles Geld abjagte und den Ausgebeutelten gestern Nacht fünfzehnhundert Dukaten gewinnen ließ? Er nennt den abgefeimten Spieler einen Mann von den nobelsten Sentiments und schwört auf Ehre, er müsse über die Hälfte wieder an den Fremden verlieren, sonst

habe er keine Ruhe. — Haben Sie ferner nicht bemerkt, wie er den Oekonomierath gekörnt hat?"

„Ich habe wohl gesehen," antwortete ich, „daß der Oekonomierath, sonst so moros und misanthrop, jetzt ein wenig aufgewacht ist, aber ich habe es dem allgemeinen Einfluß der Gesellschaft zugeschrieben."

„Behüte. Er läuft schon seit zwanzig Jahren in den Gesellschaften umher und wacht doch nicht auf; auf dem Weg ist er, ein Bruder Liederlich zu werden; der Esel reist krank im Lande umher, behauptet, einen großen Wurm im Leib zu haben und macht allen Leuten das Leben sauer mit seinen exorbitanten Behauptungen, und jetzt? jetzt hat ihn dieser Wundermann erwischt, gibt ihm ein Pülverlein, und räth ihm, nicht wie ein anderer vernünftiger Arzt, Diät und Mäßigkeit, sondern er soll seine Jugend, wie er die fünfzig Jahre des alten Wurms nennt, genießen, viel Wein trinken ꝛc., und das et caetera und den Wein benützt er seit vier Tagen ärger als der verlorne Sohn."

„Und darüber können Sie sich ärgern, Herr Professor? Der Mann ist sich und dem Leben wieder geschenkt" —

„Nicht davon spreche ich," entgegnete der Eifrige; „der alte Sünder könnte meinetwegen heute noch abfahren, sondern daß er sich dem nächsten besten Charlatan anvertraut und sich also ruiniren muß; ich habe ihn vor acht Jahren in der Kur gehabt, und es besserte sich schon zusehends."

Der Eifer des guten Professors war mir nun einigermaßen erklärlich, der liebe Brodneid schaute nicht undeutlich heraus. —

„Und unſere Damen?“ fuhr er fort, „die ſind nun rein toll. Mich dauert nur der arme Trübenau, ich kenne ihn zwar nicht, aber übermorgen ſoll er hier ankommen, und wie findet er die gnädige Frau? Hat man je gehört, daß eine junge gebildete Frau in den erſten Jahren einer glücklichen Ehe ſich in ein ſolches Verhältniß mit einem ganz fremden Menſchen einläßt, und zwar innerhalb fünf Tagen!“ —

„Wie, die ſchöne bleiche Frau dort?“ rief ich aus.

„Die nämliche bleiche,“ antwortete er; „vor vier Tagen war ſie noch ſchön roth, wie eine Centifolie, da begegnet ihr der Intereſſante auf der Straße, fragt, wohin ſie gehe, hört kaum, daß ſie rouge fin kaufen wolle (denn ſolche Toilettengeheimniſſe auszuplaudern, heißt bon ton), ſo bittet und fleht er, ſie ſolle doch kein Roth auflegen, ſie habe ein ſo intereſſantes je ne sais quoi, das zu einem blaſſen Teint viel beſſer ſtehe. Was thut ſie? wahrhaftig, ſie geht in den nächſten Galanterieladen und ſucht weiße Schminke; ich war gerade dort, um ein Pfeifenrohr zu erſtehen, da höre ich ſie mit ihrer ſüßen Stimme den rauhhärigen Bären von einem Ladendiener fragen, ob man das Weiß nicht noch etwas ätheriſcher habe? Hol' mich der T.....! hat man je ſo etwas gehört?“

Ich bedauerte den Profeſſor aufrichtig, denn wenn ich nicht irrte, ſo ſuchte er von Anfang die Aufmerkſamkeit der ſchönen Frau auf den ſchon etwas verſchoſſenen Einband ſeiner gelehrten Seele zu ziehen. Daß es aber mit Natas und der Trübenau nicht ganz richtig war, ſah ich ſelbſt; von der Schminkgeſchichte, die jenen ſo ſehr erboste,

wußte ich zwar nichts, aber wer ſich auf die Exegeſe der Augen verſtand, hatte keinen weitern Commentar nöthig, um die gegenſeitige Annäherung daraus zu erläutern.

Der Profeſſor hatte, in tiefe Gedanken verſunken, eine Zeitlang geſchwiegen; er erhob jetzt ſein Auge durch die Brille an die Decke des Zimmers, wo allerlei Engelein in Gyps aufgetragen waren; „Himmel!“ ſeufzte er, „und die Thingen hat er auch; Sie glauben nicht, welcher Reiz in dem ewig heitern Auge, in dieſen Grübchen auf den blühenden Wangen, in dem Schmelz ihrer Zähne, in dieſen friſchen, zum Kuß geöffneten Lippen, in dieſen weichen Armen, in dieſen runden vollen Formen der ſchwellenden — “

„Herr Profeſſor!“ rief ich, erſchrocken über ſeine Ekſtaſe, und ſchüttelte ihn am Arm ins Leben zurück. „Sie gerathen außer ſich, Wertheſter! belieben Sie nicht eine Priſe Spaniol?“

„Er hat ſie auch,“ fuhr er zähneknirſchend fort; „haben Sie nicht bemerkt, mit welcher Haſt ſie vorhin nach ſeinen Verhältniſſen fragte? wie ſie roth ward? Jung, ſchön, wohlhabend, Wittwe, — ſie hat alles, um eine angenehme Partie zu machen; geiſtreiche Männer von Ruf in der literariſchen Welt buhlen um ihre Gunſt, ſie wirft ſie an einen — Landſtreicher hin; ach, wenn ſie wüßten, beſter Doktor, was mir der Oberkellner ſagte, aber mit der größten Diskretion, daß man ihn vorgeſtern Nachts aus ihrem Zimmer....“

„Ich bitte, verſchonen Sie mich!“ fiel ich ein, „geſtehen Sie mir lieber, ob der Wundermenſch Sie ſelbſt noch nicht unter den Pantoffel gebracht hat.“

„Das iſt es eben," antwortete der Befragte verlegen lächelnd, „das iſt es, was mir Kummer macht. Sie wiſſen, ich leſe über Chemie; er brachte einmal das Geſpräch darauf und entwickelte ſo tiefe Kenntniſſe, deckte ſo neue und kühne Ideen auf, daß mir der Kopf ſchwindelte; ich möchte ihm um den Hals fallen und um ſeine Hefte und Notizen bitten, es zieht mich mit unwiderſtehlicher Geiſterkraft in ſeine Nähe, und doch könnte ich ihm mit Freuden Gift beibringen."

Wie komiſch war die Wuth dieſes Mannes, er ballte die Fauſt und fuhr damit hin und her; ſeine grünen Brillengläſer funkelten wie Katzenaugen, ſein kurzes ſchwarzes Haar ſchien ſich in die Höhe zu richten.

Ich ſuchte ihn zu beſänftigen; ich ſtellte ihm vor, daß er ja nicht ärger losziehen könnte, wenn der Fremde der Teufel ſelbſt wäre; aber er ließ mich nicht zum Worte kommen.

„Er iſt es, der Satan ſelbſt logirt hier in den drei Reichskronen!" rief er, „um unſere Seelen zu angeln. Ja, du biſt ein guter Fiſcher, und haſt eine feine Naſe, aber ein .....r Profeſſor, wie ich, der ſogar in demagogiſchen Unterſuchungen die Lunte gleich gerochen und eigens deßwegen hieher nach Mainz gereist iſt, ein ſolcher hat noch eine feinere als du."

Ein heiſeres Lachen, das gerade hinter meinem Rücken zu entſtehen ſchien, zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich; ich wandte mich um, und glaubte Natas höhniſch durch die Scheiben hereingrinſen zu ſehen. Ich ergriff den Profeſſor am Arm, um ihm die ſonderbare

Erſcheinung zu zeigen, denn das Zimmer lag einen Stock hoch; dieſer aber hatte weder das Lachen gehört, noch konnte er meine Erſcheinung ſehen; denn als er ſich umwandte, ſah nur die bleiche Scheibe des Mondes durch die Fenſter dort, wo ich vorhin das greulich verzerrte Geſicht des geheimnißvollen Fremdlings zu ſehen geglaubt hatte.

Ehe ich noch recht mit mir einig war, ob das, was ich geſehen, Betrug der Sinne, Ausgeburt einer aufgeregten Phantaſie oder Wirklichkeit war, ward die Thüre aufgeriſſen, und Herr von Natas trat ſtolzen Schrittes in das Zimmer. Mit ſonderbarem Lächeln maß er die Geſellſchaft, als wiſſe er ganz gut, was von ihm geſprochen worden ſey, und ich glaubte zu bemerken, daß keiner der Anweſenden ſeinen forſchenden Blick auszuhalten vermochte.

Mit der ihm ſo eigenen Leichtigkeit hatte er der Trübenau gegenüber, neben der Frau von Thingen, Platz genommen, und die Leitung der Converſation an ſich geriſſen. Das böſe Gewiſſen ließ den Profeſſor nicht an den Tiſch ſitzen, mich ſelbſt feſſelte das Verlangen, dieſen Menſchen einmal aus der Ferne zu beobachten, an meinen Platz im Fenſter. Da bemerkten wir denn das Augenſpiel zwiſchen Frau von Trübenau und dem gewandteſten der Liebhaber, der, indem er der Tochter des Oekonomieraths ſo viel Verbindliches zu ſagen mußte, daß ſie einmal über das andere bis unter die breiten Brüſſeler Spitzen ihrer Buſenkrauſe erröthete, das feingeformte Füßchen der Frau von Thingen auf ſeinem blankgewichsten Stiefel tanzen ließ.

„Drei Mücken auf einen Schlag, das heiße ich doch — meiner Seel', aller Ehre werth," brummte der zornglühende Profeſſor, dem jetzt auch ſeine letzte Reſſource, die ökonomiſche Schöne, ſo was man ſagt, vor dem Mund weggeſchnappt werden ſollte. Mit tönenden Schritten ging er an den Tiſch, nahm ſich einen Stuhl und ſetzte ſich, breit wie eine Mauer, neben ſeine Schöne. Doch dieſe ſchien nur Ohren für Natas zu haben, denn ſie antwortete auf ſeine Frage, ob ſie ſich wohl befinde, „übermorgen," und als er voll Gram die Anmerkung hinwarf, ſie ſcheine ſehr zerſtreut, meinte ſie „1 fl. 30 kr. die Elle."

Ich ſah jetzt einem unangenehmen Auftritt entgegen. Der Profeſſor, der nicht daran dachte, daß er durch ein Sonett oder Triolet alles wieder gut machen, ja durch ein paar ottave rime ſich ſogar bei der Trübenau wieder inſinuiren könnte, widerſprach jetzt geradezu jeder Behauptung, die Natas vorbrachte, und ach! nicht zu ſeinem Vortheil; denn dieſer, in der Dialektik dem guten Kathedermann bei weitem überlegen, führte ihn ſo aufs Eis, daß die leichte Decke ſeiner Logik zu reißen und er in ein Chaos von Widerſprüchen hinabzuſtürzen drohte.

Eine lieblich duftende Bowle Punſch unterbrach einige Zeit den Streit der Zunge, gab aber dafür Anlaß zu deſto feindſeligern Blicken zwiſchen Frau von Trübenau und Frau von Thingen. Dieſe hatte, ihrer ſchönen runden Arme ſich bewußt, den gewaltigen ſilbernen Löffel ergriffen, um beim Eingießen die ganze Grazie ihrer Haltung zu entwickeln; jene aber kredenzte die gefüllten Becher mit ſolcher Anmuth, mit ſo liebevollen

Blicken, daß das Beſtreben, ſich gegenſeitig ſo viel als möglich Abbruch zu thun, unverkennbar war.

Als aber der ſehr ſtarke Punſch die leiſen Schauer des Herbſtabends verdrängt hatte, als er anfing, die Wangen unſerer Damen höher zu färben und aus den Augen der Männer zu leuchten, da ſchien es mir mit einem Mal, als ſey man, ich weiß nicht wie, aus den Grenzen des Anſtandes herausgetreten; allerlei dumme Gedanken ſtiegen in mir auf und nieder, das Geſpräch ſchnurrte und ſummte wie ein Mühlrad, man lachte und jauchzte und wußte nicht über was? Man kicherte und neckte ſich, und der Oberforſtmeiſter brachte ſogar ein Pfänderſpiel mit Küſſen in Vorſchlag. Plötzlich hörte ich jenes heiſere Lachen wieder, das ich vorhin vor dem Fenſter zu hören glaubte; wirklich, es war Natas, der dem Profeſſor zuhörte, und trotz dem Eifer und Ernſt, mit welchem dieſer alles vorbrachte, alle Augenblicke in ſein heiſeres Gelächter ausbrach.

„Nicht wahr, meine Herren und Damen?“ ſchrie der Punſch aus dem Profeſſor heraus, „Sie haben vorhin ſelbſt bemerkt, daß unſer verehrter Freund dort jedem von Ihnen, nur in anderer Geſtalt, ſchon begegnet iſt? Sie ſchweigen? Iſt das auch Raiſon, einen ſo im Sand ſitzen zu laſſen? Herr Oberforſtmeiſter! Frau von Thingen, gnädige Frau! ſagen Sie ſelbſt; namentlich Sie, Herr Doktor!“

Wir befanden uns durch die Indiskretion des Profeſſors in großer Verlegenheit; „ich erinnere mich,“ gab ich zur Antwort, als alles ſchwieg, „von intereſſanten Geſichtern und ihren Verwechslungen geſprochen

zu haben; und wenn ich nicht irre, wurde auch Herr von Natas aufgeführt."

Der Benannte verbeugte ſich, und meinte, es ſey gar zu viel Ehre, ihn unter die Intereſſanten zu zählen; aber der Profeſſor verdarb wieder alles.

„Was da! ich nehme kein Blatt vor den Mund!" ſagte er, „ich behauptete, daß mir ganz unheimlich in Dero Nähe ſey, und erzählte, wie Sie in Stuttgart den armen Haſentreffer erwürgt haben; wiſſen ſie noch, gnädiger Herr?"

Dieſer aber ſtand auf, lief mit ſchrillendem Gelächter im Zimmer umher, und plötzlich glaubte ich den unglückbringenden Doktor meiner Vaterſtadt vor mir zu haben; es war nicht mehr Natas, es war ein älterer unheimlicher Menſch.

„Da hat man's ja deutlich!" rief der Profeſſor, „dort läuft er als Barighi umher."

„Barighi?" entgegnete Frau von Trübenau, „bleiben Sie doch mit Ihrem Barighi zu Hauſe, es iſt ja unſer lieber Privatſekretär Gruber, der da hereingekommen iſt."

„Ich möchte doch um Verzeihung bitten, gnädige Frau!" entgegnete der Oberforſtmeiſter, „es iſt der Spieler Maletti, mit dem ich in Wiesbaden letzten Sommer aſſocirt war."

„Ha ha! wie man ſich doch täuſchen kann," ſprach Frau von Thingen, den Auf- und Abgehenden durch die perlmutterne Brille beſchauend, „es iſt ja niemand anders, als der Kapellmeiſter Schmalz, der mir die Guitarre beibringt."

„Warum nicht gar!“ brummte der alte Oekonomierath, es iſt der luſtige Commiſſär, der mir die gute Brodlieferung an das Spital in D — n verſchaffte.“

„Ach! Papa,“ kicherte ſein Töchterlein, „jener war ja ſchwarz und dieſer iſt blond! Kennen Sie denn den jungen Landwirth nicht mehr, der ſich bei uns ins Praktiſche einſchießen wollte?“

„Hol' mich der Kukuk und alle Wetter!“ ſchrie der preußiſche Hauptmann, „das iſt der verfluchte Ladenprinz und Ellenreiter, der mir mein Lorchen wegfiſchte! Auf Piſtolen fordere ich den Hund, gleich morgen, gleich jetzt.“ Er ſprang auf und wollte auf den immer ruhig Auf- und Abgehenden losſtürzen; der Profeſſor aber packte ihn am Arm: „Bleiben ſie weg, Wertheſter!“ ſchrie er, „ich hab's gefunden, ich hab's gefunden, kehrt ſeinen Namen um, es iſt der Satan!“

Drittes Kapitel.

Das Manuſcript.

So viel als ich hier niedergeſchrieben habe, lebt von dieſem Abend noch in meiner Erinnerung; doch koſtete es geraume Zeit, bis ich mich auf alles wieder beſinnen konnte; ich muß in einem langen tiefen Schlaf geweſen ſeyn, denn als ich erwachte, ſtand Jean vor mir und fragte, indem er die Gardine für die Morgenſonne öffnete, ob jetzt der Kaffee gefällig ſey?

Es war elf Uhr; wo war denn die Zeit zwiſchen geſtern und heute hingegangen? Meine erſte Frage war, wie ich denn zu Bett gekommen ſey?

Der Kellner ſtaunte mich an und meinte mit ſonderbarem Lächeln, das müſſe ich beſſer wiſſen als er.

„Ah! ich erinnere mich,“ ſagte ich leicht hin, um meine Unwiſſenheit zu verbergen, „nach der Abendtafel.....“

„Verzeihen der Herr Doktor,“ unterbrach mich der Geſchwätzige: „Sie haben nicht ſoupirt; Sie waren ja alle zu Thee und Punſch auf Nr. 15.“

„Richtig, auf Nr. 15, wollte ich ſagen; iſt der Herr Profeſſor ſchon auf?“

„Wiſſen Sie denn nicht, daß ſie ſchon abgereist ſind?“ fragte der Kellner.

„Kein Wort!“ verſicherte ich ſtaunend.

„Er läßt ſich Ihnen noch vielmal empfehlen, und Sie möchten doch in T. bei ihm einſprechen; auch läßt er ſie bitten, ſeiner und des geſtrigen Abends recht oft zu gedenken, er habe es ja gleich geſagt.“

„Aha, ich weiß ſchon,“ ſagte ich, denn mit einem Mal fiel mir ein Theil des geſtern Erlebten ein; „wann iſt er denn abgereist?“

„Gleich in der Frühe,“ antwortete jener, „noch vor dem Oekonomierath und dem Herrn Oberforſtmeiſter.“

„Wie, ſo ſind auch dieſe weggereist?“

„Ei ja!“ rief der ſtaunende Kellner, „ſo wiſſen Sie auch das nicht? auch nicht, daß Frau von Thingen und die gnädige Frau von Trübenau — “

„Sie ſind auch nicht mehr hier?“

„Kaum vor einer halben Stunde ſind die gnädige Frau weggefahren,“ verſicherte jener. Ich rieb mir die Augen, um zu ſehen, ob ich nicht träume, aber es

war und blieb ſo; Jean ſtand nach wie vor an meinem Bette und hielt das Kaffeebrett in der Hand.

„Und Herr von Natas?“ fragte ich kleinlaut.

„Iſt noch hier; ach das iſt ein goldener Herr; wenn der nicht geweſen wäre, wir wären heute Nacht in die größte Verlegenheit gekommen.“

„Wie ſo?“

„Nun bei der Fatalität mit der Frau von Trübenau; wer hätte aber auch dem gnädigen Herrn zugetraut, daß er ſo gut zur Ader zu laſſen verſtände?“

„Zur Ader laſſen? Herr von Natas?“

„Ich ſehe, der Herr Doktor ſind ſehr frühzeitig zu Bette gegangen, und haben eine ruhigere Nacht gehabt als wir.“

Jean belehrte mich in leichtfertigem Ton: „es mochte kaum elf Uhr geweſen ſeyn, die Geſchichte mit der Polizei war ſchon vorbei“ —

„Was für eine Geſchichte mit der Polizei?“

„Nun, Nr. 15 iſt vorn heraus, und weil, mit Permiß zu ſagen, dort ein ganz hölliſcher Lärm war, ſo kam die Runde ins Haus und wollte abbieten; Herr von Natas aber, der ein guter Bekannter des Herrn Polizeilieutenants ſeyn muß, beruhigte ſie, daß ſie wieder weiter gingen. Alſo gleich nachher kam das Kammermädchen der Frau von Trübenau herabgeſtürzt, ihre gnädige Frau wolle ſterben. Sie können ſich denken, wie unangenehm ſo etwas in einem Gaſthof Nachts zwiſchen elf und zwölf Uhr iſt. Wir wie der Wind hinauf, auf der Treppe begegnet uns Herr von Natas, fragt, was das Rennen und Laufen zu

bedeuten habe, hört kaum, wo es fehlt, so läuft er in sein Zimmer, holt sein Etui, und ehe fünf Minuten vergehen, hat er der gnädigen Frau am Arm mit der Lancette eine Ader geöffnet, daß das Blut in einem Bogen aufsprang; sie schlug die Augen wieder auf, und es war ihr bald wohl, doch versprach Herr von Natas, bei ihr zu wachen."

„Ei! was Sie sagen, Jean!" rief ich voll Verwunderung.

„Ja, warten sie nur! kaum ist eine Stunde vorbei, so ging der Tanz von neuem los; auf Nr. 18 läutete es, daß wir meinten, es brenne drüben in Cassel; des Herrn Oekonomieraths Rosalie hatte ihre hysterischen Anfälle bekommen; der Alte mochte ein Glas über Durst haben, denn er sprach vom Teufel, der ihn und sein Kind holen wolle; wir wußten nichts anderes, als wieder unsere Zuflucht zu Herrn von Natas zu nehmen; er hatte versprochen, bei Frau von Trübenau mit dem Kammermädchen zu wachen; aber lieber Gott! geschlafen muß er haben wie ein Dachs, denn wir pochten drei-, viermal, bis er uns Antwort gab, und die Kammerkatze war nun gar nicht mehr zu erwecken."

„Nun, und ließ er der schönen Rosalie zur Ader?"

„Nein, er hat ihr, wie mir Lieschen sagte, Senfteig zwei Handbreit aufs Herz gelegt, darauf soll es sich bald gegeben haben."

„Armer Professor!" dachte ich, „dein hübsches Röschen mit ihren sechzehn Jährchen und dieser Natas in traulicher Stille der Nacht, ein Pflaster auf das pochende Herz pappend."

„Der Herr Papa Oekonomierath war wohl sehr angegriffen durch die Geschichte?“ fragte ich, um über die Sache ins Klare zu kommen.

„Es schien nicht, denn er schlief schon, ehe noch Lieschen mit dem Hirschhorngeist aus der Apotheke zurückkam. Aber es läutet im zweiten Stock und das gilt mir.“ Er sprach's und flog pfeilschnell davon.

So war also auf einmal die lustige Gesellschaft zerstoben; und doch wußte ich nicht, wie dies alles so plötzlich kommen konnte. Ich entsann mich zwar, daß gestern bei dem Punsch etwas Sonderbares vorgefallen war; was es aber gewesen seyn mochte, konnte ich mich nicht erinnern.

Sollte Natas mir Aufschluß geben können? Doch, wenn ich recht nachsann, mit Natas war etwas vorgefallen; der Professor schwankte in meiner Erinnerung umher — am besten däuchte mir, zu Natas zu gehen und ihn um die Ursache des schnellen Aufbruchs zu befragen.

Ich warf mich in die Kleider, und ehe ich noch ganz mit der kurzen Toilette fertig war, brachte mir ein Lohnlakai folgendes Billet: „Ew. Wohlgeboren würden mich unendlich verbinden, wenn Sie vor meiner Abreise von hier, die auf den Mittag festgesetzt ist, mich noch einmal besuchen wollten. v. Natas.“

Neugierig folgte ich diesem Ruf und traf den Freund reisefertig zwischen Koffern und Kästchen stehen. Er kam mir mit seiner gewinnenden Freundlichkeit entgegen, doch genirte mich ein unverkennbarer Zug von Ironie, der heute um seinen Mund spielte, und den ich sonst nie an ihm bemerkt hatte.

Er lachte mich aus, daß ich mich vor den Damen als ſchwachen Trinker ausgewieſen und einen Haarbeutel mir umgeſchnallt habe, erzählte mir, daß ich ſelig entſchlafen ſey, und fragte mich mit einem lauernden Blick, was ich noch von geſtern Nacht wiſſe?

Ich theilte ihm meine verworrenen Erinnerungen mit, er belachte ſie herzlich und nannte ſie Ausgeburten einer kranken Phantaſie.

Die Abreiſe der ganzen Geſellſchaft gab er einer großen Herbſtfeierlichkeit ſchuld, welche in Worms gehalten werde; ſie ſeyen alle, ſogar der moroſe Oekonomierath, dorthin gereist; ihn ſelbſt aber rufen ſeine Geſchäfte den Rhein hinab.

Die Zufälle der Trübenau und der ſchönen Roſalie maß er dem ſtarken Punſch bei, und freute ſich, durch Liebhaberei gerade ſo viele mediciniſche Kenntniſſe zu beſitzen, um bei ſolchen kleinen Zufällen helfen zu können.

Wir hörten den Wagen vorfahren, der Kellner meldete dies und brachte von dem dankbaren Hotel eine Flaſche des älteſten Rheinweins. Natas hatte ſie verdient, denn wahrlich, nur er hatte uns ſo lange hier gefeſſelt.

„Sie ſind Schriftſteller, lieber Doktor?“ fragte er mich, während wir den narkotiſch duftenden Abſchiedstrunk ausſchlürften.

„Wer pfutſcht nicht heutzutage etwas in die Literatur?“ antwortete ich ihm; „ich habe mich früher als Dichter verſucht, aber ich ſah bald genug ein, daß ich nicht für die Unſterblichkeit ſinge. Ich griff daher einige Töne tiefer und überſetzte unſterbliche Werke fremder Nationen für's liebe deutſche Publikum.

Er lobte meine beſcheidene Reſignation, wie er es nannte, und fragte mich, ob ich mich entſchließen könnte, die Memoiren eines berühmten Mannes, die bis jetzt nur im Manuſcript vorhanden ſeyen, zu überſetzen? „Vorausgeſetzt, das Sie dechiffriren können, iſt es eine leichte Arbeit für Sie, da ich Ihnen den Schlüſſel dazu geben würde, und das Manuſcript im Hochdeutſchen abgefaßt iſt.“

Ich zeigte mich, wie natürlich, ſehr bereitwillig dazu; dechiffriren verſtand ich früher und hoffte es mit wenig Uebung vollkommen zu lernen. Er ſchloß ein ſchönes Käſtchen von rothem Saffian auf und überreichte mir ein vielfach zuſammengebundenes Manuſcript. Die Zeichen krochen mir vor dem Auge umher, wie Ameiſen in ihren aufgeſtörten Hügelchen, aber er gab mir den Schlüſſel ſeiner Geheimſchrift und die Arbeit ſchien mir noch einmal ſo leicht.

Wir umarmten uns und ſagten uns Lebewohl; unter warmem Dank für ſeine Güte, die er noch zuletzt für mich gehabt, für die ſchönen Tage, die er uns bereitet habe, begleitete ich ihn an den Wagen; die Wagenthüre ſchloß ſich, der Poſtillon hieb auf ſeine vier Roſſe, ſie zogen an und die intereſſante Erſcheinung flog von hinnen; aber aus dem Innern des Wagens glaubte ich jenes heiſere Lachen zu vernehmen, das ich von geſtern her unter den Bruchſtücken meiner Erinnerung bewahrte.

Als ich die Treppe hinanſtieg, händigte mir der Oberkellner einen Brief ein. Der Profeſſor habe ihm ſolchen zu meinen eigenen Händen zu übergeben befohlen, ich riß ihn auf —

„Verehrter, Werthgeſchätzter!“

„Ich bin im Begriff, mein Roß zu beſteigen und aus dieſer Höhle des brüllenden Löwen zu entfliehen. Ich ſage Ihnen ſchriftlich Lebewohl, weil Sie aus der todähnlichen Betäubung, die Sie härter als uns alle befallen hat, nicht zu wecken ſind. Daß unſer fröhliches Zuſammenleben ſo ſchauerlich enden mußte! Nicht wahr, lieber Zweifler, jetzt haben Sie es ja klar, daß dieſer Natas nichts anderes als der leibhaftige Satan war!

„Er ſchaut mir vielleicht in dieſem Augenblick über die Schulter und lieſt, was ich ſage, aber dennoch ſchweige ich nicht. Den armen Oekonomierath und ſein Töchterlein, die blaſſe Trübenau, meine ſchöne Thingen, den Hauptmann und den Oberforſtmeiſter hat er in ſeinem Netz. Gott gebe, daß er Sie nicht auch geködert hat. Mich hat er halb und halb, denn ich habe allzutief eingebiſſen in ſeine mit chemiſchen Ideen beſpickte Angel. Ich reiße mich los und mache, daß ich fortkomme.

„Adieu, Beſter! Montag den 7. Oktober, Früh 6 Uhr.“

Jetzt kehrten meine Erinnerungen in Schaaren zurück. Ja, es war der Teufel, der ſein Spiel mit uns geſpielt hatte; es war der Teufel, dem es geſtern Spaß gemacht hatte, uns zu ängſtigen; es mußten des Teufels Memoiren ſeyn, die ich in der Hand hielt.

Wer ſtand mir aber dafür, daß dieſe Schriftzüge mir nicht durch die Augen ins Hirn hinaufkrochen und mich wahnſinnig machten; und konnte ich mich nicht gerade dadurch, daß ich den Deſchiffreur und Dekopiſten

des Satans machte, unbewußt in ſeine Leibeigenſchaft hineinſchreiben?

Ich packte die Handſchrift in meinen Koffer und reiste dem Profeſſor nach, um ihn um Rath zu fragen. Aber in Worms traf ich keine Spur von irgend einem der luſtigen Geſellſchaft in den drei Reichskronen. Entweder hat ſie der Satan eingeholt und in ſeinem achtſitzigen Wagen in ſein ewiges Reich gehaudert, oder hat er mich in den April geſchickt. Das letztere ſchien mir wahrſcheinlicher.

In Worms aber traf ich einen frommen Geiſtlichen, der an der Domkirche angeſtellt war. Ich trug ihm meinen Fall vor und erhielt den Beſcheid, ich ſolle ſo viele Meſſen darüber leſen laſſen, als das Manuſcript Bogen enthalte. Der Rath ſchien mir nicht übel. Ich reiste in meine Heimath und ſchickte am nächſten Sonntag den erſten Satansbogen in die Kirche. **Probatum est**; am Montag fing ich an zu dechiffriren, und habe noch nicht das geringſte Spukhafte weder an dem Papier noch an mir bemerkt.

Von meinen Genoſſen in Mainz habe ich indeſſen wenig mehr gehört. Der Profeſſor fährt fort, durch ſeine Entdeckungen in der Chemie zu glänzen, und ich fürchte, er iſt auf dem Wege, dem Satan Gehör zu geben, der ihn zu einem Berzelius machen will. Der Hauptmann ſoll ſich erſchoſſen haben, Frau von Thingen aber, die ſchöne Wittwe, hat, nach einer Anzeige im Hamburger Korreſpondenten, vor nicht gar langer Zeit wieder geheirathet.

Die Studien des Satan

auf

der berühmten Universität .....en.

Betrogene Betrüger! Eure Ringe sind alle drei nicht echt; der echte Ring vermuthlich ging verloren.
Lessing, Nathan. III. 7.

Fünftes Kapitel.

Einleitende Bemerkungen.

Alle Welt schreibt oder liest in dieser Zeit Memoiren, in den Salons der großen und kleinen Residenzen, in den Ressourcen und Cassino's der Mittelstädte, in den Tabagien und Kneipen der kleinen spricht man von Memoiren, urtheilt nach Memoiren und erzählt nach Memoiren, ja es könnte scheinen, es sey seit zwölf Jahren nichts Merkwürdiges mehr auf der Erde als ihre Memoiren. Männer und Frauen ergreifen die Feder, um den Menschen schriftlich darzuthun, daß auch sie in einer

merkwürdigen Zeit gelebt, daß auch ſie ſich einſt in einer Sonnennähe bewegt haben, die ihrer ſonſt vielleicht gehaltloſen Perſon einen Nimbus von Bedeutſamkeit verliehen.

Gekrönte Häupter, nicht zufrieden, ſich aus ihrer frühern Grandezza, wo ſie, wie in der Bilderbibel, mit der Krone auf dem Haupt zu Bette gingen, erhoben zu haben; nicht zufrieden damit, daß ſie auf Kurierreiſen Europa von einem Ende bis zum andern durchfliegen, um ſich gegenſeitig ihrer Freundſchaft zu verſichern, ſchreiben Memoiren für ihre Völker, erzählen ihnen ihre Schickſale, ihre Reiſen. Die Mitwelt iſt zur Nachwelt gemacht worden, man hat ihr einen neuen Maaßſtab, wornach ſie die Handlungen richte, in die Hände gegeben; es ſind die Memoiren.

Große Generale, berühmte Marſchälle, weit entfernt, das Beiſpiel jenes Römers nachzuahmen, der in der Muße des Friedens die Thaten der Legionen unter ſeiner Führung der Nachwelt würdig zu überliefern glaubte, wenn er von ſich nur immer in der dritten Perſon ſpräche, haben den beſcheideneren Weg eingeſchlagen, ſprechen von ſich, wie es Männern von ſolchem Gewichte ziemt als ich, bauen aus ihren Memoiren ein Odeon in verjüngtem Maaßſtabe, und treten herzhaft vorne auf der Bühne auf. Mit Schlachtſtücken im großen Styl dekoriren ſie die Couliſſen, Staatsmänner und berühmte Damen, die große Armee und ihre lorbeerbekränzten Adler, die ganze Mitwelt ſtellen ſie im Hintergrund als Figuranten auf, ſie ſelbſt aber ſpielen ihre Sulla oder Brutus würdig des unſterblichen Talma.

Mundus vult decipi, d. i. die Leute leſen Memoiren; was hält mich ab, denſelben auch ein ſolches Gericht Gerngeſehen vorzuſetzen?

Man wendet vielleicht ein, „der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten, der Satan hat ſich nicht mit Memoirenſchreiben abzugeben.“

Eil wirklich? Und wenn nun dieſer Satan doch einen Beruf hätte, Memoiren in die Welt zu ſtreuen, wenn er doch ſo viel oder noch mehr geſehen hätte, als jene kriegeriſchen Diplomaten oder diplomatiſchen Krieger, welche die Welt mit ihrem literariſchen Ruhme anfüllen, nachdem die Bulletins ihrer Siege zu erwähnen aufgehört haben; wenn nun dieſer arme Teufel einen Drang in ſich fühlte, auch für einen homo literatus zu gelten?

Ja, ich geſtehe es mit Erröthen, je länger ich mich in meinem lieben Deutſchland umhertreibe, deſto unwiderſtehlicher reißt es mich hin, zu ſchriftſtellern; und wenn es den Damen erlaubt iſt, die Finger mit Dinte zu beſchmutzen, ſo wird es doch dem Teufel auch noch erlaubt ſeyn?

Und da komme ich auf einen zweiten Punkt; man ſagt vielleicht gegen meine ſchriftſtelleriſchen Verſuche, ich ſey kein Literatus, kein Mann vom Gewerbe ꝛc. Aber fürs erſte habe ich ſo eben die Damen, welche, wenn ſie noch ſo gelehrt, doch keine Gelehrten von Profeſſion ſind, anzuführen die Ehre gehabt; ſodann berufe ich mich auf jene Söhne des Lagers, die unter Gefahren groß geworden, unter Strapazen ergraut, keine Zeit hatten, Humaniora zu ſtudiren, und dennoch ſo glänzende

Memoiren ſchreiben; ich behaupte drittens, daß das Vorurtheil, ich ſey ein unſtudirter Teufel, ganz falſch iſt, denn ich bin in optima forma Doktor der Philoſophie geworden, wie aus meinen Memoiren zu erſehen, und kann das Diplom Schwarz auf Weiß aufweiſen.

Der Erzengel Gabriel, als ich ihn mit dem Plan, meine Memoiren auszuarbeiten, bekannt machte, warnte mich mit bedenklicher Miene vor den ſogenannten Recenſenten. Er gab mir zu verſtehen, daß ich übel wegkommen könnte, indem ſolche niemand ſchonen, ja ſogar neuerdings ſelbſt Doktoren der Theologie in Berlin, Halle und Leipzig hart mitgenommen haben. Ich erwiederte ihm nicht ohne Gelehrſamkeit, daß das Sprichwort clericus clericum non decimat füglich auch auf mein Verhältniß zu den Recenſenten angewandt werden könne; werde ich ja doch ſchon im alten Teſtament Satan, adversarius, das iſt Widerſacher genannt, was auch ganz auf jene paſſe; den ſchlagendſten Beweis nehme ich aber aus dem neuen Teſtament; dort werde ich διαβολος oder Verläumder genannt, da nun διαβολλειν ſo viel ſey als acerbe recensere, ſo müſſe er, wenn er nur ein wenig Logik habe, den Schluß von ſelbſt ziehen können.

Der Erzengel bekam, wie natürlich, nicht wenig Reſpekt vor meiner Gelehrſamkeit in Sprachen, und meinte ſelbſt, daß es mir auf dieſe Art nicht fehlen könne.

Man wird bei Durchleſung dieſer Mittheilungen aus meinen Memoiren vielleicht nicht jenes ſyſtematiſche ruhige Fortſchreiten der Rede finden, das den Werken tiefdenkender Geiſter ſo eigen zu ſeyn pflegt. Man wird

kürzere und längere Bruchstücke aus meinem Walten und Treiben auf der Erde finden und den innern Zusammenhang vermissen.

Man table mich nicht deßwegen; es war ja meine Absicht nicht, ein Gemälde dieser Zeit zu entwerfen, man trifft deren genug in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands.

Der Memoirenschreiber hat seinen Zweck erreicht, wenn er sich und seine Stellung zu der Zeit, welcher er angehört, darstellt und darüber reflektirt; wenn er Begebenheiten entwickelt, die entweder auf ihn oder die Mitwelt nähere oder entferntere Beziehung haben; wenn er berühmte Zeitgenossen und seine Verhältnisse zu ihnen dem Auge vorführt. Und diese Forderungen glaube ich in meinen Memoiren erfüllt zu haben, sie sind es wenigstens, die mich bei meiner Arbeit leiteten, die meine Kühnheit vor mir rechtfertigten, vor einem gelehrten Publikum als Schriftsteller aufzutreten.*

Ueber Persönlichkeit, über berühmte Abstammung oder glänzende Verhältnisse hat der Teufel nichts zu sagen. Was etwa darüber zu sagen seyn könnte, habe ich in dem Abschnitt „Besuch bei Göthe" ausgesprochen, und verweise daher den Leser dahin.

Fleißige Leser, d. i. solche, die Bogen für Bogen in einer Viertelstunde durchfliegen, mögen daher doch diesen Abschnitt nicht überschlagen, da er sehr zu besserem

* Was der Satan hier ernsthaft und gelehrt spricht, er geberdet sich beinahe wie ein junger Candidat der Theologie, der seine erste Predigt drucken läßt.

Anm. d. Herausgebers.

Verständniß der übrigen eingerichtet ist; sittsamen und ordentlichen Lesern habe ich hierüber nichts zu sagen, als sie sollen das Buch weglegen, wenn sie sich langweilen.

Ehe sein Diener mit dem zweiten Bogen aus der Messe zurückkommt, hat der Unterzeichnete noch Zeit, einige Bemerkungen einzuflicken. Es scheint ihm nämlich, der Satan besitze eine ziemliche Dosis Eitelkeit; man bemerke nur, wie wichtig er von jenem Abschnitt spricht, worin er über sich einige Bemerkungen macht; es wäre genug gewesen, wenn er nur angedeutet hätte, daß dies oder jenes darin zu finden sey, aber dem Leser zu empfehlen, er möchte doch den Abschnitt, in welchem jene enthalten sind, nicht überschlagen, ist sehr anmaßend.

Sodann die Unordnung, in welcher er alles vorbringt! Ein anderer, wie z. B. der Herausgeber, hätte doch, wenn auch nicht mit dem Taufschein, was nun freilich beim Teufel nicht wohl möglich ist, doch wenigstens mit der Begebenheit angefangen, die der Chronologie nach die erste ist. Ich habe das Manuscript flüchtig durchblättert (zu lesen, ehe jeder Bogen hinlänglich geweiht, nehme ich mich wohl in Acht) und fand, daß er mit Ereignissen anfängt, die der ganz neuen Zeit angehören, und nachher im bunten Gemische Menschen und ihre Thaten von zehn, zwanzig Jahren auftreten läßt; man sieht wohl, daß er keine gute Schule gehabt haben muß.

Zu größerer Deutlichkeit, und daß der geneigte Leser trotz dem Teufel wählen kann, was er will, habe ich den Inhalt jedem einzelnen Kapitel vorangesetzt.

Der Herausgeber.

Fünftes Kapitel.

Wie der Satan die Universität bezieht, und welche Bekanntschaften er dort macht.

Deutschland hat mir von jeher besonders wohl gefallen, und ich gestehe es, es liegt diesem Geständniß ein kleiner Egoismus zu Grunde; man glaubt nämlich dort an mich wie an das Evangelium; jenen kühnen philosophischen Waghälsen, die auf die Gefahr hin, daß ich sie zu mir nehme, meine Existenz geleugnet und mich zu einem lächerlichen Phantom gemacht haben, ist es noch nicht gelungen, den glücklichen Kindersinn dieses Volkes zu zerstören, in dessen ungetrübter Phantasie ich noch immer schwarz wie ein Mohr, mit Hörnern und Klauen, mit Bocksfüßen und Schweif fortlebe, wie ihre Ahnen mich gekannt haben.

Wenn andere Nationen durch die sogenannte Aufklärung so weit hinaufgeschraubt sind, daß sie, ich schweige von einem Gott, sogar an keinen Teufel mehr glauben, so sorgen hier unter diesem Volke sogar meine Erbfeinde, die Theologen, dafür, daß ich im Ansehen bleibe. Hand in Hand mit dem Glauben an die Gottheit schreitet bei ihnen der Glaube an mich, und wie oft habe ich das mir so süße Wort aus ihrem Munde gehört: „anathema sit, er glaubt an keinen Teufel.“

Ich kann mich daher recht ärgern, daß ich nicht schon früher auf den vernünftigen Gedanken gekommen bin, meine freie Zeit auf einer Universität zu verleben, um dort zu sehen, wie man mich von Semester zu Semester systematisch traktirt.

Ich konnte nebenbei noch manches profitiren. Alle Welt iſt jetzt civiliſirt, fein, geſittet, beleſen, gelehrt. Schon oft, wenn ich einen guten Schnitt zu machen gedachte, fand es ſich, daß mir ein guter Schulſack, etwas Philoſophie, alte Literatur, ja ſogar etwas Medicin fehle; zwar, als das Magnetiſiren aufkam, habe ich auch einen Curſus bei Mesmer genommen, und nachher manche glückliche Cur gemacht. Aber damit iſt es heutzutage nicht gethan; daher die elenden Redensarten, die in Deutſchland curſiren: ein dummer Teufel, ein armer Teufel, ein unwiſſender Teufel, was offenbar auf meine vernachläßigte wiſſenſchaftliche Bildung hindeuten ſoll.

Es iſt noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen, und ich bin vom Himmel gefallen, aber nicht als gelehrt; darum entſchloß ich mich, zu ſtudiren, und wo möglich es in der Philoſophie ſo weit zu bringen, daß ich ein ganz neues Syſtem erfände, wovon ich mir keinen geringen Erfolg verſprach. Ich wählte ..... en, und zog im Herbſt des Jahres 1819 daſelbſt auf.

Ich hatte, wie man ſich denken kann, nicht verſäumt, mich meinem neuen Stande gemäß zu koſtümiren. Mein Name war von Barbe, meine Verhältniſſe glänzend, das heißt, ich brachte einen großen Wechſel mit, hatte viel baar Geld, gute Garderobe, und hütete mich wohl, als Neuling, oder wie man ſagt, als Fuchs aufzutreten; ſondern ich hatte ſchon allenthalben ſtudirt, mich in der Welt umgeſehen.

Kein Wunder, daß ich ſchon den erſten Abend höfliche Geſellſchafter, den nächſten Morgen vertraute

Freunde, und am zweiten Abend Brüder auf Leben und Tod am Arm hatte. Man denkt vielleicht, ich übertreibe; wäre ich Kavalier, so würde ich auf Ehre versichern und „Hol' mich der Teufel" als Verstärkungspartikel dazu setzen (denn auf Ehre und hol' mich der Teufel verhalten sich zu einander wie der Spiritus lenis zum Spiritus asper), in meiner Lage kann ich blos meine Parole als Satan geben.

Es waren gute Jungen, die ich da fand. Es begab sich dies aber folgendermaßen: man kann sich denken, daß ich nicht unvorbereitet kam; wer die deutschen Universitäten nur entfernt kennt, weiß, daß ein an Sprache, Sitte, Kleidung und Denkungsart von der übrigen Welt ganz verschiedenes Volk dort wohnt. Ich las des unsterblichen Herrn von Schmalz Werke über die Universitäten, Sands Aktenstücke, Haupt über Burschenschaften und Landsmannschaften ꝛc., ward aber noch nicht recht klug daraus und merkte, daß mir noch manches abging. Der Zufall half mir aus der Noth. Ich nahm in F. eine Retourchaise; mein Gesellschafter war ein alter Student, der seit acht Jahren sich auf die Medicin legte. Er hatte das savoir vivre eines alten Burschen, und ich befliß mich, in den sechs Stunden, die ich mit ihm der Musenstadt zufuhr, an ihm meine Rolle zu studiren.

Es war ein großer wohlgewachsener Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren, sein Haar war dunkel und mochte früher nach heutiger Mode zugeschnitten seyn, hing aber, weil der Studiosus die Kosten scheute, es scheeren zu lassen, unordentlich um den Kopf, doch

bemühte er ſich, ſolches oft mit fünf Fingern aus der Stirne zu friſiren. Sein Geſicht war ſchön, beſonders Naſe und Mund edel und fein geformt, das Auge hatte viel Ausdruck, aber welch ſonderbaren Eindruck machte es; das Geſicht war von der Sonne rothbraun angelaufen; ein großer Bart wucherte von den Schläfen bis zum Kinn herab, und um die feinen Lippen hing ein vom Bier gerötheter Henriquatre.

Sein Mienenſpiel war ſchrecklich und lächerlich zugleich, die Augenbrauen waren zuſammengezogen und bildeten düſtere Falten; das Auge blickte ſtreng und ſtolz um ſich her und maß jeden Gegenſtand mit einer Hoheit, einer Würde, die eines Königsſohnes würdig geweſen wäre.

Ueber die untern Partien des Geſichtes, namentlich über das Kinn konnte ich nicht recht klug werden, denn ſie ſtacken tief in der Cravatte. Dieſem Kleidungsſtück ſchien der junge Mann bei weitem mehr Sorgfalt gewidmet zu haben, als dem übrigen Anzug; dieſe beiläufig einen halben Schuh Höhe meſſende Binde von ſchwarzer Seide zog ſich, ohne ein Fältchen zu werfen, von dem Kinn incluſive bis auf das Bruſtbein excluſive, und bildete auf dieſe Art ein feines Mauerwerk, auf welchem der Kopf ruhte; ſeine Kleidung beſtand in einem weißgelben Rock, den er Flaus, in zärtlichen Augenblicken wohl auch Gottfried nannte, und welchem er von Speiſen und Getränken mittheilte; dieſer Gottfried Flaus reichte bis eine Spanne über dem Knie und ſchloß ſich eng um den ganzen Leib; auf der Bruſt war er offen und zeigte, ſo viel die Cravatte ſehen ließ, daß der

Herr Studioſus mit Wäſche nicht gut verſehen ſeyn müſſe.

Weite wellenſchlagende Beinkleider von ſchwarzem Sammt ſchloſſen ſich an das Oberkleid an; die Stiefel waren zierlich geformt und dienten ungeheuern Sporen von polirtem Eiſen zur Folie.

Auf dem Kopfe hatte der Studioſus ein Stückchen rothes Tuch in Form eines umgekehrten Blumenſcherben gehängt; das er mit vieler Kunſt gegen den Wind zu balanciren wußte; es ſah komiſch aus, faſt wie wenn man mit einem kleinen Trinkglas ein großes Kohlhaupt bedecken wollte.

Ich hatte Zachariä's unſterblichen Renomiſten zu gut ſtudirt, um nicht zu wiſſen, daß, ſobald ich mir eine Blöße gegen den Herrn Bruder gebe, ſein Reſpekt vor mir auf ewig verloren ſey; ich merkte ihm daher ſeine Augenbrauenfalten, ſein ernſtes abmeſſendes Auge, ſo viel es ging, ab, und hatte die Freude, daß er mich gleich nach der erſten Stunde auffallend vor dem „Philiſter und dem Florbeſen," auf Deutſch einem alten Profeſſor und ſeiner Tochter, welche unſere übrige Reiſegeſellſchaft ausmachten, auszeichnete. In der zweiten Stunde hatte ich ihm ſchon geſtanden, daß ich in Kiel ſtudirt und mich ſchon einige Mal mit Glück geſchlagen habe, und ehe wir nach ..... en einfuhren, hatte er mir verſprochen, eine „fixe Kneipe," das heißt eine anſtändige Wohnung auszumitteln, wie auch mich unter die Leute zu bringen.

Der Herr Studioſus Würger, ſo hieß mein Geſellſchafter, ließ an einem Wirthshaus vor der Stadt

anhalten und lud mich ein, ſeinem Beiſpiele zu folgen und hier auf die Beſchwerden der Reiſe ein Glas zu trinken. Die ganze Fenſterreihe des Wirthshauſes war mit rothen und ſchwarzen Mützen bedeckt: es war nämlich eine gute Anzahl der Herren Studioſi hier verſammelt, um die neuen Ankömmlinge, die gewöhnlich am Anfang des Semeſters einzutreffen pflegen, nach gewohnter Weiſe zu empfangen. Würger, der alte, „längſt bemooste" Burſche, hatte ſich ſchon unterwegs mit dem Gedanken gekitzelt, daß ſeine Kameraden uns für „Füchſe" halten werden, und wirklich traf ſeine Vermuthung ein.

Ein Chorus von wenigſtens dreißig Bäſſen ſcholl von den Fenſtern herab; ſie ſangen ein berühmtes Lied, das anfängt:

Was kommt dort von der Höh'!

Während des Geſanges entſtieg mein Gefährte majeſtätiſch der Chaiſe, und kaum hatte er den Boden berührt, ſo erhob er ſein furchtbares Haupt und ſchrie zu den Fenſtern empor:

„Was ſchlagt ihr für einen Randal auf, Kameele! Seht ihr nicht, das zwei alte Häuſer aus dieſem Philiſterkarren geſtiegen kommen? (auf Deutſch: lärmt doch nicht ſo ſehr, meine Herren, Sie ſehen ja, daß zwei alte Studenten aus dem Wagen ſteigen.)

Der allgemeine Jubel unterbrach den erhitzten Redner; „Würger, du altes fideles Haus!" ſchrien die Muſenſöhne und ſtürzten die Treppen herab in ſeine Arme; die Raucher vergaßen ihre langen Pfeifen wegzulegen, die Billardſpieler hielten noch ihre Queues in

der Hand. Sie bildeten eine Leibwache von ſonderbarer Bewaffnung um den Angekommenen.

Doch der Edelmüthige vergaß in ſeiner Glorie auch meiner nicht, der ich beſcheiden auf der Seite ſtand, er ſtellte mich den älteſten und angeſehenſten Männern der Geſellſchaft vor, und ich wurde mit herzlichem Handſchlag von ihnen begrüßt. Man führte uns in wildem Tumult die Treppe hinan, man ſetzte mich zwiſchen zwei bemooste Häuſer an den Ehrenplatz, gab mir ein großes Paßglas voll Bier und ein Fuchs mußte dem neuen Ankömmling ſeine Pfeife abtreten.

So war ich denn in ..... en als Student eingeführt, und ich geſtehe, es gefiel mir ſo übel nicht unter dieſem Völkchen. Es herrſchte ein offener zutraulicher Ton, man brauchte ſich nicht in die Feſſeln der Convenienz, die gewiß dem Teufel am läſtigſten ſind, umherzuſchleppen, man ſprach und dachte, wie es einem gerade gefiel. Wenn man bedenkt, daß ich gerade im Herbſt 1819 dorthin kam, ſo wird man ſich nicht wundern, daß ich mich von Anfang gar nicht recht in die Converſation zu finden wußte. Denn einmal machten mir jene Kunſtwörter (termini technici), von welchen ich oben ſchon eine kleine Probe gegeben habe, viel zu ſchaffen; ich verwechſelte oft „Sau," das Glück, mit „Pech," was Unglück bedeutet, wie auch „holzen," mit einem Stock ſchlagen, mit „pauken," mit andern Waffen ſich ſchlagen.

Aber auch etwas anderes fiel mir ſchwer; wenn nämlich nicht von Hunden, Paukereien, Beſen oder dergleichen geſprochen wurde, ſo fiel man hinter dem Bierglas in ungemein transcendentale Unterſuchungen, von

welchen ich anfangs wenig oder gar nichts verſtand, ich merkte mir aber die Hauptworte, welche vorkamen, und wenn ich auch in die Converſation gezogen wurde, ſo antwortete ich mit ernſter Miene: „Freiheit, Vaterland, Deutſchthum, Volksthümlichkeit.“

Da ich nun überdies ein großer Turner war und eigentlich teufelmäßige Sprünge machen konnte, da ich mir überdies nach und nach ein langes Haar wachſen ließ, ſolches fein ſcheitelte und kämmte, einen zierlich ausgeſchnittenen Kragen über den deutſchen Rock herauslegte, mich auch auf die Klinge nicht übel verſtand, ſo war es kein Wunder, daß ich bald in großes Anſehen unter dieſem Volke kam. Ich benutzte dieſen Einfluß ſo viel als möglich, um die Leute nach meinen Anſichten zu leiten und zu erziehen, und ſie für die Welt zu gewinnen.

Es hatte ſich nämlich unter einem großen Theil meiner Commilitonen ein gewiſſer frömmelnder Ton eingeſchlichen, der mir nun gar nicht behagte und nach meiner Meinung ſich auch nicht für junge Leute ſchickte. Wenn ich an die jungen Herren in London und Paris, in Berlin, Wien, Frankfurt ꝛc. dachte, an die vergnügten Stunden, die ich in ihrem Kreiſe zubrachte; wenn ich dieſe Leute dagegenhielt, die ihren ſchönen hohen Wuchs, ihre kräftigen Arme, ihren geſunden Verſtand, ihre nicht geringen Kenntniſſe nur auf dem Turnplatz, nicht im Tanzſaal, nur zu überſchwenglichen Ideen und Idealen, nicht zu lebhaftem Witz, zu feinem Spott, der das Leben würzt und aufregt, anwenden ſah; wenn ich ſie, ſtatt ſchönen Mädchen nachzufliegen, in die Kirche ſchleichen ſah, um einen ihrer orthodoxen Profeſſoren

anzuhören, ſo konnte ich ein widriges Gefühl in mir nicht unterdrücken.

Sobald ich daher feſten Fuß gefaßt hatte, zog ich einige luſtige Brüder an mich, lehrte ſie neue Kartenſpiele, ſang ihnen ergötzliche Lieder vor, wußte ſie durch Witz und dergleichen ſo zu unterhalten, daß ſich bald mehrere anſchloſſen. Jetzt machte ich kühnere Angriffe. Ich ſtellte mich Sonntags mit meinen Geſellen vor die Kirchthüre, muſterte mit geübtem Auge die vorübergehenden Damen, zog dann, wenn die Schäflein innen waren und der Küſter den Stall zumachte, mit den Meinigen in ein Wirthshaus der Kirche gegenüber, und bot allem auf, die Gäſte beſſer zu unterhalten, als der Dr. N. oder der Profeſſor N. in der Kirche ſeine Zuhörer.

Ehe drei Wochen vergingen, hatte ich die größere Partie auf meiner Seite. Die Frömmeren ſchrien von Anfang über den rohen Geiſt, der einreiße, und gaben zu bemerken, daß wir chriſtliche Burſche ſeyen; aber es half nichts, meine Perſiflagen hatten ſo gute Wirkung gethan, daß ſie ſich am Ende ſelbſt ſchämten, in der Kirche geſehen zu werden, und es gehörte zum guten Ton, jeden Sonntag vor der Kirchthür zu ſeyn, aber bis hieher und nicht weiter. Die Wirthshäuſer waren gefüllter als je, es wurde viel getrunken, ja es riß die Sitte ein, Wettkämpfe im Trinken zu halten, und, man wird es kaum glauben, es gab ſogar eigentliche Kunſttrinker!

Es predigte zwar mancher gegen das einreißende Verderben, aber die Altdeutſchen tröſteten ſich damit,

daß ihre „Altvordern“ auch durch Trinken excellirt haben; die Frömmſten ließen ſich große Humpen verfertigen und zwangen und mühten ſich ſo lange, bis ſie wie Götz von Berlichingen oder gar wie Hermann der Cherusker ſchlucken konnten. Den Feineren, Gebildeteren war es natürlich von Anfang auch ein Greuel, ich verwies ſie aber auf eine Stelle bei Jean Paul. Er ſagt nämlich in ſeinem unübertrefflichen Quintus Firlein:

„Jeruſalem bemerkt ſchön, daß die Barbarei, die oft hart hinter dem ſchönſten, bunteſten Flor der Wiſſenſchaften aufſteigt, eine Art von ſtärkendem Schlammbad ſey, um die Ueberfeinerung abzuwenden, mit der jener Flor bedrohe; ich glaube, daß einer, der erwägt, wie weit die Wiſſenſchaften bei einem Studirenden ſteigen, dem Muſenſohne ein gewiſſes barbariſches Mittelalter, das ſogenannte Burſchenleben, — gönnen werde, das ihn wieder ſo ſtählt, daß die Verfeinerung nicht über die Grenze geht.“

Wenn ein Meiſter, wie Jean Paul, dem ich hiemit für dieſe Stelle meinen herzlichen Dank öffentlich ſage, alſo ſich ausſpricht, was konnten die Kleinmeiſter und Jünger dagegen? Sie ſetzten ſich auch in die ſchwarzgerauchte Kneipe, „verſchlammten“ ſich recht tüchtig in dem „barbariſchen Mittelalter,“ und hatten kraft ihres inwohnenden Genies meine älteren Zöglinge bald überholt.

Sechstes Kapitel.

Satan beſucht die Kollegien; was er darin lernte.

Indeſſen ich auf die beſchriebene Weiſe praktiſch lebte und leben machte, vergaß ich auch das die cur hic nicht, und legte mich mit Ernſt aufs Theoretiſche. Ich hörte die Philoſophen und Theologen und hoſpitirte nicht unfleißig bei den Juriſten und Medicinern. Ich hatte, um zuerſt über die Philoſophen zu reden, von einem der hellſten Lichter jener Univerſität, wenn in der Ferne von ihm die Rede war, oft ſagen hören, der Kerl hat den Teufel im Leib. Eine ſolche geheimnißvolle Tiefe, wollte man behaupten, ſolche überſchwengliche Gedanken, ſolche Gedrungenheit des Styls, eine ſo hinreißende Beredſamkeit ſey noch nicht gefunden worden in Iſrael. Ich habe ihn gehört und verwahre mich feierlich vor jenem Urtheil, als ob ich in ihm geſeſſen wäre. Ich habe ſchon viel ausgeſtanden in der Welt, ich bin ſogar Ev. Matthäi VIII. 31 und 32 in die Säue gefahren? — Aber in einen ſolchen Philoſophen? nein da wollte ich mich doch bedankt haben.

Was der gute Mann in ſeinem ſchläfrigen unangenehmen Ton vorbrachte, war für ſeine Zuhörer ſo gut als franzöſiſch für einen Eskimo. Man mußte alles gehörig ins Deutſche überſetzen, ehe man darüber ins Klare kam, daß er ebenſowenig fliegen könne, wie ein anderer Menſch auch. Er aber machte ſich groß, weil er aus ſeinen Schlüſſen ſich eine himmelhohe Jakobsleiter gezimmert und ſolche mit myſtiſchem Firniß angepinſelt hatte; auf dieſer kletterte er nun zum

blauen Aether hinan, verſprach, aus ſeiner Sonnenhöhe herabzurufen, was er geſchaut habe; er ſtieg und ſtieg, bis er den Kopf durch die Wolken ſtieß, blickte hinein in das reine Blau des Himmels, das ſich auf dem grünen Grasboden noch viel hübſcher ausnimmt als oben, und ſah wie Sancho Panſa, als er auf dem hölzernen Pferd zur Sonne ritt, unter ſich die Erde ſo groß wie ein Senfkorn und die Menſchen wie Mücken, über ſich — nichts.

Sie kommen mir vor, die guten Leute dieſer Art, wie die Männer von Babel, die einen großen Leuchtthurm bauen wollten für alles Volk, damit ſich keiner verlaufe in der Wüſte, und ſiehe da, der Herr verwirrte ihre Sprache, daß weder Meiſter noch Geſellen einander mehr verſtanden.

Da lobe ich mir einen andern der dortigen Philoſophen; er las über die Logik und deducirte Jahr ein Jahr aus, daß zweimal zwei vier ſey; und die Herren Studioſi ſchrieben ganze Stöße von Heften, daß zweimal zwei vier ſey. Dieſer Mann blieb doch ordentlich im Blachfeld und wanderte ſeinem Ziele mit größerer Gelaſſenheit zu, als ſeine illuſtren Kollegen, die, wenn ein anderer ihre Gewäſche nicht Evangelium nannte, Antikritiken und Metakritiken der Antikritiken in alle Welt ausſandten.

Ich geſtehe redlich, der Teufel amüſirt ſich ſchlecht bei ſo bewandten Dingen. Ich ſchlug den Weg zu einem andern Hörſaal ein, wo man über die Seele des Menſchen docirte. Gerechter Himmel! wenn ich ſo viel Umſtände machen müßte, um eine liederliche Seele in mein Fegfeuer

zu deduciren! Der Menſch auf dem Katheder malte die Seele auf eine große ſchwarze Tafel und ſagte: „ſo iſt ſie, meine Herren!“ damit war er aber nicht zufrieden, er behauptete, ſie ſitze oben in der Zirbeldrüſe.

Ich quittirte die Philoſophen und beſuchte die Theologen. Um meine Leute näher kennen zu lernen, beſchloß ich, an einem Sonntag nach der Kirche einem oder dem andern meine Viſite abzuſtatten. Ich kleidete mich ganz ſchwarz, daß ich ein ziemlich theologiſches Air hatte, und trat meinen Marſch an; man hatte mir vorhergeſagt, ich ſollte keinen zu voreiligen Schluß auf den reinen und frommen Charakter dieſer Männer machen, ſie ſeyen etwas nach dem altteſtamentariſchen Koſtüm, vernachläſſigen äußere Bildung und fallen dadurch leicht ins Linkiſche.

Mein Herz mit Geduld gewaffnet, trat ich in das Zimmer des erſten Theologen. Aus einer bläulichen Rauchwolke erhob ſich ein dicker, ältlicher Mann in einem großgeblümten Schlafrock, eine ganz ſchwarze Meerſchaumpfeife in der Hand. Er machte einen kurzen Knix mit dem Kopf und ſah mich dann ungeduldig und fragend an. Ich ſetzte ihm auseinander, wie mich die Philoſophie gar nicht befriedige, und daß ich geſonnen ſey, einige theologiſche Kollegien zu beſuchen. Er murmelte einige unverſtändliche, aber wie es ſchien, gelehrte Bemerkungen, verzog beifällig lächelnd den Mund und ſchritt im Zimmer auf und ab.

Ich ſetzte die Einladung, ihn auf ſeinem Spaziergang zu begleiten, voraus und ſchritt in eben ſo gravitätiſchen Schritten neben ihm her, indem ich aufmerkſam lauſchte, was ſein gelehrter Mund weiter vorbringen

werde. Vergebens! Er grinste hie und da noch etwas weniges, sprach aber kein Wort weiter, wenigstens verstand ich nichts als die Worte: „Pfeife rauchen?“ ich merkte, daß er mir höflich eine Pfeife anbiete, konnte aber keinen Gebrauch davon machen, denn er rauchte wahrhaftig eine gar zu schlechte Nummer.

Ich habe mir schon lange abgewöhnt, über irgend etwas in Verlegenheit zu gerathen, sonst hätte dieses absurde Schweigen des Professors mich gänzlich außer Fassung gebracht. So aber ging ich gemächlich neben ihm her, kehrte um, wenn er umkehrte, und zählte die Schritte, die sein Zimmer in der Länge maß. Nachdem ich das alte Ameublement, die verschiedenen Kleider- und Wäschrudera, die auf den Stühlen umherlagen, das wunderliche Chaos seines Arbeitstisches gemustert hatte, wagte ich meine prüfenden Blicke an den Professor selbst. Sein Aussehen war höchst sonderbar. Die Haare hingen ihm dünn und lang um die Glatze, die gestrickte Schlafmütze hielt er unter dem Arm. Der Schlafrock war an den Ellenbogen zerrissen und hatte verschiedene Löcher, die durch Unvorsichtigkeit hineingebrannt schienen. Das eine Bein war mit einem schwarzseidenen Strumpf und der Fuß mit einem Schnallenschuh bekleidet, der andere stack in einem weiten abgelaufenen Filzpantoffel, und um das halbentblößte Bein hing ein gelblicher Socken. Ehe ich noch während dem unbegreiflichen Stillschweigen des Theologen meine Bemerkungen weiter fortsetzen konnte, wurde die Thüre aufgerissen, eine große, dürre Frau, mit der Röthe des Zorns auf den schmalen Wangen, stürzte herein.

„Nein, das iſt doch zu arg, Blaſius!“ ſchrie ſie, „der Küſter iſt da und ſucht dich zum Abendmahl; der Dekan ſteht ſchon vor dem Altar und du ſteckſt noch im Schlafrock!“

„Weiß Gott, meine Liebe,“ antwortete der Doktor gelaſſen, „das habe ich häßlich vergeſſen! doch ſieh, einen Fuß hatte ich ſchon zum Dienſte des Herrn gerüſtet, als mir ein Gedanke einfiel, der den Doktor Paulus weidlich ſchlagen muß.“

Ohne darauf zu achten, daß er ſich beinahe der letzten Hülle beraube, wollte er eilfertig den Schlafrock herunterreißen, um auch ſein übriges Kadaver zum Dienſt des Herrn zu ſchmücken; ſein Eheweib aber ſtellte ſich mit einer ſchnellen Wendung vor ihn hin, und zog die weiten Falten ihrer Kleider auseinander, daß vom Profeſſor nichts mehr ſichtbar war.

„Sie verzeihen, Herr Kandidat,“ ſprach ſie, ihre Wuth kaum unterdrückend, „er iſt ſo im Amtseifer, daß ſie ihn entſchuldigen werden. Schenken Sie uns ein ander Mal das Vergnügen. Er muß jetzt in die Kirche.“

Ich ging ſchweigend nach meinem Hut und ließ den Ehemann unter den Händen ſeiner liebenswürdigen Xantippe. „Ein ſchöner Anfang in der Theologie!“ dachte ich, und die Luſt, die übrigen geiſtlichen Männer zu beſuchen, war mir gänzlich vergangen; doch beſchloß ich, einige Vorleſungen mit anzuhören, was ich auch den Tag nachher ausführte.

Man denke ſich einen weiten niedrigen Saal, vollgepfropft mit jungen Leuten in den abenteuerlichſten Geſtalten. Mützen von allen Farben und Formen, lange herabwallende, kurze emporſteigende Haare, Bärte, an welchen

ſich ein Sappeur der alten Garde nicht hätte ſchämen dürfen, und kleine zierliche Stutzbärtchen, galante Fräcke, und hohe Cravatten, neben deutſchen Röcken und ellenbreiten Hemdkrägen; ſo ſaßen die jungen geiſtlichen Herren im Kollegium; vor ſich hatte jeder eine Mappe, einen Stoß Papier, Dinte und Feder, um die Worte der Weisheit gleich ad notam zu nehmen. „O Platon und Sokrates!“ dachte ich, „hätten eure Studioſen und Akademiker nachgeſchrieben, wie manches Wort tiefer heiliger Weisheit wäre nicht umſonſt verrauſcht, wie majeſtätiſch müßten ſich die Folianten von Socratis opera in mancher Bibliothek ausnehmen!“ —

Jetzt wurden alle Häupter entblößt. Eine kurze dicke Geſtalt drängte ſich durch die Reihen der jungen Herren dem Katheder zu, es war der Doktor Schnatterer, den ich geſtern beſucht hatte; mit Wonnegefühl ſchien er die Verſammlung zu überſchauen, huſtete dann etwas weniges und begann:

„Hochachtbare, Hochanſehnliche!“ (damit meinte er die, welche ſechs Thaler Honorar zahlten).

„Werthgeſchätzte!“ (die, welche das gewöhnliche Honorar zahlten).

„Meine Herren!“ (das waren die, welche nur die Hälfte oder aus Armuth gar nichts entrichteten), und nun hob er ſeinen Sermon an; die Federn raſſelten, das Papier knirſchte, er aber ſchaute herab wie der Mond aus Regenwolken.

Ich hätte zu keiner gelegenern Zeit dieſe Vorleſungen beſuchen können, denn der Doktor behandelte gerade den Abſchnitt de angelis malis, worin ich vorzüglich traktirt

zu werden hoffen durfte. Wahrhaftig, er ließ mich nicht lange warten: „Der Teufel," ſagte er, „überredete die erſten Menſchen zur Sünde und iſt noch immer gegen das ganze Menſchengeſchlecht feindlich geſinnt." Nach dieſem Satz hoffte ich nun eine philoſophiſche Würdigung dieſes Teufelsglaubens zu hören; aber weit gefehlt. Er blieb bei dem erſten Wort Teufel ſtehen, und daß mich die Juden Beelzebub geheißen hätten. Mit einem Aufwand von Gelehrſamkeit, wie ich ſie hinter dem armen Schlafrock nicht geſucht hätte, warf er nun das Wort Beelzebub drei Viertelſtunden lang hin und her. Er behauptete, die Einen erklären, es bedeute einen Fliegenmeiſter, der die Mücken aus dem Lande treiben ſolle, andere nehmen das sephub nicht von den Mücken, ſondern als Anklage, wie die Chaldäer und Syrier. Andere erklären sephul als Grab, sepulcrum; die Federn ſchwirrten und flogen, ſo tiefe Gelehrſamkeit hört man nicht alle Tage. Zu jenen paar Erklärungen hatte er aber volle drei Viertelſtunden verwendet, denn die Citaten aus heiligen und profanen Scribenten nahmen kein Ende. Von Anfang hatte es mir viel Spaß gemacht, die Dogmatik auf ſolche Weiſe getrieben und namentlich den Satan ſo gründlich anatomirt zu ſehen; aber endlich machte es mir doch Langeweile, und ich wollte ſchon meinen Platz verlaſſen, um dem unendlichen Gewäſch zu entfliehen, da ruhte der Dokter einen Augenblick aus, die Schnupftücher wurden gebraucht, die Füße wurden in eine andere Lage gebracht, die Federn ausgeſpritzt und neu beſchnitten — Alles deutete darauf hin, daß jetzt ein Hauptſchlag geſchehen werde.

Und es war ſo; der große Theologe, nachdem er die Meinungen anderer aufgeführt und gehörig gewürdigt hatte, begann jetzt mit Salbung und Würde ſeine eigene Meinung zu entwickeln.

Er ſagte, daß alle dieſe Erklärungen nichts taugen, indem ſie keinen paſſenden Sinn gäben, er wiſſe eine ganz andere und glaube ſich in dieſem Stück noch über Michaelis und Döderlein ſtellen zu dürfen. Er leſe nämlich saephael und das bedeute Koth, Miſt und dergleichen. Der Teufel oder Beelzebub würde alſo hier der Herr im Dreck, der Unreinliche, τὸ πνευμα ἀκαθαρτον, der Stinker genannt, wie denn auch im Volksglauben mit den Erſcheinungen des Satans ein gewiſſer unanſtändiger Geruch verbunden ſey.

Ich traute meinen Ohren kaum; eine ſolche Sottiſe war mir noch nie vorgekommen; ich war im Begriff, den orthodoxen Exegeten mit dem nämlichen Mittel zu bedienen, das einſt Doktor Luther, welcher gar keinen Spaß verſtand, an mir probirte, ihm nämlich das nächſte beſte Dintenfaß an den Kopf zu werfen; aber es fiel mir bei, wie ich mich noch beſſer an ihm rächen könnte; ich bezähmte meinen Zorn und ſchob meine Rache auf.

Der Doktor aber ſchlug im Bewußtſeyn ſeiner Würde das Heft zu, ſtand auf, bückte ſich nach allen Seiten und ſchritt nach der Thüre; die tiefe Stille, welche im Saal geherrſcht hatte, löste ſich in ein dumpfes Gemurmel des Beifalls auf.

„Welch ein gelehrter Mann, welch tiefer Denker, welche Fülle der tiefſten Gelehrſamkeit!“ murmelten die Schüler des großen Exegeten. Emſig verglichen ſie

unter einander ihre Hefte, ob ihnen auch kein Wörtchen von ſeinen ſchlagenden Beweiſen, von ſeinen kühnen Behauptungen entgangen ſey; und wie glücklich waren ſie, wenn auch kein Jota fehlte, wenn ſie hoffen durften, ein dickes, reinliches, vollſtändiges Heft zu bekommen.

Sobald Sie aber die theuren Blätter in den Mappen hatten, waren ſie die Alten wieder; man ſtopfte ſich die ellenlangen Pfeifen, man ſetzte die Mütze kühn auf das Ohr, zog ſingend oder den großen Hunden pfeifend ab, und wer hätte den Jünglingen, die im Sturmſchritt dem nächſten Bierhaus zuzogen, angeſehen, daß ſie die Stammhalter der Orthodoxie ſeyen und recta via von der jüngſten Konjektur des großen Dogmatikers herkommen?

So ſchloß ſich mein erſter theologiſcher Unterricht, ich war, wenn nicht an Weisheit und Einſicht, doch um einen Begriff meiner ſelbſt, an den ich nie gedacht hätte, reicher geworden.

Ich ſchwor mir ſelbſt mit den heiligſten Schwüren, keinen Theologen dieſer finſtern Schule mehr zu hören. Denn, wenn der Oberſte unter ihnen ſolche graſſe Begriffe zu Markt brachte, was durfte ich von den übrigen hoffen? Aber der orthodoxen saephael- oder Dr—ckſeele hatte ich Rache geſchworen, und ich war Manns genug dazu, ſie auszuführen.

Siebentes Kapitel.

Der Satan bekömmt Händel und ſchlägt ſich; Folgen davon.

Indeſſen ereignete ſich etwas anderes, das ich hier nicht übergehen darf, weil es als ein Commentar zu den

Sitten des wunderlichen Volkes, unter welchem ich lebte, dienen kann. Ich hatte schon seit einiger Zeit fleißig die Anatomie besucht, um auch die Aerzte kennen zu lernen; da geschah es eines Tages, daß ich mit mehreren Freunden um einen Cadaver beschäftigt war, indem ich ihnen durch Zergliederung der Organe des Hirns, des Herzens ꝛc. die Nichtigkeit des Glaubens an Unsterblichkeit darzuthun suchte.

Auf einmal höre ich hinter mir eine Stimme: „Pfui Teufel, wie riecht's hier!"

Ich wandte mich rasch um und erblickte einen jungen Theologen, der mich schon in jener dogmatischen Vorlesung durch den Eifer und das Wohlbehagen, mit welchem er die unsinnige Conjektur des Professors niederschrieb, gegen sich aufgebracht hatte. Als ich nun diese Aeußerung „pfui Teufel, wie riecht's hier!" die ich in jenem Augenblick aus des Theologen Munde nur auf mich, als den „Herrn im Koth" bezog, hörte, sagte ich ihm ziemlich stark, daß ich mir solche Gemeinheiten und Anzüglichkeiten verbitte.

Nach dem uralten heiligen Gesetzbuche der Burschen, das man Comment heißt, war dies eine Beschimpfung, die nur mit Blut abgewaschen werden konnte. Der Theologe, ein tüchtiger Raufer, ließ mich daher am andern Tage sogleich fordern. Ein solcher Spaß war mir erwünscht, denn wer sein Ansehen unter seinen Commilitonen behaupten wollte, mußte sich damals geschlagen haben, obgleich das Duell an sich von meinen Freunden als etwas Unvernünftiges, Unnatürliches angesehen wurde. Ich hatte meinen Gegner bestimmen lassen, die

Sache in einem Vergnügungsort, eine Stunde vor der Stadt, auszumachen, und beide Parteien erſchienen zur beſtimmten Zeit an Ort und Stelle.

Feierlich wurde jeder Einzelne in ein Zimmer geführt, der Oberrock ihm ausgezogen, und der „Paukwichs," das heißt die Rüſtung, in welcher das Duell vor ſich gehen ſollte, angelegt. Dieſe Rüſtung oder der Paukwichs beſtand in einem Hut mit breiter Krämpe, die dem Geſicht hinlänglichen Schutz verlieh, einer ungeheuern, fußbreiten Binde, die über den Bauch geſchnallt wurde; ſie war von Leder, gepolſtert und mit der Farbe der Verbindung, zu welcher man gehörte, ausgeſchmückt; eine ungeheure Cravatte, wogegen Herrn Studioſus Würgers ein Groſchenſtück war, ſtand ſteif um die Gegend des Halſes und ſchützte Kinn, Kehle, einen Theil der Schultern und den obern Theil der Bruſt. Den Arm, vom Ellenbogen bis zur Hand, bedeckte ein aus alten ſeidenen Strümpfen verfertigtes Rüſtzeug, Handſchuh genannt. Ich geſtehe, die Figur, in dieſe ſonderbare Rüſtung gepreßt, nahm ſich komiſch genug aus; doch gewährte ſie große Sicherheit, denn nur ein Theil des Geſichtes, der Oberarm und ein Theil der Bruſt war für die Klinge des Gegners zugänglich. Ich konnte mich daher des Lachens nicht enthalten, wenn ich im Spiegel meinen ſonderbaren Habit betrachtete; „der Satan in einem ſolchen Aufzuge und im Begriff, ſich wegen des ſchlechten Geruchs auf der Anatomie zu ſchlagen!"

Meine Genoſſen aber nahmen dieſes Lachen für einen Ausbruch der Kühnheit und des Muths, gedachten,

es ſey jetzt der rechte Augenblick gekommen, und führten mich in einen großen Saal, wo man mit Kreide die gegenſeitige feindliche Stellung auf dem Boden markirt hatte. Ein Fuchs rechnete es ſich zur hohen Ehre, mir den Schläger vorantragen zu dürfen, wie man den alten Kaiſern Schwert und Scepter vorantrug. Jener war eine aus polirtem Stahl ſchön gearbeitete Waffe mit großem, ſchützendem Korb und ſcharf geſchliffen wie ein Scheermeſſer.

Wir ſtanden endlich einander gegenüber; der Theologe machte ein grimmiges Geſicht und blickte mit einem Hohn auf mich, der mich nur noch mehr in dem Vorſatz beſtärkte, ihn tüchtig zu zeichnen.

Wir legten uns nach alter Fechterweiſe aus, die Klingen waren gebunden, die Sekundanten ſchrien: „los!“ und unſere Schläger ſchwirrten in der Luft und fielen raſſelnd auf die Körbe. Ich verhielt mich meiſtens parirend gegen die wirklich ſchönen und mit großer Kunſt ausgeführten Angriffe des Gegners; denn mein Ruhm war größer, wenn ich mich von Anfang nur vertheidigte, und erſt im vierten, fünften Gang ihm eine Schlappe gab.

Allgemeine Bewunderung folgte jedem Gang; man hatte noch nie ſo kühn und ſchnell angreifen, noch nie mit ſo vieler Ruhe und Kaltblütigkeit ſich vertheidigen ſehen. Meine Fechtkunſt wurde von den älteſten „Häuſern“ bis in den Himmel erhoben, und man war nun geſpannt und begierig, bis ich ſelbſt angreifen würde; doch wagte es keiner, mich dazu aufzumuntern.

Vier Gänge waren vorüber, ohne daß irgendwo ein Hieb blutig geweſen wäre. Ehe ich zum fünften

aufmarſchirte, zeigte ich meinen Kameraden die Stelle auf der rechten Wange, wohin ich meinen Theologen treffen wolle. Dieſer mochte es mir anſehen, daß ich jetzt ſelbſt angreifen werde, er legte ſich ſo gedeckt als möglich aus und hütete ſich ſelbſt einen Angriff zu machen. Ich begann mit einer herrlichen Finte, der ein allgemeines Ah! folgte, ſchlug dann einige regelmäßige Hiebe, und klapp! ſaß ihm mein Schläger in der Wange.

Der gute Theologe wußte nicht, wie ihm geſchah, mein Sekundant und Zeuge ſprangen mit einem Zollſtab hinzu, maßen die Wunde und ſagten mit feierlicher Stimme: „es iſt mehr als ein Zoll, klafft und blutet, alſo Anſch—ß;“ das hieß ſo viel als: weil ich dem guten Jungen ein Zoll langes Loch ins Fleiſch gemacht hatte, war ſeiner Ehre genug geſchehen.

Jetzt ſtürzten meine Freunde herzu, die älteſten faßten meine Hände, die jüngeren betrachteten ehrfurchtsvoll die Waffe, mit welcher die in der Geſchichte einzige und unerhörte That geſchehen war; denn wer, ſeit des großen Renomiſten Zeiten, durfte ſich rühmen, vorher die Stelle, die er treffen wollte, angezeigt und mit ſo vieler Genauigkeit getroffen zu haben?

Ernſten Blickes trat der Sekundant meines Gegners herein und bot mir in deſſen Namen Verſöhnung an. Ich ging zu dem Verwundeten, dem man gerade mit Nadel und Faden ſeine Wunde zunähte, und verſöhnte mich mit ihm.

„Ich bin Ihnen Dank ſchuldig,“ ſagte er zu mir, „daß ſie mich ſo gezeichnet haben. Ich wurde ganz gegen meinen Willen gezwungen, Theologie zu ſtudiren; mein

Vater iſt Landpfarrer, meine Mutter eine fromme Frau, die ihren Sohn gern einmal im Chorrock ſehen möchte. Sie haben mit einem Mal entſchieden, denn mit einer Schmarre vom Ohr bis zum Mund, darf ich keine Kanzel mehr beſteigen."

Die Burſchen ſahen theilnehmend auf den wackern Theologen, der wohl mit geheimer Wehmuth an den Schmerz des alten Paſtors, an den Jammer der frommen Mama denken mochte, wenn die Nachricht von dieſem Unfall anlangte; ich aber hielt es für das größte Glück des Jünglings, durch eine ſo kurze Operation der Welt wieder geſchenkt zu ſeyn. Ich fragte ihn, was er jetzt anzufangen gedenke, und er geſtand offen, daß der Stand eines Kavalleriſten oder eines Schauſpielers ihn von jeher am meiſten angezogen hätte.

Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen für dieſen vernünftigen Gedanken, denn gerade unter dieſen beiden Ständen zähle ich die meiſten Freunde und Anhänger; ich rieth ihm daher aufs ernſtlichſte, dem Trieb der Natur zu folgen, indem ich ihm die beſten Empfehlungsbriefe an bedeutende Generale und an die vorzüglichſten Bühnen verſprach.

Dem ganzen Perſonale aber, das dem merkwürdigen Duell angewohnt hatte, gab ich einen trefflichen Schmaus, wobei auch mein Gegner und ſeine Geſellen nicht vergeſſen wurden. Dem ehemaligen Theologen zahlte ich nachher in der Stille ſeine Schulden und verſah ihn, als er geneſen war, mit Geld und Briefen, die ihm eine fröhliche glänzende Laufbahn eröffneten.

Meine geheime Wohlthätigkeit war so wenig, als der glänzende Ausgang meiner Affaire ein Geheimniß geblieben. Man sah mich von jetzt wie ein höheres Wesen an, und ich kannte manche junge Dame, die sogar über meine großmüthigen Sentiments Thränen vergoß.

Die Mediciner aber ließen mir durch eine Deputation einen prachtvollen Schläger überreichen, weil ich mich, wie sie sich ausdrückten: „für den guten Geruch ihrer Anatomie geschlagen habe.“

Die Welt bleibt unter allen Gestalten die nämliche, die sie von Anfang war. Dem Bösen, selbst dem Unvernünftigen huldigt sie gerne, wenn es sich nur in einem glänzenden Gewande zeigt; die gute ehrliche Tugend mit ihren rauhen Manieren und ihrem ungeschliffenen rohen Aussehen wird höchstens Achtung, niemals Beifall erlangen.

Achtes Kapitel.

Satana Rache an Doktor Schnatterer.

Als ich sah, wie weit die Philosophie und Theologie in . . . . . en hinter meinen Vorstellungen, die ich mir zuvor gemacht hatte, zurückbleibe, legte ich mich mit Eifer auf Aesthetik, Rhetorik, namentlich aber auf die schöne Literatur. Man wende mir nicht ein, ich habe auf diese Art meine Zeit unnütz angewendet. Ich besuchte ja jene berühmte Schule nicht, um ein Brodstudium zu treiben, das einmal einen Mann mit Weib und Kind ernähren könnte, sondern das die cur hic, das ich recht oft in meine Seele zurückrief, sagte mir immer, ich solle suchen,

von jeder Wiſſenſchaft einen kleinen Hieb zu bekommen; mich aber ſo ſehr als möglich in jenen Künſten zu vervollkommnen, die heutzutage einem Mann von Bildung unentbehrlich ſind.

Bei Gelegenheit, eine Stelle aus einem Dichter zu citiren, über die Schönheit eines Gemäldes kunſtgerecht mitzuſprechen, eine Statue nach allen Regeln für erbärmlich zu erklären, für die Männer einige theologiſche Literatur, einige juridiſche Phraſen, einige neue mediciniſche Entdeckungen, einige exorbitante philoſophiſche Behauptungen in petto zu haben, hielt ich für unumgänglich nothwendig, um mich mit Anſtand in der modernen Welt bewegen zu können, und ohne mir ſelbſt ein Kompliment machen zu wollen, darf ich ſagen, ich habe in den paar Monaten in ..... en hinlänglich gelernt.

Ich habe mir nach dem Beiſpiel meiner großen Vorbilder im Memoirenſchreiben vorgenommen, auch die geringfügigſten Ereigniſſe aufzuführen, wenn ſie lehrreich oder merkwürdig ſind, wenn ſie Stoff zum Nachdenken oder zum Lachen enthalten. Ich darf daher nicht verſäumen, meine Rache am Doktor Schnatterer zu erzählen.

Beſagter Doktor hatte die löbliche Gewohnheit, Sonntag Nachmittags mit mehreren andern Profeſſoren in ein Wirthshaus ein halbes Stündchen vor der Stadt zu ſpazieren. Dort pflegte man, um die ſteifgeſeſſenen Glieder wieder auszurenken, Kegel zu ſchieben und allerlei ſonſtigen Kurzweil zu treiben, wie es ſich für ehrbare Männer geziemt; man ſpielte wohl auch bei verſchloſſenen Thüren ein Whiſtchen oder Piquet und trank

manchmal ein Gläschen über Durſt, was wenigſtens die böſe Welt daraus erſehen wollte, daß ſich die Herren Abends in der Chaiſe des Wirthes zur Stadt bringen ließen.

Der ehrwürdige Theologe aber pflegte immer lang vor Sonnenuntergang heimzukehren, man ſagt, weil die Frau Doktorin ihm keine längere Friſt erlaubt hatte; er ging dann bedächtigen Schrittes ſeinen Weg, vermied aber die breite Chauſſée und ſchlug den Wieſenpfad ein, der dreißig Schritte ſeitwärts neben jener hinlief; der Grund war, weil der breite Weg am ſchönen Sonntag Abend mit Fußgängern beſäet war, der Doktor aber die höhere Röthe ſeines Geſichtes und den etwas unſichern Gang nicht den Augen der Welt zeigen wollte.

So erklärten ſich die Böſen den einſamen Gang Schnatterers; die Frommen aber blieben ſtehen, ſchauten ihm nach und ſprachen: „ſiehe, er geht nicht auf dem breiten Weg der Gottloſen, der fromme Herr Doktor, ſondern den ſchmalen Pfad, welcher zum Leben führt.“

Auf dieſe Gewohnheit des Doktors hatte ich meinen Racheplan gebaut. Ich paßte ihm an einem ſchönen Sonntag Abend, der alle Welt ins Freie gelockt hatte, auf, und er trat noch bei guter Tageszeit aus dem Wirthshaus. Mit demüthigem Bückling nahte ich mich ihm und fragte, ob ich ihn auf ſeinem Heimweg begleiten dürfe, der Abend ſcheine mir in ſeiner gelehrten Nähe noch einmal ſo ſchön.

Der Herr Doktor ſchien einen kordialen Hieb zu haben; er legte zutraulich meinen Arm in den ſeinigen und begann mit mir über die Tiefen der Wiſſenſchaften

zu peroriren. Aber ich ſchlug ſein Auge mit Blindheit, und indem ich als ehrbarer Studioſus neben ihm zu gehen ſchien, verwandelte ich meine Geſtalt und erſchien den verwunderten Blicken der Spaziergänger als die ſchöne Luiſel, die berüchtigſte Dirne der Stadt. — Ach! daß Hogarth an jenem Abend unter den ſpazierengehenden Chriſten auf dem breiten Wege gewandelt wäre! Welch herrliche Originale für frommen Unwillen, ſtarres Erſtaunen, hämiſche Schadenfreude hätte er in ſein Skizzenbuch niederlegen können!

Die Vorderſten blieben ſtehen, als ſie das ſeltſame Paar auf dem Wieſenpfad wandeln ſahen, ſie kehrten um, uns zu folgen, und riſſen die Nachkommenden mit. Wie ein ungeheurer Strom wälzte ſich uns die erſtaunte Menge nach, wie ein Lauffeuer flog das unglaubliche Gerücht: „der Doktor Schnatterer mit der ſchönen Luiſel!“ von Mund zu Mund der Stadt zu.

„Wehe dem, durch den Aergerniß kommt!“ riefen die Frommen; „hat man das je erlebt von einem chriſtlichen Prediger?“

„Ei, ei, wer hätte das hinter dem Ehrſamen geſucht?“ ſprachen mit Achſelzucken die Halbfrommen, „wenn der Skandal nur nicht auf öffentlicher Promenade!“ —

„Der Herr Doktor machen ſich's bequem!“ lachten die Weltkinder, „er predigt gegen das Unrecht und geht mit der Sünde ſpazieren.“

So hallte es vom Felde bis in die Stadt, Bürger und Studenten, Mägde und Straßenjungen erzählten es in Kneipen, am Brunnen und an allen Ecken; und „Doktor Schnatterer“ und „ſchöne Luiſel“ war das

Feldgeschrei und die Parole für diesen Abend und manchen folgenden Tag.

An einer Krümmung des Wegs machte ich mich unbemerkt aus dem Staube und schloß mich als Studiosus meinen Kameraden an, die mir die Neuigkeit ganz warm auftischten. Der gute Doktor aber zog ruhig seines Weges, bemerkte, in seine tiefen Meditationen versenkt, nicht das Drängen der Menge, die sich um seinen Anblick schlug, nicht das wiehernde Gelächter, das seinen Schritten folgte. Es war zu erwarten, daß einige frommen Weiber seiner zärtlichen Ehehälfte die Geschichte beigebracht hatten, ehe noch der Theologe an der Hausglocke zog; denn auf der Straße hörte man deutlich die fürchterliche Stimme des Gerichtsengels, der ihn in Empfang nahm, und das Klatschen, welches man hie und da vernahm, war viel zu volltönend, als daß man hätte denken können, die Frau Doktorin habe die Wangen ihres Herrn Gemahls mit dem Munde berührt.

Wie ich mir aber dachte, so geschah es. Nach einer halben Stunde schickte die Frau Doktorin zu mir und ließ mich holen. Ich traf den Doktor mit hoch aufgelaufenen Wangen, niedergeschlagen in einem Lehnstuhl sitzend. Die Frau schritt auf mich zu und schrie, indem sie die Augen auf den Doktor hinüberblitzen ließ: „dieser Mensch dort behauptet, heute Abend mit Ihnen vom Wirthshaus hereingegangen zu seyn; sagen Sie, ob es wahr ist, sagen Sie!“

Ich bückte mich geziemend und versicherte, daß ich mir habe nie träumen lassen, die Ehre zu genießen; ich sey den ganzen Abend zu Haus gewesen.

Wie vom Donner gerührt, ſprang der Doktor auf, der Schrecken ſchien ſeine Zunge gelähmt zu haben: „Zu Haus geweſen?“ lallte er, „nicht mit mir gegangen? o mit wem ſoll ich denn gegangen ſeyn, als mit Ihnen, Wertheſter?“

„Was weiß ich, mit wem der Herr Doktor gegangen ſind?“ gab ich lächelnd zur Antwort. „Mit mir auf keinen Fall!“

„Ach, Sie ſind nur zu nobel, Herr Studioſus,“ heulte die wüthende Frau, „was ſollten Sie nicht wiſſen, was die ganze Stadt weiß; der alte Sünder, der Schandmenſch! man weiß ſeine Schliche wohl; mit der ſchönen Luiſel hat er ſcharmuzirt!“

„Das hat mir der böſe Feind angethan!“ raste der Doktor und rannte im Zimmer umher; „der Böſe, der Beelzebub, nach meiner Conjektur der Stinker.“

„Der Rauſch hat dir's angethan, du Lump!“ ſchrie die Zärtliche, riß ihren breitgetretenen Pantoffel ab und rannte ihm nach; ich aber ſchlich mich die Treppe hinab und zum Haus hinaus, und dachte bei mir: „dem Doktor iſt ganz recht geſchehen, man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen, ſonſt kömmt er.“

Der Doktor Schnatterer wurde von da an in ſeinen Kollegien ausgepocht und konnte ſelbſt mit den kühnſten Conjekturen den Eifer nicht mehr erwecken, der vor ſeiner Fatalität unter der ſtudirenden Jugend geherrſcht hatte. Die Kollegiengelder erreichten nicht mehr jene Summe, welche die Frau Profeſſorin als allgemeinen Maaßſtab angenommen hatte, und der Profeſſor lebte daher in ewigem Hader mit der Unverſöhnlichen. Dieſem hatte

ſo zu ſagen, der Teufel ein Ei in die Wirthſchaft gelegt.

Neuntes Kapitel.

Satan wird wegen Umtrieben eingezogen und verhört; er verläßt die Univerſität.

Um dieſe Zeit hörte man in Deutſchland viel von Demagogen, Umtrieben, Verhaftungen und Unterſuchungen. Man lachte darüber, weil es ſchien, man betrachte alles durch das Vergrößerungsglas, welches Angſt und böſes Gewiſſen vorhielten. Uebrigens mochte es an manchen Orten doch nicht ganz geheuer geweſen ſeyn, ſelbſt in dem ſonſt ſo ruhigen ..... en ſpukte es in manchen Köpfen ſeltſam.

Ich will einen kurzen Umriß von dem Stand der Dinge geben. Wenn man unbefangen unter den Burſchen umherwandelte und ihren Gelagen beiwohnte, ſo drängte ſich von ſelbſt die Bemerkung auf, daß viele unter ihnen von etwas anderem angeregt ſeyen, als gerade von dem nächſten Zweck ihres Brodſtudiums; wie einige großes Intereſſe daran fanden, ſich Morgens mit ihren Gläubigern und deren Noten (Philiſter mit Pumpregiſtern) herumzuzanken, nachher den Hund zu baden und ihn ſchöne Künſte zu lehren, ſodann Fenſterparade vor ihren Schönen zu machen u. ſ. w., ſo hatten ſich andere, und zwar kein geringer Theil, auf Idealeres geworfen. Ich hatte zwar dadurch, daß ich ſie zum Studium des Trinkens anhielt, dafür geſorgt, daß die Herren ſich nicht gar zu ſehr der Welt entziehen möchten;

aber es blieb doch immer ein geheimnißvolles Walten, aus welchem ich nicht recht klug werden konnte.

Beſonders aber äußerte ſich dies, wenn die Köpfe erleuchtet waren; da ſprach man viel von Volksbildung, von frommer deutſcher Art, manche ſprudelten auch über und ſchrien von der Noth des Vaterlandes, von — doch das iſt jetzt gleichgültig, von was geſprochen wurde; es genügt zu ſagen, daß es ſchien, als hätte eine große Idee viele Herzen ergriffen, ſie zu einem Streben vereinigt. Mir behagte die Sache an ſich nicht übel; ſollte es auf etwas Unruhiges ausgehen, ſo war ich gleich dabei, denn Revolutionen waren von jeher mein Element; nur ſollte nach meiner Meinung das Ganze einen eleganteren leichteren Anſtrich haben.

Es gab zwar Leute unter ihnen, die mit der Gewandtheit eines Staatsmannes die Menge zu leiten wußten, die ſich eine Eleganz des Styls, eine Leichtigkeit des Umgangs angeeignet hatten, wie ſie in den diplomatiſchen Salons mit Mühe erlernt und kaum mit ſo viel Anſtand ausgeführt wird; aber die meiſten waren in ein phantaſtiſches Dunkel gerathen, munkelten viel von dem Dreiklang in der Einheit, von der Idee, die ihnen aufgegangen ſey, und hatten Vergangenheit und Zukunft, Mittelalter und das Chaos der jetzigen Zeit ſo in einander geknetet, daß kein Theſeus ſich aus dieſen Labyrinthen herausgefunden hätte.

Ich merkte oft, daß einer oder der andere der Koriphäen in einer traulichen Stunde mir gerne etwas anvertraut hätte; ich zeigte Verſtand, Weltbildung, Geld und große Connexionen, Eigenſchaften, die nicht

zu verachten sind, und die man immer ins Mittel zu ziehen sucht. Aber immer, wenn sie im Begriff waren, die dunkle Pforte des Geheimnisses vor meinen Augen aufzuschließen, schien sie, ich weiß nicht was, zurückzuhalten; sie behaupteten, ich habe kein Gemüth, denn dieses edle Seelenvermögen schienen sie als Probierstein zu gebrauchen.

Mochte ich aber aussehen wie ein verkappter Jakobiner, mochte ich durch meinen Einfluß auf die Menge Verdacht erregt haben? Eines Morgens trat der Pedell mit einigen Schnurren in mein Zimmer und nahm mich im Namen Seiner Magnificenz gefangen. Der Universitätssekretär folgte, um meine Papiere zu ordnen und zu versiegeln, und gab mir zu verstehen, daß ich als Demagoge verhaftet sey.

Man gab mir ein anständiges Zimmer im Universitätsgebäude, sorgte eifrig für jede Bequemlichkeit, und als der hohe Rath beisammen war, wurde ich in den Saal geführt, um über meine politischen Verbrechen vernommen zu werden.

Die Dekane der vier Fakultäten, der Rektor Magnificus, ein Mediciner, und der Universitätssekretär saßen um einen grün behängten Tisch in feierlichem Ornat; die tiefe Stille, welche in dem Saal herrschte, die steife Haltung der gelehrten Richter, ihre wichtigen Mienen nöthigten mir unwillkürlich ein Lächeln ab.

Magnificus zeigte auf einen Stuhl ihm gegenüber am Ende der Tafel, Delinquent setzte sich, Magnificus winkte wieder und der Pedell trat ab.

Noch immer tiefe Stille; der Sekretär legt das Papier zum Protokoll zurecht und schneidet Federn; ein

alter Profeſſor läßt ſeine ungeheure Doſe herumgehen. Jeder der Herren nimmt eine Priſe, bedächtlich und mit Beugung des Hauptes; Doktor Saper, mein nächſter Nachbar, ſchnupft und präſentirt mir die Doſe, läßt aber das theure Magazin, von einem abwehrenden Blick Magnifici erſchreckt, mit polterndem Geräuſch zu Boden fallen.

„Alle Hagel, Herr Doktor!“ ſchrie der alte Profeſſor, alle Achtung bei Seite ſetzend.

„O Jerum!“ ächzte der Sekretär und warf das Federmeſſer weg, denn er hatte ſich aus Schrecken in den Finger geſchnitten.

„Bitte unterthänigſt!“ ſtammelte der erſchrockene Doktor Saper.

Dieſe alle ſprachen auf einmal durch einander, und der letztere kniete auf den Boden nieder und wollte mit der Papierſcheere, die er in der Eile ergriffen hatte, den verſchütteten Tabak aufſchaufeln.

Magnificus aber ergriff die große Glocke und ſchellte dreimal; der Pedell trat eilig und beſtürzt herein und fragte, was zu Befehl ſey, und Magnificus mit einem verbindlichen Lächeln zu Doktor Saper hinüber ſprach: „Laſſen Sie es gut ſeyn, Lieber, er taugt doch nichts mehr; da wir aber in dieſer Sitzung einiges Tabaks benöthigt ſeyn werden, glaube ich dafür ſtimmen zu müſſen, daß friſcher ad locum gebracht werde.“

Doktor Saper zog ſchnell ſein Beutelein, reichte dem Pedell einige Groſchen und befahl ihm, eilends drei Loth Schnupftabak zu bringen. Dieſer enteilte dem Saal; vor dem Haus fand er, wie ich nachher erfuhr,

die halbe Universität versammelt, denn meine Verhaftung war schnell bekannt geworden, und alles drängte sich zu, um das Nähere zu erfahren. Man kann sich daher die Spannung der Gemüther denken, als man den Pedell aus der Thüre stürzen sah; die Vordersten hielten ihn fest und fragten und drängten ihn, wohin er so eilig versendet werde, und kaum konnte man sich in seine Betheurung finden, daß er eilends drei Loth Schnupftabak holen müsse.

Aber im Saal war nach der Entfernung des Götterboten die vorige anständige Stille eingetreten. Magnificus faßte mich mit einem Blick voll Hoheit und begann:

„Es ist uns von einer höchstpreislichen Central-Untersuchungs-Commission der Auftrag zugekommen, auf gewisse geheime Umtriebe und Verbindungen, so sich auf unserer Universität seit einiger Zeit entsponnen haben sollen, unser Augenmerk zu richten. Wir sind nun nach reiflicher Prüfung der Umstände vollkommen darüber einverstanden, daß Sie, Herr von Barbe, sich höchst verdächtig gemacht haben, solche Verhältnisse unter unserer akademischen Jugend dahier herbeigeführt und angesponnen zu haben. Hm! was sagen Sie dazu, Herr von Barbe?"

„Was ich dazu sage? Bis jetzt noch nichts, ich erwarte geziemend die Beweise, die mein Leben und Betragen einer solchen Beschuldigung verdächtig machen."

„Die Beweise?" antwortete erstaunt der Rektor, „Sie verlangen Beweise? ist das der Respekt vor einem akademischen Senate? Man führe selbst den Beweis, daß man nicht im sträflichen Verdacht der Demagogie ist."

„Mit gütiger Erlaubniß, Euer Magnificenz,“ entgegnete der Dekan der Juriſten, „Inquiſit kann, wenn er eines Verdachtes angeklagt iſt, in alle Wege verlangen, daß ihm die Gründe des Verdachtes genannt werden.“

Dem mediciniſchen Rektor ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirne; man ſah ihm an, daß er mit Mühe die Beweisgründe in ſeinem Haupte hin- und herwälze. Wie ein Bote vom Himmel erſchien ihm daher der Pedell mit der Doſe und berichtete zugleich mit ängſtlicher Stimme, daß die Studirenden in großer Anzahl ſich vor dem Univerſitätsgebäude zuſammengerottet haben, und ein verdächtiges Gemurmel durch die Reihen laufe, das mit einem Pereat oder Scheibeneinwerfen zu bedrohen ſcheine.

Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo ſtürzte eine Magd herein und richtete von der Frau Magnificuſſin an den Herrn Magnificus ein Compliment aus, „und er möchte doch ſich nach Haus ſalviren, weil die Studenten allerhand verdächtige Bewegungen machen.“

„Iſt das nicht der klarſte Beweis für Ihre geheimen Umtriebe, lieber Herr von Barbe?“ ſprach die Magnificenz in kläglichem Tone. „Aber der Aufruhr ſteigt, videant Consules, ne quid detrimenti — man nehme ſeine Maßregeln; — daß auch der Teufel gerade in meine Amtsführung alle fatalen Händel bringen muß! — Domine Collega, Herr Doktor Pfeffer, was ſtimmen Sie?“

„Es iſt eigentlich noch kein Votum zur Abſtimmung vorgebracht und zur Reife gediehen, ich rathe aber

Herrn von Barbe bis auf weiteres zu entlaſſen, und ihm —"

„Richtig, gut!" rief der Rektor, „Sie können abtreten, werthgeſchätzter junger Freund! beruhigen Sie Ihre Cameraden; Sie ſehen ſelbſt, wie glimpflich wir mit Ihnen verfahren ſind, und zu einer gelegeneren Stunde werden wir uns wieder die Ehre ausbitten; damit aber die Sache kein ſolches Aufſehen mehr erregt — weiß Gott, der Aufruhr ſteigt, ich höre Pereat — ſo kommen Sie morgen Abend alle zum Thee zu mir, Sie auch, lieber Barbe, da denn die Sachen weiter beſprochen werden können."

Ich konnte mich kaum enthalten, den ängſtlichen Herren ins Geſicht zu lachen. Sie ſaßen da, wie von Gott verlaſſen, und wünſchten ſich in Abrahams Schooß, das heißt in den ruhigen Hafen ihres weiten Lehnſtuhls.

„Was ſteht nicht von einer erhitzten Jugend zu befürchten?" klagten ſie, „ſeitdem etzliche Lehrer von den Kathedern geſtiegen ſind und ſich unter dieſe himmelſtürmenden Cyklopen gemiſcht haben, iſt keine Ehrfurcht, kein Reſpekt mehr da. Man muß befürchten, wie ſchlechte Schauſpieler ausgepfiffen oder am hellen Tage inſultirt zu werden."

„Vom Erſtechen will ich gar nicht reden," ſagte ein anderer; „es ſollte eigentlich jeder Literatus, der nicht alle Wege ein gut Gewiſſen hat, einen Bruſtharniſch unter dem Camiſol tragen."

Indeſſen die Philiſter alſo klagten, dankte ich meinen Commilitonen für ihre Aufmerkſamkeit für mich,

ſagte ihnen, daß ſie Nachts viel beſſere Gelegenheit zum Fenſtereinwerfen haben, und bewog ſie durch Bitten und Vorſtellungen, daß ſie abzogen. Sie marſchirten in geſchloſſenen Reihen durch das erſchreckte Städtchen, und ſangen ihr ça ira, ça ira, nämlich: „die Burſchen-Freiheit lebe“ und das erhabene „Rautſch, rautſch, rautſchitſchi, Revolution.“

Ich ging wieder in den Saal zurück und ſagte den noch verſammelten Herren, daß ſie gar nichts zu befürchten haben, weil ich die Herren Studioſen vermocht habe, nach Hauſe zu gehen. Beſchämung und Zorn röthete jetzt die bleichen Geſichter, und mein bischen Pſychologie müßte mich ganz getäuſcht haben, wenn mich die Herren nicht ihre Angſt entgelten ließen. Und gewiß! meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Magnificus ging ans Fenſter, um ſich ſelbſt zu überzeugen, daß die Aufrührer abgezogen ſeyen; dann wendete er ſich mit erhabener Miene zu mir, und er, der noch vor einer Viertelſtunde „mein werthgeſchätzter Freund“ zu mir ſagte, herrſchte mir jetzt zu: „Wir können das Verhör weiter fortführen, Delinquent mag ſich ſetzen!“

So ſind die Menſchen; nichts vergißt der Höhere ſo leicht, als daß der Niedere ihm in der Stunde der Noth zu Hülfe eilte. Nichts ſucht er ſogar eifriger zu vergeſſen, als jene Noth, wenn er ſich dabei eine Blöße gegeben, deren er ſich zu ſchämen hat.

Nach der Miene des Magnificus richteten ſich auch die ſeiner Kollegen. Sie behandelten mich grob und mürriſch. Der Rektor entwickelte mit großer Gelehrſamkeit den erſten Anklagepunkt.

„Demagog kömmt her von δημος und αγειν. Das eine heißt Volk, das andere führen oder verführen. Wer iſt nach dieſem Begriff mehr Demagog, als Sie? Haben wir nicht in Erfahrung gebracht, daß Sie die jungen Leute zum Trinken verleiteten, daß Sie neue Lieder und Kartenſpiele hieher verpflanzten? Auch von andern Orten werden dieſe Sachen als die ſicherſten Symptome der Demagogie angeführt; folglich ſind Sie ein Demagog.“ —

Mit triumphirendem Lächeln wandte er ſich zu ſeinen Kollegen: „habe ich nicht Recht, Doktor Pfeffer? nicht Recht, Herr Profeſſor Saper?“ — „Vollkommen, Euer Magnificenz,“ verſicherten jene und ſchnupften.

„Zweitens, jetzt kommt der andere Punkt,“ fuhr der Mediciner fort: „das Turnen iſt eine Erfindung des Teufels und der Demagogen, es iſt, um mich ſo auszudrücken, eine vaterlandsverrätheriſche Ausbildung der körperlichen Kräfte. Da nun die Turnplätze eigentlich die Thierparks und Salzlacken des demagogiſchen Wildes, Sie aber, wie wir in Erfahrung gebracht haben, einer der eminenteſten Turner ſind, ſo haben Sie ſich durch Ihre Saltus mortales und Ihre übrigen Künſte als einen kleinen Jahn, einen offenbaren Demagogen gezeigt. — Habe ich nicht Recht, Herr Doktor Brutteler? ſage ich nicht die Wahrheit, Herr Doktor Schrag?“

„Vollkommen, Euer Magnificenz?“ verſicherten dieſe und ſchnupften.

„Demagogen,“ fuhr er fort, „Demagogen ſchleichen ſich ohne beſtimmten äußern Zweck ins Land, und ſuchen da Feuer einzulegen; ſie ſind unſtäte Leute, denen man

ihre Verdächtigkeit gleich anſieht; der Herr Studioſus von Barbe iſt ohne beſtimmten Zweck hier, denn er läuft in allen Kollegien und Wiſſenſchaften umher, ohne ſie für immer zu frequentiren oder gar nachzuſchreiben; was folgt? Er hat ſich der Demagogie ſehr verdächtig gemacht; ich füge gleich den vierten Grund bei: man hat bemerkt, daß Demagogen, vielleicht von geheimen Bünden ausgerüſtet, viel Geld zeigen und die Leute an ſich locken; wer hat ſich in dieſem Punkt der Anklage würdiger gemacht, als Delinquent? Habe ich nicht Recht, meine Herren?"

„Sehr ſcharfſinnig! vollkommen!" antworteten die Aufgerufenen unisono und ließen die Doſe herumgehen.

Mit Majeſtät richtet ſich Magnificus auf: „Wir glauben hinlänglich bewieſen zu haben, daß Sie, Herr Studioſus Friedrich von Barbe, in dem Verdacht geheimer Umtriebe ſtecken; wir ſind aber weit entfernt, ohne den Beklagten anzuhören, ein Urtheil zu fällen, darum vertheidigen Sie ſich. — Aber mein Gott! wie die Zeit herumgeht, da läutet es ſchon zu Mittag; ich denke, der Herr kann ſeine Vertheidigung im Carcer ſchriftlich abfaſſen; ſomit wäre die Sitzung aufgehoben; wünſche geſegnete Mahlzeit, meine Herren."

So ſchloß ſich mein merkwürdiges Verhör. Im Carcer entwarf ich eine Vertheidigung, die den Herren einleuchten mochte. Wahrſcheinlicher aber iſt mir, daß ſie ſich ſcheuten, einen jungen Mann, der ſo viel Geld ausgab, aus ihrer guten Stadt zu verbannen. Sie gaben mir daher den Beſcheid, daß man mich aus

beſonderer Rückſicht diesmal noch mit dem Concilium verſchonen wolle, und ſetzten mich wieder auf freien Fuß.

Als Demagog eingekerkert zu ſeyn, als Märtyrer der guten Sache gelitten zu haben, zog einen neuen Nimbus um meinen Scheitel, und im Triumph wurde ich aus dem Carcer nach Haus begleitet; aber die Freude ſollte nicht lange dauern. Ich hatte jetzt ſo ziemlich meinen Zweck, der mich in jene Stadt geführt hatte, erreicht, und gedachte weiter zu gehen. Ich hatte mir aber vorgenommen, vorher noch den Titel eines Doktors der Philoſophie auf gerechtem Wege zu erringen. Ich ſchrieb daher eine gelehrte Diſſertation, und zwar über ein Thema, das mir am nächſten lag, de rebus diabolicis, ließ ſie drucken und vertheidigte ſie öffentlich; wie ich meine Gegner und Opponenten tüchtig zuſammengehauen, erzähle ich nicht, aus Beſcheidenheit; einen Auszug aus meiner Diſſertation habe ich übrigens dem geneigten Leſer beigelegt. *

Post exantlata oder nachdem ich den Doktorhut errungen hatte, gab ich einen ungeheuern Schmaus, wobei manche Seele auf ewig mein wurde. So lange noch die guten Jungen meinen Champagner und Burgunder mit ſchwerer Zunge prüften, ließ ich meine Rappen vorführen und ſagte der lieben Muſenſtadt Valet. Die Rechnung des Doktorſchmauſes aber überbrachte der Wirth am Morgen den erſtaunten Gäſten,

---

* Dieſen Auszug habe ich nicht finden können, es müßte denn die Einleitung zum Beſuch bei Goethe ſeyn.

Der Herausgeber.

und manches Pochen des ungeſtümen Gläubigers, das ſie aus den ſüßen Morgenträumen weckte, mancher bedeutende Abzug am Wechſel erinnerte ſie auch in ſpätern Zeiten an den berühmten Doktorſchmaus und an ihren guten Freund, den Satan.

Unterhaltungen

des

Satan und des ewigen Juden

in Berlin.

Die heutigen dummen Geſichter ſind nur das boeuf à la mode der früheren dummen Geſichter.

Welt und Zeit.

Zehntes Kapitel.

Wen der Teufel im Thiergarten traf.

Ich ſaß, es mögen bald drei Jahre ſeyn, an einem ſchönen Sommerabend im Thiergarten zu Berlin, nicht weit vom Weberiſchen Zelt; ich betrachtete mir die bunte Welt um mich her und hatte großes Wohlgefallen an ihr; war es doch ſchon wieder ganz anders geworden, als zu der frommen Zeit Anno dreizehn und fünfzehn, wo alles ſo ehrbar, und, wie ſie es nannten, altdeutſch zuging, daß es mich nicht wenig ennuyirte. Beſonders über die ſchönen Berlinerinnen konnte ich mich damals recht ärgern; ſonſt ging es Sonntags Nachmittags mit

Saus und Braus nach Charlottenburg oder mit Jubel und Lachen die Linden entlang nach dem Thiergarten heraus; allein damals —? Jetzt aber ging es auch wieder hoch her. Das Alte war dem Neuen gewichen, Luft und Leben wie früher zog durch die grünen Bäume, und der Teufel galt wieder was, wie vor Zeiten, und war ein geschätzter angesehener Mann.

Ich konnte mich nicht enthalten, einen Gang durch die buntgemischte Gesellschaft zu machen. Die glänzenden Militärs von allen Chargen mit ihren eben so verschieden chargirten Schönen, die zierlichen Elegants und Elegantinnen, die Mütter, die ihre geputzten Töchter zu Markt brachten, die wohlgenährten Räthe mit einem guten Griff der Kassengelder in der Tasche, und Grafen, Barone, Bürger, Studenten und Handwerksbursche, anständige und unanständige Gesellschaft — sie alle um mich her, sie alle auf dem vernünftigsten Wege, mein zu werden! In fröhlicher Stimmung ging ich weiter und weiter, ich wurde immer zufriedener und heiterer.

Da sah ich mitten unter dem wogenden Gewühl der Menge ein paar Männer an einem kleinen Tischchen sitzen, welche gar nicht recht zu meiner fröhlichen Gesellschaft taugen wollten. Den einen konnte ich nur vom Rücken sehen, es war ein kleiner beweglicher Mann, schien viel an seinen Nachbar hin zu sprechen, gestikulirte oft mit den Armen und nahm nach jedem größeren Satz, den er gesprochen, ein erkleckliches Schlückchen dunkelrothen Franzweins zu sich.

Der andere mochte schon weit vorgerückt in Jahren seyn, er war ärmlich, aber sauber gekleidet, beugte den

Kopf auf die eine Hand, während die andere mit einem langen Wanderſtab wunderliche Figuren in den Sand beſchrieb; er hörte mit trübem Lächeln dem Sprechenden zu und ſchien ihm wenig oder ganz kurz zu antworten.

Beide Figuren hatten etwas mir ſo Bekanntes, und doch konnte ich mich im Augenblick nicht entſinnen, wer ſie wären. Der kleine Lebhafte ſprang endlich auf, drückte dem Alten die Hand, lief mit kurzen ſchnellen Schritten, heiſer vor ſich hin lachend, hinweg und verlor ſich bald ins Gedränge. Der Alte ſchaute ihm wehmüthig nach und legte dann die tiefgefurchte Stirne wieder in die Hand.

Ich beſann mich auf alle meine Bekannten, keiner paßte zu dieſer Figur; eine Ahnung durchflog mich, ſollte es — doch was braucht der Teufel viel Complimente zu machen? Ich trat näher, ſetzte mich auf den Stuhl, welchen der andere verlaſſen hatte, und bot dem Alten einen guten Abend.

Langſam erhob er ſein Haupt und ſchlug das Auge auf, ja er war es, es war der ewige Jude.

„Bon soir, Brüderchen!“ ſagte ich zu ihm, „es iſt doch ſchnackiſch, daß wir einander zu Berlin im Thiergarten wiederfinden, es wird wohl ſo achtzig Jährchen ſeyn, daß ich nicht mehr das Vergnügen hatte?“

Er ſah mich fragend an; „ſo, du biſt's?“ preßte er endlich heraus; „hebe dich weg, mit dir habe ich nichts zu ſchaffen!“

„Nur nicht gleich ſo grob, Ewiger,“ gab ich ihm zur Antwort; „wir haben manche Mitternacht mit einander vertollt, als du noch munter warſt auf der Erde,

und ſo recht ſyſtematiſch liederlich lebteſt, um dich ſelbſt bald unter den Boden zu bringen. Aber jetzt biſt du, glaube ich, ein Pietiſt geworden.“

Der Jude antwortete nicht, aber ein hämiſches Lächeln, das über ſeine verwitterten Züge flog, wie ein Blitz durch die Ruine, zeigte mir, daß er mit der Kirche noch immer nicht recht einig ſey.

„Wer ging da ſo eben von dir hinweg?“ fragte ich, als er noch immer auf ſeinem Schweigen beharrte.

„Das war der Kammergerichtsrath Hoffmann,“ erwiederte er.

„So der? ich kenne ihn recht wohl, obgleich er mir immer ausweicht wie ein Aal; war ich ihm doch zu mancher ſeiner nächtlichen Phantaſien behülflich, daß es ihm ſelbſt oft angſt und bange wurde, und habe ich ihm nicht als ſein eigener Doppelgänger über die Schultern geſchaut, als er an ſeinem Kreisler ſchrieb? als er ſich umwandte und den Spuk anſchaute, rief er ſeiner Frau, daß ſie ſich zu ihm ſetze, denn es war Mitternacht und ſeine Lampe brannte trüb. — So, ſo, der war's? und was wollte er von dir, Ewiger?“

„Daß du verkrümmeſt mit deinem Spott! biſt du nicht gleich ewig wie ich, und drückt dich die Zeit nicht auch auf den Rücken? Nenne den Namen nicht mehr, den ich haſſe. Was aber den Kammergerichtsrath Hoffmann betrifft,“ fuhr er ruhiger fort, „ſo geht er umher, um ſich die Leute zu betrachten; und wenn er einen findet, der etwas Apartes an ſich hat, etwa einen Hieb aus dem Narrenhaus, oder einen Stich aus dem Geiſterreich, ſo freut er ſich daß und zeichnet ihn mit Worten

oder mit dem Griffel. Und weil er an mir etwas Abſonderliches verſpürt haben mag, ſo ſetzte er ſich zu mir, beſprach ſich mit mir und lud mich ein, ihn in ſeinem Haus auf dem Gendarmenmarkt zu beſuchen."

„So, ſo? und wo kommſt du denn eigentlich her, wenn man fragen darf?"

„Recta aus China!" antwortete Ahasverus, „ein langweiliges Neſt, es ſieht gerade aus wie vor fünfzehnhundert Jahren, als ich zum erſten Mal dort war."

„In China warſt du?" fragte ich lachend, „wie kommſt du denn zu dem langweiligen Volk, das ſelbſt für den Teufel zu wenig amüſant iſt?"

„Laß das," entgegnete jener; „du weißt ja, wie mich die Unruhe durch die Länder treibt; ich habe mir, als die Morgenſonne des neuen Jahrhunderts hinter den mongoliſchen Bergen aufging, den Kopf an die lange Mauer von China gerannt, aber es wollte noch nicht mit mir zu Ende gehen, und ich hätte eher ein Loch durch jene Gartenmauer des himmliſchen Reiches geſtoßen, wie ein alter Aries, als daß der dort oben mir ein Härchen hätte krümmen laſſen."

Thränen rollten dem alten Menſchen aus den Augen; die müden Augenlieder wollten ſich ſchließen, aber der Schwur des Ewigen hält ſie offen, bis er ſchlafen darf, wenn die andern auferſtehen. Er hatte lange geſchwiegen, und wahrlich, ich konnte den Armen nicht ohne eine Regung von Mitleid anſehen. Er richtete ſich wieder auf. — „Satan," fragte er mit zitternder Stimme, „wie viel Uhr iſt's in der Ewigkeit?"

„Es will Abend werden," gab ich ihm zur Antwort.

„O Mitternacht!“ ſtöhnte er, „wann endlich kommen deine kühlen Schatten und ſenken ſich auf mein brennendes Auge? Wann naheſt du, Stunde, wo die Gräber ſich öffnen und Raum wird für den einen, der dann ruhen darf?“

„Pfui Kukuk, alter Heuler!“ brach ich los, erbost über die weinerlichen Manieren des ewigen Wanderers, „wie magſt du nur ſolch ein poetiſches Lamento aufſchlagen? glaube mir, du darfſt dir gratuliren, daß du noch etwas Apartes haſt. Manche luſtige Seele hat es an einem gewiſſen Ort viel ſchlimmer, als du hier auf der Erde; man hat doch hier immer noch ſeinen Spaß, denn die Menſchen ſorgen dafür, daß die tollen Streiche nicht ausgehen. Wenn ich ſo viele freie Zeit hätte, wie du, ich wollte das Leben anders genießen. Ma foi, Brüderchen, warum gehſt du nicht nach England, wo man jetzt über die galanten Abenteuer einer Königin öffentlich certirt? Warum nicht nach Spanien, wo es jetzt nächſtens losbricht? Warum nicht nach Frankreich, um dein Gaudium daran zu haben, wie man die Wände des Kaiſerthums überpinſelt, und mit alten Gobelins von Louis des Vierzehnten Zeiten, die ſie aus dem Exil mitgebracht haben, behängt. Ich kann dich verſichern, es ſieht gar närriſch aus, denn die Tapete iſt überall zu kurz und durch die Riſſe guckt immer noch ernſt und drohend das Kaiſerthum, wie das Blut des Ermordeten, das man mit keinem Gyps auslöſchen kann, und das, ſo oft man es weiß anſtreicht, immer noch mit der alten bunten Farbe durchſchlägt!“

Der alte Menſch hatte mir aufmerkſam zugehört, ſein Geſicht war immer heiterer geworden, und er lachte jetzt aus vollem Herzen. „Du biſt, wie ich ſehe, immer noch der Alte,“ ſagte er und ſchüttelte mir die Hand, „weißt jedem etwas aufzuhängen, und wenn er gerade aus Abrahams Schooß käme!“

„Warum,“ fuhr ich fort, „warum hältſt du dich nicht länger und öfter hier in dem guten ehrlichen Deutſchland auf? Kann man etwas Poſſierlichers ſehen, als dieſe Duodezländer? Da iſt alles ſo — doch ſtille, da geht einer von der geheimen Polizei umher; man könnte leicht etwas aufſchnappen und den ewigen Juden ſammt den Teufel als unruhige Köpfe nach Spandau ſchicken; aber um auf etwas anderes zu kommen, warum biſt du denn hier in Berlin?“

Das hat ſeine eigene Bewandtniß,“ antwortete der Jude; „ich bin hier, um einen Dichter zu beſuchen.“

„Du einen Dichter?“ rief ich verwundert, „wie kömmſt du auf dieſen Einfall?“

„Ich habe vor einiger Zeit ein Ding geleſen, man heißt es Novelle, worin ich die Hauptrolle ſpielte; es führt zwar den dummen Titel: der ewige Jude, im Uebrigen iſt es aber eine ſchöne Dichtung, die mir wunderbaren Troſt brachte! Nun möchte ich den Mann ſehen und ſprechen, der das wunderliche Ding gemacht hat.“

„Und der ſoll hier wohnen, in Berlin?“ fragte ich neugierig, „und wie heißt er denn?“

„Er ſoll hier wohnen und heißt F. H. Man hat mir auch die Straße genannt, aber mein Gedächtniß iſt wie ein Sieb, durch das man Mondſchein gießt!“

Ich war nicht wenig begierig, wie ſich der ewige Jude bei einem Dichter produciren würde, und beſchloß, ihn zu begleiten. „Höre, Alter," ſagte ich zu ihm, „wir ſind von jeher auf gutem Fuß mit einander geſtanden, und ich hoffe nicht, daß du deine Geſinnungen gegen mich ändern wirſt; ſonſt — "

„Zu drohen iſt gerade nicht nöthig, Herr Satan," antwortete er, „denn du weißt, ich mache mir wenig aus dir, und kenne deine Schliche hinlänglich; aber deßwegen biſt du mir doch als alter Bekannter ganz angenehm und recht; warum fragſt du denn?"

„Nun, du könnteſt mir die Gefälligkeit erweiſen, mich zu dem Dichter, der dich in einer Novelle abkonterfeite, mitzunehmen; willſt du nicht?"

„Ich ſehe zwar nicht ein, was für Intereſſe du dabei haben kannſt," antwortete der Alte, und ſah mich mißtrauiſch an; „du könnteſt irgend einen Spuk im Sinne haben, und dir vielleicht gar mit böſen Abſichten auf des braven Mannes Seele ſchmeicheln; dies ſchlage dir übrigens nur aus dem Sinn; denn der ſchreibt ſo fromme Novellen, daß der Teufel ſelbſt ihm nichts anhaben kann; — doch meinetwegen kannſt du mitgehen."

„Das denke ich auch; was dieſe Seele betrifft, ſo kümmere ich mich wenig um Dichter und dergleichen, das iſt leichte Waare, welcher der Teufel wenig nachfragt. Es iſt bei mir nur Intereſſe an dem Manne ſelbſt, was mich zu ihm zieht. Uebrigens in dieſem Koſtüm kannſt du hier in Berlin keine Viſiten machen, Alter!"

Der ewige Jude beſchaute mit Wohlgefallen ſein abgeſchabtes braunes Röcklein mit großen Perlmutterknöpfen, ſeine lange Weſte mit breiten Schößen, ſeine kurzen zeiſiggrünen Beinkleider, die auf den Knien ins bräunliche ſpielten; er ſetzte das ſchwarzrothe dreieckige Hütchen aufs Ohr, nahm den langen Wanderſtab kräftiger in die Hand, und ſtellte ſich vor mich hin und fragte:

„Bin ich nicht angekleidet ſtattlich wie König Salomo und zierlich wie der Sohn Iſais? Was haſt du nur an mir auszuſetzen? Freilich trage ich keinen falſchen Bart wie du, keine Brille ſitzt mir auf der Naſe, meine Haare ſtehen nicht in die Höhe à la Wahnſinn; ich habe meinen Leib in keinen wattirten Rock gepreßt, und um meine Beine ſchlottern keine ellenweite Beinkleider, wozu freilich Herr Bocksfuß Urſache haben mag.“

„Solche Anzüglichkeiten gehören nicht hieher,“ antwortete ich dem alten Juden; „wiſſe, man muß heutzutage nach der Mode gekleidet ſeyn, wenn man ſein Glück machen will, und ſelbſt der Teufel macht davon keine Ausnahme. Aber höre meinen Vorſchlag. Ich verſehe dich mit einem anſtändigen Anzug und du ſtellſt dafür meinen Hofmeiſter vor; auf dieſe Art können wir leicht Zutritt in Häuſern bekommen, und wie wollte ich dir's vergelten, wenn uns dein Dichter in einen äſthetiſchen Thee einführte.“

„Aeſthetiſcher Thee! was iſt denn das? in China habe ich manches Maaß Thee geſchluckt, Blumenthee, Kaiſerthee, Mandarinenthee, ſogar Chamillenthee, aber äſthetiſcher Thee war nie dabei.“

„O sancta simplicitas! Jude, wie weit biſt du zurück in der Kultur; weißt du nicht, daß dies Geſellſchaften ſind, wo man über Theeblätter und einige ſchöne Ideen genugſam warmes Waſſer gießt und den Leuten damit aufwartet? Zucker und Rum thut jeder nach Belieben dazu, und man amüſirt ſich dort trefflich.“

„Habe ich je ſo etwas gehört, ſo will ich Hans heißen!“ verſicherte der Jude, „und was koſtet es, wenn man's ſehen darf?“

„Koſten? Nichts koſtet es, als daß man der Frau vom Haus die Hand küßt, und wenn ihre Töchter ſingen oder mimiſche Vorſtellungen geben, hie und da ein „wundervoll“ oder „göttlich“ ſchlüpfen läßt.“

„Das iſt ein wunderliches Volk geworden in den letzten achtzig Jahren. Zu Friedrichs des Großen Zeiten wußte man noch nichts von dieſen Dingen. Doch des Spaßes wegen kann man hingehen; denn ich verſpüre in dieſer Sandwüſte gewaltig Langeweile.“

Der Beſuch war alſo auf den nächſten Tag feſtgeſetzt; wir beſprachen uns noch über die Rolle, die ich als Eleve von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, er als Hofmeiſter zu ſpielen hätte, und ſchieden.

Ich verſprach mir treffliche Unterhaltung von dem morgenden Tage. Der ewige Jude hatte ſo alte unbehülfliche Manieren, wußte ſich ſo gar nicht in die heutige Welt zu ſchicken, daß man ihn im Gewand eines Hofmeiſters zum wenigſten für einen ausgemachten Pedanten halten mußte. Ich nahm mir vor, mir ſelbſt ſo viel Eleganz, als dem Teufel nur immer möglich iſt, anzulegen, und den Alten dadurch recht in Verlegenheit

zu bringen. Zerstreuung war ihm überdies höchst nöthig, denn er hatte in der letzten Zeit auf seinen einsamen Wanderungen einen solchen Ansatz zur Frömmelei bekommen, daß er ein Pietist zu werden drohte.

Der Dichter, zu welchem mich der ewige Jude führte, ein Mann von mittleren Jahren, nahm uns sehr artig auf. Der Jude hieß sich Doktor Mucker, und stellte in mir seinen Eleven, den jungen Baron von Stobelberg, vor. Ich richtete meine äußere Aufmerksamkeit bald auf die schönen Kupferstiche an der Wand, auf die Titel der vielen Bücher, die umherstanden, um desto ungetheilter mein Ohr, und wenn es unbemerkt möglich war, auch mein Auge an der Unterhaltung Theil nehmen zu lassen.

Der alte Mensch begann mit einem Lob über die Novelle vom ewigen Juden; der Dichter aber, viel zu fein und gebildet, als daß er seinen Gast hätte auf diesem Lob stehen lassen, wandte das Gespräch auf die Sage vom ewigen Juden überhaupt, und daß sie in ihm auf jene Weise aufgegangen sey. Der Ewige schnitt, zur Verwunderung des Dichters, grimmige Gesichter, als dieser unter anderm behauptete: es liege in der Sage vom ewigen Juden eine tiefe Moral, denn der Verworfenste unter den Menschen sey offenbar immer der, welcher seinen Schmerz über getäuschte Hoffnung gerade an dem auslasse, der diese Hoffnungen erregt habe; besonders verworfen erscheine er, wenn zugleich der, welcher die Hoffnung erregte, noch unglücklicher erscheine, als der, welcher sich täuschte.

Es fehlte wenig, so hätte der Herr Doktor Mucker sein Incognito abgelegt und wäre dem wirklich genialen

Dichter als ewiger Jude zu Leib gegangen. Noch verwirrter wurde aber mein alter Hofmeister, als jener das Gespräch auf die neuere Literatur brachte. Hier ging ihm die Stimme völlig aus, und er sah die nächste beste Gelegenheit ab, sich zu empfehlen.

Der brave Mann lud uns ein, ihn noch oft zu besuchen, und kaum hatte er gehört, wir seyen völlig fremd in Berlin und wissen noch nicht, wie wir den Abend zubringen sollen, so bat er uns, ihn in ein Haus zu begleiten, wo alle Montag ausgesuchte Gesellschaft von Freunden der schönen Literatur bei Thee versammelt sey; wir sagten dankbar zu und schieden.

Elftes Kapitel.

Satan besucht mit dem ewigen Juden einen ästhetischen Thee.

Ahasverus war den ganzen Tag über verstimmt; gerade das, daß er in seinem Innern dem Dichter recht geben mußte, genirte ihn so sehr. Er brummte einmal über das andere über die „naseweise Jugend," (obgleich der Dichter jener Novelle schon bei Jahren war) und den Verfall der Zeiten und Sitten. Trotz dem Respekt, den ich gegen ihn als meinen Hofmeister hätte haben sollen, sagte ich ihm tüchtig die Meinung und brachte den alten Bären dadurch wenigstens so weit, daß er höflich gegen den Mann seyn wollte, der so artig war, uns in den ästhetischen Thee zu führen.

Die siebente Stunde schlug; in einem modischen Frack, wohl parfümirt, in die feinste zierlichst gefälteltste Leinwand gekleidet, die Beinkleider von Paris, die

durchbrochenen Seidenſtrümpfe von Lyon, die Schuhe von Straßburg, die Lorgnette ſo fein und gefällig gearbeitet, wie ſie nur immer aus der Fabrik der Herren Lood in Werenthead hervorgeht, ſo ſtellte ich mich den erſtaunten Blicken des Juden dar; dieſer war mit ſeiner modiſchen Toilette noch nicht halb fertig, und hatte alles höchſt ſonderbar angezogen, wie er z. B. die elegante hohe Cravatte, ein Berliner Meiſterwerk, als Gurt um den Leib gebunden hatte, und feſt darauf beſtand, dies ſey die neueſte Tracht auf Morea.

Nachdem ich ihn mit vieler Mühe geputzt hatte, brachen wir auf. Im Wagen, den ich, um brillanter aufzutreten, für dieſen Abend gemiethet hatte, wiederholte ich alle Lehren über den geſellſchaftlichen Anſtand.

„Du darfſt," ſagte ich ihm, „in einem äſthetiſchen Thee eher zerſtreut und tiefdenkend als vorlaut erſcheinen; du darfſt nichts ganz unbedingt loben, ſondern ſieh immer ſo aus, als habeſt du ſonſt noch etwas in Petto, das viel zu weiſe für ein ſterbliches Ohr wäre. Das Beifallläcbeln hochweiſer Befriedigung iſt ſchwer und kann erſt nach langer Uebung vor dem Spiegel völlig erlernt werden; man hat aber Surrogate dafür, mit welchen man etwas ſehr loben und bitter tadeln kann, ohne es entfernt geleſen zu haben. Du hörſt z. B. von einem Roman reden, der jetzt ſehr viel Aufſehen machen ſoll; man ſetzt als ganz natürlich voraus, daß du ihn ſchon geleſen haben müſſeſt, und fragt dich um dein Urtheil. Willſt du dich nun lächerlich machen und antworten, ich habe ihn nicht geleſen? Nein! du antworteſt friſch drauf zu: er gefällt mir im Ganzen

nicht übel, obgleich er meinen Forderungen an Romane noch nicht entſpricht; er hat manches Tiefe und Originelle, die Entwicklung iſt artig erfunden, doch ſcheint mir hie und da in der Form etwas gefehlt und einige der Charaktere verzeichnet zu ſeyn.

„Sprichſt du ſo, und haſt du Mund und Stirne in kritiſche Falten gelegt, ſo wird dir niemand tiefes und gewandtes Urtheil abſprechen.“

„Dein Gewäſch behalte der Teufel,“ entgegnete der Alte mürriſch; „meinſt du, ich werde wegen dieſer Menſchlein, oder gar um dir Spaß zu machen, äſthetiſche Geſichter ſchneiden? Da betrügſt du dich ſehr, Satan; Thee will ich meinetwegen ſaufen, ſo viel du willſt, aber“ —

„Da ſieht man es wieder,“ wandte ich ein; „wer wird denn in einer honetten Geſellſchaft ſaufen? wie viel fehlt dir noch, um heutzutage als gebildet zu erſcheinen! nippen, ſchlürfen, höchſtens trinken — aber da hält ſchon der Wagen bei dem Dichter, nimm dich zuſammen, daß wir nicht Spott erleben, Ahasvere!“

Der Dichter ſetzte ſich zu uns, und der Wagen rollte weiter. Ich ſah es dem Alten wohl an, daß ihm, je näher wir dem Ziele unſerer Fahrt kamen, deſto bänger zu Muth war. Obgleich er ſchon ſeit achtzehn Jahrhunderten über die Erde wandelte, ſo konnte er ſich doch ſo wenig in die Menſchen und ihre Verhältniſſe finden, daß er alle Augenblicke anſtieß. So fragte er z. B. den Dichter unterwegs, ob die Verſammlung, in welche wir fahren, aus lauter Chriſten beſtehe, zu welcher Frage jener natürlich große

Augen machte und nicht recht wiſſen mochte, wie ſie hieher komme.

Mit wenigen, aber treffenden Zügen entwarf uns der Dichter den Zirkel, der uns aufnehmen ſollte. Die milde und ſinnige Frömmigkeit, die in dem zarten Charakter der gnädigen Frau vorwalten ſollte; der feierliche Ernſt, die ſtille Größe des ältern Frauleins, die, wenn gleich Proteſtantin, doch ganz das Air jener wehmüthig heiligen Kloſterfrauen habe, die, nachdem ſie mit gebrochenem Herzen der Welt Ade geſagt, jetzt ihr ganzes Leben hindurch an einem großartigen intereſſanten Schmerz zehren.* Das jüngere Fräulein, friſch, rund, blühend, heiter, naiv, ſey verliebt in einen Gardelieutenant, der aber, weil er den Eltern nicht ſinnig genug ſey, nicht zu dem äſthetiſchen Thee komme. Sie habe die ſchönſten Stellen in Goethe, Schiller, Tieck u. ſ. w., welche ihr die Mutter zuvor angeſtrichen, auswendig gelernt und gäbe ſie hie und da mit allerliebſter Präciſion preis. Sie ſingt, was nicht anders zu erwarten iſt, auf Verlangen italieniſche Arietten mit künſtlichen Rouladen; ihre Hauptforce

---

* Ganz in der Eile nimmt ſich der Herausgeber die Freiheit, den Aufriß des Boudoirs dieſer proteſtantiſchen Nonne, wie er ſich ihn denkt, hier beizufügen: im Fenſter ſtehen Blumen, in der Ecke ein Betpult mit einem gußeiſernen Crucifix; eine Guitarre iſt nothwendiges Requiſit, wenn auch die Eigenthümerin höchſtens „o Sanctissima“ darauf ſpielen kann; ein Heiligenbild über dem Sopha, ein mit Flor verhängtes Bild des Verſtorbenen oder Ungetreuen, von etzlichem ſinnigem Epheu umrankt; ſie ſelbſt in weißem oder aſchgrauem Koſtüm, an der Wand ein Spiegel.

beſteht aber im Walzerſpielen. Die übrige Geſellſchaft, einige ſchöne Geiſter, einige Kritiker, ſentimentale und naive, junge und ältere Damen, freie und andere Fräulein * werden wir ſelbſt näher kennen lernen.

Der Wagen hielt, der Bediente riß den Schlag auf und half meinem bangen Mentor heraus; ſchweigend zogen wir die erleuchtete Treppe hinan; ein lieblicher Armbraduft wallte uns aus dem Vorzimmer entgegen; Geräuſch vieler Stimmen und das Geraſſel der Theelöffel tönte aus der halbgeöffneten Thüre des Salons, auch dieſe flog auf und, umſtrahlt von dem Sonnenglanz der ſchwebenden Lüſtres, ſaß im Kreiſe die Geſellſchaft.

Der Dichter führte uns vor den Sitz der gnädigen Frau und ſtellte den Doktor Mucker und ſeinen Eleven, den jungen Baron von Stobelberg, vor. Huldreich neigte ſich die Matrone und reichte uns die ſchöne zarte Hand, indem ſie uns freundlich willkommen hieß; mit jener zierlichen Leichtigkeit, die ich einem Wiener Incroyable abgelauſcht hatte, faßte ich dieſe zarte Hand und hauchte ein leiſes Küßchen der Ehrfurcht darüber hin. Die artige Sitte des Fremdlings ſchien ihr zu gefallen, und gern gewährte ſie dem Mentor des wohlgezogenen Zöglings die nämliche Gunſt; aber o

* Satan ſcheint hier zwiſchen Freifräulein und andern Fräulein zu unterſcheiden; unter jenen verſteht er die von gutem Adel, unter letzteren die, welche man ſonſt Jungfer oder Mamſell heißt; ich finde übrigens, den Unterſchied auf dieſe Art zu bezeichnen, ſehr unpaſſend; denn man wird mir zugeben, daß die bürgerlichen Fräulein oft eben ſo frei in ihren Sitten und Betragen ſind, als die echten.

Schrecken! indem er ſich niederbückte, gewahrte ich, daß ſein grauer ſtechender Judenbart nicht glatt vom Kinn wegraſirt ſey, ſondern wie eine Kratzbürſte hervorſtehe; die gnädige Frau verzog das Geſicht grimmig bei dem Stechkuß, aber der Anſtand ließ ſie nicht mehr als ein leiſes Gejammer hervorſtöhnen; wehmüthig betrachtete ſie die ſchöne weiße Hand, die roth aufzulaufen begann, und ſie ſah ſich genöthigt, im Nebenzimmer Hülfe zu ſuchen; ich ſah, wie dort ihre Zofe aus der ſilbernen Toilette kölniſches Waſſer nahm und die wunde Stelle damit rieb; ſodann wurden ſchöne glacirte Handſchuhe geholt, die Käppchen davon abgeſchnitten, ſo daß doch die zarten Fingerſpitzen hervorſehen konnten, und die gnädige Hand damit bekleidet.

Indeſſen hatten ſich die jungen Damen unſere Namen zugeflüſtert, die Herren traten uns näher und befragten uns über Gleichgültiges, worauf wir wieder Gleichgültiges antworteten, bis die Seele des Hauſes wieder hereintrat. Die Edle wußte ihren Kummer um die aufgelaufene Hand ſo gut zu verbergen, daß ſie nur einem häuslichen Geſchäft nachgegangen zu ſeyn ſchien, und ſogar der alte Sünder ſelbſt nichts von dem Unheil ahnete, das er bewirkt habe.

Die einzige Strafe war, daß ſie ihm einen ſtechenden Blick für ſeinen ſtechenden Handkuß zuwarf, und mich den ganzen Abend hindurch auffallend vor ihm auszeichnete.

Die Leſer werden geſehen haben, daß es ein ganz eleganter Thee war, zu welchem uns der Dichter geführt hatte; die maſſive ſilberne Theemaſchine, an welcher die

jüngere Tochter Thee bereitete, die prachtvollen Lüſtres und Spiegel, die brennenden Farben der Teppiche und Tapeten, die künſtlichen Blumen in den zierlichſten Vaſen, endlich die Geſellſchaft ſelbſt, die in vollem Koſtüm, ſchwarz und weiß gemiſcht, war, ließen auf den Stand und guten Ton der Hausfrau ſchließen.

Der Thee wies ſich aber auch als äſthetiſch aus; gnädige Frau bedauerte, daß wir nicht früher gekommen ſeyen; der junge Dichter Frühauf habe einige Dutzend Stanzen aus einem Heldengedicht vorgeleſen, ſo innig, ſo ſchwebend, mit ſo viel Muſik in den Schlußreimen, daß man in langer Zeit nichts Erfreulicheres gehört habe; es ſtehe zu erwarten, daß es allgemein Furore in Deutſchland machen werde.

Wir beklagten den Verluſt unendlich, der beſcheidene lorbeerbekränzte junge Mann verſicherte uns aber unter der Hand, er wolle uns morgen in unſerm Hotel beſuchen, und wir ſollten nicht nur die paar Stanzen, die er hier preisgegeben, ſondern einige vollſtändige Geſänge zu hören bekommen.

Das Geſpräch bekam jetzt aber eine andere Wendung; eine ältliche Dame ließ ſich ihre Arbeitstaſche reichen, deren geſchmackvolle und neue Stickerei die Augen der Damen auf ſich zog; ſie nahm ein Buch daraus hervor und ſagte mit freundlichem Liſpeln:

„Voyez là das neueſte Produkt meiner genialen Freundin Johanna; ſie hat es mir friſch von der Preſſe weg zugeſchickt, und ich bin ſo glücklich, die erſte zu ſeyn, die es hier beſitzt; ich habe es nur ein wenig durchblättert, aber dieſe herrlichen Situationen, dieſe Scenen,

ſo ganz aus dem Leben gegriffen, die Wahrheit der Charaktere, dieſer glänzende Styl —"

„Sie machen mich neugierig, Frau von Wollau!" unterbrach ſie die Dame des Hauſes, „darf ich bitten —? ah, Gabriele von Johanna von Schoppenhauer; und mit dieſer ſind ſie liirt, meine Liebe? da wünſche ich Glück."

„Wir lernten uns in Karlsbad kennen," antwortete Frau von Wollau, „unſere Gemüther erkannten ſich in gleichem Streben nach veredeltem Ziel der Menſchheit,* ſie zogen ſich an, wir liebten uns; und da hat ſie mir jetzt ihre Gabriele geſchickt."

„Das iſt ja eine ganz intereſſante Bekanntſchaft," ſagte Fräulein Natalie, die ältere Tochter des Hauſes; „ach! wer doch auch ſo glücklich wäre! es geht doch nichts über eine geniale Dame; aber ſagen Sie, wo haben Sie das wunderſchöne Stickmuſter her? ich kann Ihre Taſche nicht genug bewundern."

„Schön, — wunderſchön — und die Farben! und die Guirlanden! und die elegante Form!" hallte es von den Lippen der ſchönen Theetrinkerinnen, und die arme Gabriele wäre vielleicht über dem Kunſtwerk ganz vergeſſen worden, wenn nicht unſer Dichter ſich das Buch zur Einſicht erbeten hätte. „Ich habe die intereſſanteſten Scenen bezeichnet!" rief die Wollau, „wer von den Herren iſt ſo gefällig, uns, wenn es anders der Geſellſchaft angenehm iſt, daraus vorzuleſen?"

---

* Frau von Wollau will wahrſcheinlich ſagen, „nach dem Ziele der Veredlung."

Der Herausgeber.

„Herrlich — ſchön — ein vortrefflicher Einfall —“ ertönte es wieder, und unſer Führer, der in dieſem Augenblicke das Buch in der Hand hatte, wurde durch Acclamation zum Vorleſer erwählt; man goß die Taſſen wieder voll und reichte die zierlichen Brödchen umher, um doch auch dem Körper Nahrung zu geben, während der Geiſt mit einem neuen Roman geſpeist wurde, und als alle verſehen waren, gab die Hausfrau das Zeichen und die Vorleſung begann.

Beinahe eine Stunde lang las der Dichter mit wohltönender Stimme aus dem Buche vor; ich weiß wenig mehr davon, als daß es, wenn ich nicht irre, die Beſchreibung von Tableaux enthielt, die von einigen Damen der großen Welt aufgeführt wurden; mein Ohr war nur halb oder gar nicht bei der Vorleſung; denn ich belauſchte die Herzensergießungen zweier Fräulein, die, ſcheinbar aufmerkſam auf den Vorleſer, einander allerlei Wichtiges in die Ohren flüſterten. Zum Glück ſaß ich weit genug von ihnen, um nicht in den Verdacht des Lauſchens zu gerathen, und doch war die Entfernung gerade ſo groß, daß ein Paar gute Ohren alles hören konnten! die eine der beiden war die jüngere Tochter des Hauſes, die, wie ich hörte, an einen Gardelieutenant ihr Herz verloren hatte.

„Und denke dir,“ flüſterte ſie ihrer Nachbarin zu, „heute in aller Frühe iſt er mit ſeiner Schwadron vorbeigeritten, und unter meinem Fenſter haben die Trompeter den Galoppwalzer von letzthin anfangen müſſen.“

„Du Glückliche,“ antwortete das andere Fräulein, „und hat Mama nichts gemerkt?“

„So wenig als letzthin, wo er mich im Cotillon fünfmal aufzog; was ich damals in Verlegenheit kam, kannst du gar nicht glauben. Ich war mit dem ... schen Attaché engagirt und du weißt, wie unerträglich mich dieser dürre Mensch verfolgt; er hatte schon wieder von den italienischen Gegenden Süddeutschlands angefangen und mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie noch schöner wären, wenn ich mit ihm dorthin zöge, da erlöste mich der liebe Flatory aus dieser Pein; doch kaum hatte er mich wieder zurückgebracht, als der Unerträgliche sein altes Lied von neuem anstimmte, aber Eduard holte mich noch viermal aus seinen glänzendsten Phrasen heraus, so daß jener vor Wuth ganz stumm war, als ich das letzte Mal zurückkam; er äußerte gegen Mama seine Unzufriedenheit, sie schien ihn aber nicht zu verstehen."

„Ach, wie glücklich du bist," entgegegnete wehmüthig die Nachbarin, „aber ich! weißt du schon, daß mein Dagobert nach Halle versetzt ist? Wie wird es mir ergehen!"

„Ich weiß es und bedaure dich von Herzen; aber sage mir doch, wie dies so schnell kam?"

„Ach!" antwortete das Fräulein und zerdrückte heimlich eine Thräne im Auge, „ach, du hast keine Vorstellung von den Kabalen, die es im Leben gibt. Du weißt, wie eifrig Dagobert immer für das Wohl des Vaterlandes war; da hatte er nun einen neuen Zapfenstreich erfunden, er hat ihn mir auf der Fensterscheibe vorgespielt, er ist allerliebst; seinem Obersten gefiel er auch recht wohl, aber dieser wollte haben, er solle ihm die Ehre der Erfindung lassen; natürlich konnte

Dagobert dies nicht thun und, darüber aufgebracht, ruhte der Oberſt nicht eher, bis der Arme nach Halle verſetzt worden iſt. Ach, du kannſt dir gar nicht denken, wie wehmüthig mir um's Herz iſt, wenn der Zapfenſtreich an meinem Fenſter vorbeikommt, ſie ſpielen ihn alle Abend nach der neuen Erfindung, und der, welcher ihn machte, kann ihn nicht hören!"

„Ich bedaure dich recht; aber weißt du auch ſchon etwas ganz neues? daß ſie bei der Garde andere Uniform bekommen?"

„Iſt's möglich? o ſage, wie denn? woher weißt du es?"

„Höre, aber im engſten Vertrauen; denn es iſt noch tiefes, tiefes Geheimniß. Eduard hat es von ſeinem Oberſten und geſtand mir es neulich, aber unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit: ſieh, die Knöpfe werden auf der Bruſt weiter auseinander geſetzt und laufen weiter unten enger zu, auf dieſe Art wird die Taille noch viel ſchlanker, dann ſollen ſie auch goldene Achſelſchnüre bekommen, das weiß aber der Oberſt und ich glaube ſelbſt der General noch nicht ganz gewiß; — Eduard muß ausſehen wie ein Engel — ſiehe bisher ..."

Zwölftes Kapitel.

Angſtſtunden des ewigen Juden.

Der Vorleſer war bis an einen Abſchnitt gekommen und legte das Buch nieder. Allgemeiner Applaus erfolgte, und die gewöhnlichen Ausrufungen, die ſchon dem Stickmuſter gegolten hatten, wurden auch der

Gabriele zu Theil. Ich konnte die Geistesgegenwart und die schnelle Fassungskraft der beiden Fräulein nicht genug bewundern, obgleich sie nicht den kleinsten Theil des Gelesenen gehört haben konnten, so waren sie doch schon so gut geschult, daß sie voll Bewunderung schienen; die eine lief sogar hin zu Frau von Wollau, faßte ihre Hand und drückte sie an das Herz, indem sie ihr innig dankte für den Genuß, den sie allen bereitet habe.

Diese Dame aber saß da, voll Glanz und Glorie, wie wenn sie die Gabriele selbst zur Welt gebracht hätte. Sie dankte nach allen Seiten hin für das Lob, das ihrer Freundin zu Theil geworden, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß sie selbst vielleicht einigen Einfluß auf das neue Buch gehabt habe; denn sie fände hin und wieder leise Anklänge an ihre eigenen Ideen über inneres Leben und über die Stellung der Frauen in der Gesellschaft, die sie in traulichen Stunden ihrer Freundin aufgeschlossen.

Man war natürlich so artig, ihr deßwegen einige Complimente zu machen, obgleich man allgemein überzeugt war, daß die geniale Freundin nichts aus dem innern Wollau'schen Leben gespickt haben werde.

Der ewige Jude hatte indeß bei diesen Vorgängen eine ganz sonderbare Figur gespielt. Verwunderungsvoll schaute er in diese Welt hinein, als traue er seinen Augen und Ohren nicht; doch war das Bemühen, nach meiner Vorschrift ästhetisch und kritisch auszusehen, nicht zu verkennen. Aber weil ihm die Uebung darin abging, so schnitt er so greuliche Grimassen, daß er einigemal während des Vorlesens die Aufmerksamkeit des ganzen

Zirkels auf ſich zog, und die Dame des Hauſes mich theilnehmend fragte, ob mein Hofmeiſter nicht wohl ſey?

Ich entſchuldigte ihn mit Zahnſcherzen, die ihn zuweilen befallen, und glaubte alles wieder gut gemacht zu haben. Als aber Frau von Wollau, die ihm gegenüber ſaß, ihren Einfluß auf die Dichterin mittheilte, mußte das preciöſe geſchraubte Weſen derſelben dem alten Menſchen ſo komiſch vorkommen, daß er laut auflachte.

Wer jemals das Glück gehabt hat, einem eleganten Thee in höchſt feiner Geſellſchaft beizuwohnen, der kann ſich leicht denken, wie betreten Alle waren, als dieſer rohe Ausbruch des Hohns erſcholl. Eine unangenehme todtenſtille Pauſe erfolgte, in welcher man bald den Doktor Mucker, bald die beleidigte Dame anſah; die Frau des Hauſes, eingedenk des ſtechenden Kuſſes, wollte ſchon den unartigen Fremden, der den Anſtand ihres Hauſes ſo gröblich verletzte, ohne Rückhalt zurechtweiſen, als dieſer mit mehr Gewandtheit und Liſt, als ich ihm zugetraut hätte, ſich aus der Affaire zu ziehen wußte.

„Ich hoffe, gnädige Frau," ſagte er, „Sie werden mein allerdings unzeitiges Lachen nicht mißverſtehen und mir erlauben, mich zu rechtfertigen. Es iſt Ihnen allen gewiß auch ſchon begegnet, daß eine Ideenaſſociation Sie völlig außer Contenance brachte; iſt doch ſchon manchen, mitten unter den heiligſten Dingen ein lächerlicher Gedanke aufgeſtoßen, der ihn im Mund kitzelte, und je mehr er bemüht war, ihn zu verhalten und zurückzudrängen, deſto unaufhaltſamer brach er auf einmal hervor: ſo geſchah es mir in dieſem Augenblick. Sie würden mich unendlich verbinden, gnädige Frau, wenn

Sie mir erlaubten, durch offenherzige Erzählung mich bei Frau von Wollau zu entschuldigen."

Die gnädige Frau, höchlich erfreut, daß der Anstand doch nicht verletzt sey, gewährte ihm freundlich seine Bitte und der ewige Jude begann: „Frau von Wollau hat uns ihr interessantes Verhältniß zu einer berühmten Dichterin mitgetheilt; sie hat uns erzählt, wie sie in manchen Stunden über ihre schriftstellerischen Arbeiten sich mit ihr besprochen, und dies erinnerte mich lebhaft an eine Anekdote aus meinem eigenen Leben.

„Auf einer Reise durch Süddeutschland verlebte ich einige Zeit in S. Meine Abendspaziergänge richteten sich meistens nach dem königlichen Garten, der jedem Stand zu allen Tageszeiten offen stand; die schöne Welt ließ sich dort zu Fuß und zu Wagen jeden Abend sehen; ich wählte die einsamern Partien des Gartens, wo ich, von dichten Gebüschen gegen die Sonne und störende Besuche verschlossen, auf weichen Moosbänken mir und meinen Gedanken lebte.

„Eines Abends, als ich schon längere Zeit auf meinem Lieblingsplätzchen geruht hatte, kamen zwei gut gekleidete ältliche Frauen und setzten sich auf eine Bank, die nur durch eine schmale aber dichtbelaubte Hecke von der meinigen getrennt war. Ich hielt nicht für nöthig, ihnen meine Nähe, die sie nicht zu ahnen schienen, zu erkennen zu geben; Neugierde war es übrigens nicht, was mich abhielt, denn ich kannte keine Seele in jener Stadt; also konnten mir ihre Reden höchst gleichgültig seyn. Aber stellen Sie sich mein Erstaunen vor, Verehrteste, als ich folgendes Gespräch vernahm.

„Nun? und darf man Ihnen Glück wünschen, Liebe? haben Sie endlich die hartnäckige Eliſe aus der Welt geſchafft?

„Ja, antwortete die andere Dame, heute früh nach dem Kaffee habe ich ſie umgebracht.

„Schrecken durchrieſelte meine Glieder, als ich ſo deutlich und gleich gültigvon einem Mord ſprechen hörte; ſo leiſe als möglich näherte ich mich vollends der Hecke, die mich von jenen trennte, ſchärfte mein Ohr wie ein Wachtelhund, daß mir ja nichts entgehen ſollte, und hörte weiter:

„Und wie haben Sie ihr den Tod beigebracht? wie gewöhnlich durch Gift? oder haben Sie die Unglückliche, wie Othello ſeine Desdemona, mit dem Deckbett erſtickt?

„Keines von beiden, entgegnete jene, aber recht hart ward mir dieſer Mord; denken Sie ſich, drei Tage lang hatte ich ſie ſchon zwiſchen Leben und Sterben, und immer wußte ich nicht, was ich mit ihr anfangen ſollte; da fiel mir endlich ein gewagtes Mittel ein: ich ließ ſie, wie durch Zufall, von einem Steg ohne Geländer in den tiefen Strom hinabgleiten, die Wellen ſchlugen über ihr zuſammen; man hat von Eliſen nichts mehr geſehen.

„Das haben Sie gut gemacht, und die Wievielte war dieſe, die ſie auf die eine oder die andere Art umbringen?

„Nun, das wird bald abgezählt ſeyn, Pauline Dupuis, Marie u. ſ. w., aber die erſtere trug mir am meiſten Ruhm ein; es waren dies noch die guten Zeiten von 1802, wo noch wenige mit mir concurrirten.

„Die Haare ſtanden mir zu Berg; alſo fünf unſchuldige Geſchöpfe hatte dieſe Frau ſchon aus der Welt geſchafft. War es nicht ein gutes Werk an der menſchlichen Geſellſchaft, wenn ich einen ſolchen Greuel aufdeckte und die Mörderin zur Rechenſchaft zog?

„Die Damen waren nach einigen gleichgültigen Geſprächen aufgeſtanden, und hatten ſich der Stadt zugewendet; leiſe ſtand ich auf und ſchlich mich ihnen nach, wie ein Schatten ihren Ferſen folgend. Sie gingen durch die Promenade, ich folgte, ſie kehrten um und gingen durchs Thor, ich folgte; ſie ſchienen endlich meine Beobachtungen zu bemerken, denn die eine ſah ſich einigemal nach mir um, ihr böſes Gewiſſen ſchien mir erwacht, ſie mochte ahnen, daß ich den Mord wiſſe, ſie will mich durch die verſchiedene Richtung der Straßen, die ſie einſchlägt, täuſchen, aber ich — folge. Endlich ſtehen ſie an einem Hauſe ſtill; ſie ziehen die Glocke, man ſchließt auf, ſie treten ein. Kaum ſind ſie in der Thüre, ſo gehe ich ſchnell heran, merke mir die Nummer des Hauſes und eile, getrieben von jenem Eifer, den die Entdeckung eines ſo ſchauerlichen Geheimniſſes in jedem aufregen muß, auf die Direktion der Polizei.

„Ich bitte den Direktor um geheimes Gehör; ich ſetze ihm die ganze Sache, alles was ich gehört hatte, auseinander, weiß aber leider von den Gemordeten keine mit ihrem wahren Namen anzugeben, als eine gewiſſe Pauline Dupuis, die im Jahre 1801 unter der mörderiſchen Hand jener Frau ſtarb. Doch dies war dem unter ſolchen Fällen ergrauten Polizeimann genug; er dankt mir für meinen Eifer, ſchickt ſogleich Patrouillen

in die Straße, die ich ihm bezeichnete, und fordert mich auf, ihn, wenn die Nacht vollends herangebrochen seyn werde, in jenes Haus zu begleiten; die Nacht wähle er lieber dazu, da er bei solchen Auftritten den Zudrang der Menschen und das Aufsehen wo möglich vermeide.

„Die Nacht brach an, wir gingen; die Polizeisoldaten, die das Haus umstellt hatten, versicherten, daß noch kein Mensch dasselbe verlassen habe. Der Vogel war also gefangen. Wir ließen uns das Haus öffnen und fingen im ersten Stock unsere Untersuchung an. Gleich vor der Thüre des ersten Zimmers hörte ich die Stimmen jener beiden Frauen; ohne Umstände öffne ich und deute dem Polizeidirektor die kleinere, ältliche Dame als die Verbrecherin an.

„Verwundert stand diese auf, trat uns entgegen und fragte nach unserem Begehr; in ihrem Auge, in ihrem ganzen Wesen hatte diese Dame etwas, das mir imponirte; ich verlor auf einen Augenblick die Fassung und deutete nur auf den Direktor, um sie wegen ihrer Frage an jenen zu weisen. Doch dieser ließ sich nicht so leicht verblüffen; mit der ernsten Amtsmiene eines Kriminalrichters fragte er sie über ihren heutigen Spaziergang aus; sie gestand ihn zu, wie auch die Bank, wo sie gesessen; ihre Aussagen stimmten ganz zu den meinigen, der Mann sah sie schon als überwiesen an; die Frau fing an ängstlich zu werden, sie fragte, was man denn von ihr wolle, warum man ihr Haus, ihr Zimmer mit Bewaffneten besetze, warum man sie mit solchen Fragen bestürme?

„Der Mann der Polizei ſah in dieſem ängſtlichen Fragen nur den Ausbruch eines ſchuldbeladenen Gewiſſens; er ſchien es für das Beſte zu halten, durch eine verfängliche Frage ihr vollends das Verbrechen zu entlocken: „Madame, was haben Sie Anno 1801 mit Pauline Dupuis angefangen? Leugnen Sie nicht länger, wir wiſſen alles, ſie ſtarb durch ihre Hand, wie heute früh die unglückliche Eliſe!

„Ja, mein Herr! ich habe die eine wie die andere ſterben laſſen, antwortete dieſe Frau mit einer Seelenruhe, die ſogar in ein boshaftes Lächeln überzugehen ſchien.

„Und dieſen Mord geſtehen Sie mit ſo viel Gleichmuth, als hätten Sie zwei Tauben abgethan? fragte der erſtaunte Polizeidirektor, dem in Praxi eine ſolche Mörderin noch nicht vorgekommen ſeyn mochte; wiſſen Sie denn, daß ſie verloren ſind, daß es Ihnen den Kopf koſten kann?

„Nicht doch! entgegnete die Dame, die Geſchichte iſt ja weltbekannt. — Weltbekannt? rief jener, bin ich nicht ſchon ſeit zweiundvierzig Jahren Polizeidirektor? meinen Sie, dergleichen könne mir entgehen?

„Und dennoch werde ich Recht haben, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Belege herbeibringe?

„Nicht von der Stelle ohne gehörige Bewachung; Wache! zwei Mann auf jeder Seite von Madame; bei dem erſten Verſuch zur Flucht — zugeſtoßen!

„Vier Polizeidiener mit blanken Seitengewehren begleiteten die Unglückliche, die mir den Verſtand verloren zu haben ſchien. Bald jedoch erſchien ſie wieder, ein kleines Buch in der Hand.

„Hier, meine Herren, werden Sie die Belege zu dem Mord finden, ſagte ſie, indem ſie uns lächelnd das Buch überreichte.

„Taſchenbuch für 1802, murmelte der Direktor, indem er das Buch aufſchlug und durchblätterte, was Teufel, gedruckt und zu leſen ſteht hier: Pauline Dupuis von —. Mein Gott, Sie ſind die Wittwe des Herrn von —, und wenn ich nicht irre, ſelbſt Schriftſtellerin?

„So iſt es, antwortete die Dame, und brach in ein luſtiges Lachen aus, in welches auch der Direktor einſtimmte, indem er, vor Lachen ſprachlos, auf mich deutete.

„Und Eliſe, wie iſt es mit dieſem armen Kind? fragte ich, den Zuſammenhang der Sache und die Fröhlichkeit der Mörderin und des Polizeimannes noch immer nicht verſtehend.

„Die liegt ermordet auf meinem Schreibtiſch, ſagte die Lachende, und ſoll morgen durch die Druckerei zum ewigen Leben eingehen. —

„Was brauche ich noch dazuzuſetzen? meine Herren und Damen! ich war der Narr im Spiel, und jene Frau war die rühmlichſt bekannte intereſſante Th. v. H. Die Erzählung Pauline Dupuis iſt noch heute zu leſen; ob die geniale Frau ihre Eliſe, die ſie am Morgen jenes Tages nach dem Kaffee vollendet hatte, herausgegeben, weiß ich nicht. Ich mußte aus S. entfliehen, um nicht zum Geſpötte der Stadt zu werden. Vorher aber ſchickte mir der Polizeidirektor noch eine große Diätenrechnung über Zeitverſäumniß, weil ich durch jene luſtige Mordgeſchichte den Durſtigen von ſeinem gewöhnlichen Abendbeſuch in einem Clubb abgehalten hatte.

Der ewige Jude hatte mit einer verbindlichen Wendung an Frau von Wollau geendet; allgemeiner Beifall ward ihm zu Theil, und ein gnädiges Lächeln der Hausfrau sagte ihm, wie glücklich er sich gerechtfertigt hatte; und wie die finstern Blicke dieser Dame vorher die Männer aus seiner unglücklichen Nähe entfernt hatten, eben so schnell nahten sie sich ihm wieder, als ihn die Gnadensonne wieder beschien. Man zog ihn öfter ins Gespräch, man befragte ihn über seine Reisen, namentlich über jene in Süddeutschland; denn wie Schottland und seine Bewohner für London und Alt-England überhaupt, so ist Schwaben für die Berliner, welche nie an den Rebhügeln des Neckars und an den fröhlich grünenden Gestaden der obern Donau eines jener sinnigen herzlichen Lieder aus dem Munde eines „luschtiga Büebles" oder eines rüstigen hochaufgeschürzten „Mädles" belauschten, ein Gegenstand hoher Neugierde.

Welch sonderbare Meinungen über jenes Land, selbst in gebildeten Zirkeln, wie dieser elegante Thee, im Umlauf seyen, hörte ich diesen Abend zu meinem großen Erstaunen. In einem Zaubergarten von sanften Hügeln, von klaren blauen Strömen, von blühenden duftenden Obstwäldern, von prangenden Weingärten durchschnitten, wohne, meinten sie, ein Völkchen, das noch so ziemlich auf der ersten Stufe der Kultur stehe; immense Gelehrte, die sich nicht auszudrücken verstünden, phantasiereiche Schriftsteller, die kein Wort gutes Deutsch sprechen. Ihre Mädchen haben keine Bildung, ihre Frauen keinen Anstand; ihre Männer werden vor dem vierzigsten Jahre nicht klug, und im ganzen Lande

werden alle Tage viele Tausende jener Thorheiten begangen, die allgemein unter dem Namen „Schwabenstreiche" bekannt seyen.

Mir kam dieses Urtheil lächerlich vor; ich war manches Jahr in Schwaben gewesen und hatte mich unter den guten Leutchen ganz wohl befunden; hätte ich nicht befürchten müssen, aus der Rolle eines Zöglings zu fallen; ich hätte sogleich darauf geantwortet, wie ich es wußte; so aber ersparte mir mein Mentor die Mühe, welcher, unglücklich genug, die gute Meinung, die er auf einige Augenblicke gewonnen hatte, nur zu schnell wieder verlieren sollte!

„Ob die Berliner," sagte er, „mehr innere Bildung, mehr Eleganz der äußern Formen besitzen, als die Schwaben, ob man hier im Brandenburgischen mit mehr Feinheit ausgerüstet auf die Erde oder vielmehr auf Sand kommt, als in Schwaben, wage ich nicht zu untersuchen, aber so viel habe ich mit eigenen Augen gesehen, daß man dort im Durchschnitt unter den Mädchen eine weit größere Menge hübscher, sogar schönere Gesichter findet, als selbst in Sachsen, welches doch wegen dieses Artikels berühmt ist."

„Quelle sottise!" hörte ich Frau von Wollau schnauben, „welche abgeschmackte Behauptungen dieser gemeine Mensch" —

Umsonst winkte ich dem Ewigen mit den Augen, umsonst gab ihm der Dichter einen freundschaftlichen Rippenstoß, ihn zu erinnern, daß er sich unter Damen befinde, die auch auf Schönheit Anspruch machten; ruhig, als ob er den erzürnten Schönen das größte Compliment

gesagt hätte, fuhr er fort: „Sie können gar nicht glauben, wie reizend dieser verschriene Dialekt von schönen Lippen tönt; wie alles so naiv, so lieblich klingt; wie unendlich hübsch sind diese blühenden Gesichtchen, wenn man ihnen sagt, daß man sie liebe; wie schelmisch schlagen sie die Augen nieder, wie unschuldig erröthen sie, welcher Zauber liegt dann in ihrem Trotz, wenn sie sich verschämt wegwenden und flüstern: „Ach ganget Se mer weg, moinet Se denn, i glaub's?" Hier in Norddeutschland gibt es meist nur Theegesichter, die einen Trost darin finden, ästhetisch oder ätherisch auszusehen; sie müssen den Athem erst lange anhalten, wenn sie es je der Mühe werth halten, über dergleichen zu erröthen."

O Jude, welchen Bock hattest du geschossen. Kaum hast du das zornblickende Auge einer Dame versöhnt, so begehst du den großen Fehler, vor zwölf Damen die schönen Gesichtchen zweier Länder zu loben, und nicht nur sie nicht mit aufzuzählen, sondern sogar ihren ätherischen Teint, ihre interessante Mondscheinblässe für Theegesichter zu verschreien!

Die jungen Damen sahen erstaunt, als trauten sie ihren Ohren nicht, die ältern an; diese warfen schreckliche Blicke auf den Frevler und auf die übrigen Herren, die, eben so erstaunt, noch keine Worte zu einer Replique finden konnten. Die Theetassen, die goldenen Löffelchen klirrten laut in den vor Wuth zitternden Händen der Mütter, die seit zehn Jahren mit vieler Mühe es dahin gebracht hatten, daß ihre Töchter nobel und edel aussehen möchten — wozu heutzutage außer dem Gefühl der Würde etwas Leidendes, beinahe Kränkliches gehört —

welche die immer wieder anſchwellende Fülle ihrer Töchter, die immer wiederkehrende Röthe der Wangen doch endlich zu beſiegen gewußt hatten.

Und jetzt ſollte dieſer fremde abenteuerliche gemeine Menſch ſie und ihre Freude, ihre Kunſt zu Schanden machen; er ſollte es wagen, die Damen dieſes deutſchen Paris mit jenen ſchwerfälligen Bewohnerinnen des unkultivirten Schwabens auch nur in Parallele zu bringen, und ihnen den erſten Rang zu verſagen? Und dies ſollten ſie dulden?

Jamais! Gnädige Frau nahm das Wort mit einem Blick, der über das eiskalte Geſicht des ſtillen Zornes wie ein Nordſchein über Schneegefilde herabglänzte: „Ich muß Sie nur herzlich bedauern, Herr Doktor Mucker, daß Sie das ſchöne Schwaben und ſeine naiven Bauerdirnen ſo treulos verlaſſen haben; und ich bitte Sie, Lieber,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſich zu dem Dichter, der uns eingeführt hatte, wandte, „ich bitte Sie, muthen Sie dieſem Herrn da nicht mehr zu, meine Zirkel zu beſuchen. Jotte doch, er könnte bei unſern Damen ſeine robuſten Naturen und jene Naivität vermiſſen, die er ſich ſo janz zu eigen gemacht hat.“

Triumphirend richteten ſich die Gebeugten auf, die Mütter ſpendeten Blicke des Dankes, die Fräulein kicherten hinter vorgehaltenen Sacktüchern, die jungen Herren hatten auch wieder die Sprache gefunden und machten ſich luſtig über meinen armen Hofmeiſter. Doch der feine Takt der gnädigen Frau ließ dieſem Ausbruch der Nationalrache nur ſo lange Raum, bis ſie den Doktor Mucker hinlänglich beſtraft glaubte. Beleidigt

durfte dieſer Mann in ihrem Salon nie werden, wenn er gleich durch ſeine rückſichtsloſe Aeußerung ihren Unwillen verdient hatte; ſie beugte alſo ſchnell mit jener Gewandheit, die fein gebildeten Frauen ſo eigenthümlich iſt, allen weitern Bemerkungen vor, indem ſie ihren Neffen aufforderte, ſein Verſprechen zu halten, und der Geſellſchaft die längſt verſprochene Novelle preiszugeben.

Dieſer junge Mann hatte ſchon während des ganzen Abends meine Aufmerkſamkeit beſchäftigt. Er unterſchied ſich von den übrigen jungen Herren, die leer in den Tag hineinplauderten, ſehr vortheilhaft durch Ernſt und würdige Haltung, durch gewählten Ausdruck und kurzes richtiges Urtheil. Er war groß und ſchlank gebaut, männlich ſchön, nur vielleicht für manche etwas zu mager. Sein Auge war glänzend und hatte jenen Ausdruck ſtillen Beobachtens, der einen Menſchenkenner oder wenigſtens einen Mann verrieth, der das Leben und Treiben der großen und kleinen Welt in vielerlei Formen geſehen und darüber gedacht hatte.

Er hatte, was mich ſehr günſtig für ihn ſtimmte, an dem Geſpräche des ewigen Juden und an ſeiner Perſiflage mit keinem Wort, ich möchte ſagen, mit keiner Miene Theil genommen. Zum erſten Mal an dieſem ganzen Abend entlockte ihm die Frage ſeiner Tante ein Lächeln, das ſein Geſicht, beſonders den Mund, noch viel angenehmer machte; wahrlich, in dieſem Mann hätte ich mich, wenn ich eines der anweſenden Fräulein geweſen wäre, unbedingt verlieben müſſen; aber freilich, junge Damen haben hierüber ganz andere Anſichten als der Teufel, und das einfache ſchwarze Gewand des

jungen Mannes konnte natürlich die glänzende Gardeuniform und ihren kühnen, die drallen Formen zeigenden Schnitt nicht aufwiegen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Fluch.

Novelle.

„Ich habe mich vergebens abgemüht, gnädige Tante," sprach der junge Mann mit voller, wohltönender Stimme, „eine artige Novelle oder eine leichte fröhliche Erzählung für diesen Abend zu ersinnen. Doch um nicht wortbrüchig zu erscheinen, muß ich schon den Fehler einigermaßen gut zu machen suchen. Wenn Sie erlauben, will ich etwas aus meinem eigenen Leben erzählen, das, wenn es nicht ganz den romantischen Reiz und den anziehenden Gang einer Novelle, doch immer den Werth der Wahrheit für sich hat."

Die Tante bemerkte ihm gütig, daß die einfache Wahrheit oft größeren Reiz habe, als die erfundene Spannung einer Novelle, ja sie gestand ihm, daß sie etwas sehr Interessantes erwarte, denn er sehe seit der Zurückkunft von seinen Reisen so geheimnißvoll aus, daß man auf seine Begebnisse recht gespannt seyn dürfe.

Die älteren Damen lorgnettirten ihn aufmerksam und gaben dieser Bemerkung vollkommen Beifall; der junge Mann aber hub an zu erzählen:

Als ich vor fünf Jahren in diesem Saal, von einer großen Gesellschaft, welche die Güte meiner Tante noch einmal um den Scheidenden versammelt hatte, Abschied

nahm, warnten mich einige Damen — wenn ich nicht irre, war Frau von Wollau mit davon — vor den ſchönen Römerinnen, von ihren feurigen, die Herzen entzündenden Blicken. Ich nahm ihre Warnung dankbar an, noch kräftigeren Schutz aber verſprach ich mir von jenen holden blauen Augen, von jenen freundlichen vaterländiſchen Geſichtchen, von all den lieblichen Bildern, die ich, in feinem und treuem Herzen aufbewahrt, mit über die Alpen nahm. Und ſie ſchützten mich, dieſe Bilder, gegen jene dunkeln Feuerblicke der Römerinnen; wie ſie aber vor ſanften blauen Augen, welche ich dort ſah, ſich unverantwortlich zurückgezogen, wie ſie mein armes unbewahrtes Herz ohne Bedeckung ließen, will ich als bittere Anklage erzählen.

Der ſ....ſche Geſandte am päpſtlichen Hofe hatte mir in der Charwoche eine Karte zu den Lamentationen in der ſixtiniſchen Kapelle geſchickt; mehr, um den alten Herrn, der mir ſchon manche Gefälligkeit erwieſen hatte, nicht zu beleidigen, als aus Neugierde, entſchloß ich mich, hinzugehen. Ich war nicht in der beſten Laune, als es Abend wurde; ſtatt einer luſtigen Partie, wozu mich deutſche Maler geladen, ſollte ich einen Klaggeſang mit anhören, der mir ſchon an und für ſich höchſt lächerlich vorkam. Nie hatte ich mich nämlich von der Heiligkeit ſolcher Ritualien überzeugen können, ſelbſt in dem ehrwürdigen Kölner Dom, wo die hohen Gewölbe und Bogen, das Dunkel des gebrochenen Lichtes, die mächtigen vollen Töne der Orgel manchen andern ernſter ſtimmen mögen, konnte ich nur über die Macht der Täuſchung ſtaunen.

Meine Stimmung wurde nicht heiliger, als ich an das Portal der ſixtiniſchen Kapelle kam. Die päpſtliche Wache, alte ausgediente ſchneiderhafte Geſtalten, hielten hier Wache mit ſo meiſterlicher Grandezza, als nur die Cherubim an der Himmelsthüre. Der Glanz der Kerzen blendete mich, da ich eintrat, und ſtach wunderbar ab gegen den dunklen Chor, in das die Finſterniß zurückgeworfen ſchien. Nur der Hochaltar war dort von dreizehn hohen Kerzen erleuchtet.

Ich hatte Muße genug, die Geſichter der Geſellſchaft um mich her zu muſtern. Ich bemerkte nur ſehr wenige Römer, dagegen faſt alles, was Rom an Fremden beherbergte.

Einige franzöſiſche Marquis, berüchtigte Spieler, einige junge Engländer von meiner Bekanntſchaft, ſtanden ganz in meiner Nähe. Sie zogen mich auf, daß auch ich mich habe verführen laſſen, dem Spektakel, wie ſie es nannten, beizuwohnen; Lord Parter aber meinte, es ſey dies wohl der Schönen zu Gefallen geſchehen, die ich mitgebracht habe. Er deutete dabei auf eine junge Dame, die neben mir ſtand. Er fragte nach ihrem Namen und ihrer Straße, und ſchien ſehr ungläubig, als ich ihm damit nicht dienen zu können behauptete.

Ich betrachtete meine Nachbarin näher; es war eine ſchlanke hohe Geſtalt, dem Anſchein nach keine Römerin; ein ſchwarzer Schleier bedeckte das Geſicht und beinahe die ganze Geſtalt, und ließ nur einen Theil des Nackens ſehen, ſo rein und weiß, wie ich ihn ſelten in Italien geſehen hatte.

Schon pries ich im Herzen meine Höflichkeit gegen den alten Diplomaten, hoffend, eine interessante Bekanntschaft zu machen, wollte eben — da begann der Klaggesang, und meine Schöne schien so eifrig darauf zu hören, daß ich nicht mehr wagte, sie anzureden. Unmuthig lehnte ich mich an eine Säule zurück, Gott und die Welt, den Papst und seine Lamentationen verwünschend.

Unerträglich war mir der monotone Gesang. Denken sie sich, sechzig der tiefsten Stimmen, die unisono im tiefsten Grundton der menschlichen Brust Bußpsalmen murmeln. Der erste Psalm war zu Ende, eine Kerze auf dem Altar verlöschte. Getröstet, die Farce werde ein Ende haben, wollte ich eben den jungen Lord anreden, als von Neuem der Gesang anhub.

Jener belehrte mich zu meinem großen Jammer, daß noch alle zwölf übrigen Kerzen verlöschen müssen, bis ich ans Ende denken könne. Die Kirche war geschlossen und bewacht; an ein Entfliehen war nicht zu denken. Ich empfahl mich allen Göttern und gedachte einen gesunden Schlaf zu thun. Aber wie war es möglich? Wie Strahlen einer Mittagssonne strömten die tiefen Klänge auf mich zu. Zwei bis drei Kerzen verlöschten, meine Unruhe ward immer größer.

Endlich aber, als die Töne noch immer fortwogten, drangen sie mir bis ins innerste Mark. Das Erz meiner Brust schmolz vor den dichten Strahlen, Wehmuth ergriff mich, Gedanken aus den Tagen meiner Jugend stiegen wie Schatten vor meiner Seele auf, unwillkürliche Rührung bemächtigte sich meiner, und

Thränen entſtürzten ſeit Jahren zum erſten Mal meinem Auge.

Beſchämt ſchaute ich mich um, ob doch keiner meine Thränen geſehen. Aber die Spieler, wunderbarer Anblick! lagen zerknirſcht auf ihren Knien, der Lord und ſeine Freunde weinten bitterlich. Zwölf Kerzen waren verlöſcht. Noch einmal erhoben ſich die tiefen herzdurchbohrenden Töne, zogen klagend durch die Halle, immer dumpfer, immer leiſer verſchwebend. Da verlöſchte die letzte Kerze und zugleich mit das Feuermeer der Kirche, und bange Schatten, tiefe Finſterniß drang aus dem Chor und lagerte ſich über die Gemeine. Mir war, als wär ich aus der Gemeinſchaft der Seligen hinausgeſtoßen in eine fürchterliche Nacht.

Da tönten aus des Chores hinterſten Räumen ſüße klagende Stimmen. Was jenes tiefe ſchauerliche Uniſono unerweicht gelaſſen, zerſchmolz vor dieſem hohen Dolce der Wehmuth. Rings um mich das Schluchzen der Weinenden; vom Chor herüber Töne, wie von gerichteten Engeln geſungen, glaubte ich nicht anders, als in einer zernichteten Welt mit unterzugehen und zu hören, der Glaube an Unſterblichkeit ſey Wahn geweſen.

Der Geſang war verklungen, Fackeln erhellten die Scene, die Menge ergoß ſich durch die Pforten, und auch ich gedachte mich zum Aufbruch zu rüſten; da gewahrte ich erſt, daß meine ſchöne Nachbarin noch immer auf den Knien niedergeſunken lag. Ich faßte mir ein Herz.

„Signora,“ ſprach ich, „die Thore werden geſchloſſen, wir ſind die letzten in der Kapelle.“

Keine Antwort. Ich faßte ihre Rechte, die auf der Seite niederhing, sie war kalt und ohne Leben. Sie lag in Ohnmacht.

Ich befand mich in sonderbarer Lage. Die Nacht war schon weit vorgerückt; nur noch einige Flambeaux zogen durch die Kirche; ich mußte alle Augenblicke befürchten, vergessen zu werden. Ich besann mich nicht lange, rief einen der Fackelträger herbei, um mit seiner Hülfe die Dame aufzurichten.

Wie ward mir, als ich den Schleier aufschlug. Der düstere Schein der halbverlöschten Fackel fiel auf ein Gesicht, wie ich es auch auf den herrlichsten Cartons von Raphael nie gesehen! glänzendbraune Locken hatten sich aufgelöst und fielen herab bis in den verhüllten Busen und umzogen das lieblichste Oval ihres Angesichtes, auf dem sich eine durchsichtige Bläße gelagert hatte. Die schönen Bogen der Brauen versprachen ein ernstes, vielleicht etwas schelmisches Auge, und den halbgeöffneten Mund, umkleidet mit den weißesten Perlen, konnte Gram, konnte Scherz so gezogen haben.

Als wir sie aufrichten wollten, schlug sie das herrliche blaue Auge auf, dessen eigener schwärmerischer Glanz mich so überraschte, daß ich einige Zeit mich zu sammeln nöthig hatte. Sie richtete sich plötzlich auf, stand nun in ihrer ganzen Schönheit mir gegenüber. Welch zarte Formen bei so vielem Anstand, bei so ungewöhnlicher Höhe des Wuchses. Sie schaute verwundert in der Kirche umher, ließ dann ihre Blicke auf mich herübergleiten.

„Und Sie hier, Otto?“ sprach sie, nicht italienisch, nein, in reinem wohlklingenden Deutsch.

Wie war mir doch ſo wunderbar! Sie ſprach ſo bekannt zu mir, ja ſogar meinen Namen hatte ſie genannt; woher konnte ſie ihn wiſſen? — ſie ſchien verwundert über mein Schweigen.

„Nicht bei Laune, Freund? und doch haben Sie mich ſo freundlich unterſtützt? Doch! laſſen Sie uns gehen, es wird ſpät.“

Sie hatte Recht. Die Fackel drohte zu verlöſchen. Ich gab ihr den Arm. Sie drückte zärtlich meine Hand.

Was ſollte ich denken, was ſollte ich machen? Betrug von ihr war nicht möglich, — das Mädchen konnte keine Dirne ſeyn. Verwechslung war offenbar. Aber ſie wußte mich bei meinem Namen zu nennen, ſie war ſo ohne Arg. Ich wagte es — ich übernahm die Rolle eines verſtimmten Verehrers und ſchritt ſchweigend mit ihr durch die Hallen.

Am Portal geht mein Jammer von neuem an. Welche Straße ſollt' ich wählen, um nicht ſogleich meine Unbekanntſchaft zu verrathen? Ich nahm allen meinen Muth zuſammen und ſchritt auf die mittlere Straße zu.

„Mein Gott!“ rief ſie aus, und zog meinen Arm ſanft ſeitwärts, „Otto, wo ſind Sie nur heute? hier wären wir ja an die Tiber gekommen.“

O! wie hörte ich ſo gerne dieſe Stimme! Wie lieblich klingt unſere Sprache in einem ſchönen Munde. Schon oft hatte ich die Römerinnen beneidet um den Wohllaut ihrer Töne; hier war weit mehr, als ich je in Rom gehört; es mußte offenbar ein deutſches Mädchen ſeyn, ich ſah es aus allem, und doch ſo reine runde Klänge ihrer Sprache! Als ich noch immer

ſchwieg, brach ſie in ein leiſes Weinen aus. Ihr thränendes Auge ſah mich wehmüthig an, ihre Lippen wölbten ſich, wie wenn ſie einen Kuß erwarteten.

„Biſt du mir nicht mehr gut, mein Otto? Ach könnteſt du mir zürnen, daß ich die Lamentationen hörte? O, zürne mir nicht! Doch du haſt Recht, wäre ich lieber nicht hingegangen. Ich glaubte Troſt zu finden und fand keinen Troſt, keine Hoffnung. Alle meine Lieben ſchienen dem Grab entſtiegen, ſchienen über die Alpen zu wehen und mit Tönen der Klage mich zu rufen. Wie bin ich ſo allein auf der Erde!“ weinte ſie, indem ihr blaues Auge in das nächtliche Blau des Himmels tauchte, „wie bin ich ſo allein! — und wenn ich dich nicht hätte, mein Otto!“ —

Meine Lage grenzte an Verzweiflung, das ſchönſte lieblichſte Kind im Arme, und doch nicht ſagen zu können, wie ich ſie liebte! Als ihre Thränen noch nicht aufhören wollten, flüſterte ich endlich leiſe: „wie könnte ich dir zürnen?“

Sie ſchaute freudig dankbar auf — „du biſt wieder gut? und o! wie ſiehſt du heute doch gar nicht ſo finſter aus, auch deine Stimme klingt heute ſo weich! Sey auch morgen ſo und laß nicht wieder einen ganzen langen Tag auf dich warten.“

Sie näherte ſich einem Haus und blieb davor ſtehen, indem ſie die Glocke zog. „Und nun gute Nacht, mein Herz,“ ſagte ſie, „wie gerne ſäß' ich noch zu dir auf die Bank, aber die Signore wartet wohl ſchon zu lange.“ Ich wußte nicht wie mir geſchah, ich fühlte einen heißen Kuß auf meinen Lippen, und weg war ſie.

Ich merkte mir die Nummer des Hauſes, aber die Straße konnte ich nicht erkennen. Nur einen Brunnen und gegenüber von ihrem Haus eine Madonna in Stein gehauen konnte ich als Zeichen für die Zukunft anmerken. Ich wand mich mit unſäglicher Mühe durch das Gewirre der Straßen und war doch nicht froh, als ich endlich mein Haus erreichte. Bis an den lichten Morgen kein Schlaf. Zuerſt ließ mich der Mond nicht ſchlafen, der mich durch's Fenſter herein angrinſte, und als ich die Gardine vorzog, ſchien gar der Engelskopf des Mädchens hereinzublicken; mitunter zogen auch die Lamentationen durch meinen wirren Kopf, und ich verwünſchte endlich ein Abenteuer, das mich eine ſchlafloſe Nacht koſtete.

Sehr frühe am andern Morgen traten Lord Parter und einer ſeiner Freunde bei mir ein. Sie wollten mir begegnet ſeyn, als ich meine räthſelhafte Schöne zu Haus brachte, und ſchalten mich neckend, daß ich ſie geſtern gänzlich verleugnet habe. Als ich ihnen mein Abenteuer, dem größern Theil nach, erzählte, wurden ſie noch ungeſtümer und behaupteten, mich deutlich ſchon mehreremal mit derſelben Dame geſehen zu haben. Immer klarer ward mir, daß irgend ein Dämon ſich in meine Geſtalt gehüllt habe, da ja auch das Mädchen mich ſo genau zu kennen ſchien, und ich war nicht minder begierig, das liebe Mädchen, als auch das leibhafte Konterfei meiner Geſtalt zu Geſicht zu bekommen. Die beiden Engländer mußten mir Stillſchweigen geloben, indem ich mich vor dem Spott meiner Bekannten fürchtete, zugleich verſprachen ſie auch, mir ſuchen zu helfen.

Nach langem Umherirren, wobei wir tausend Lügen erſinnnen mußten, um die erwachende Neugierde unſerer Freunde zu täuſchen, fanden wir endlich in dem entlegenſten Winkel der Stadt jene Merkzeichen, die Madonna und den Brunnen. Ich ſah das Haus der Holden, ich ſah die Bank an der Thüre, auf welcher ich hätte ſelig werden ſollen, aber hier ging auch unſer Weg zu Ende. Als Fremde hätten wir viel zu viel gewagt, ſo weit entfernt von den uns bekannten Straßen, unter einer Menſchenklaſſe, die beſonders den Engländern ſo gram iſt, uns in ein fremdes Haus einzudrängen. Wir zogen mehrere Mal durch die Straße, immer war die Thüre verſchloſſen, immer die Fenſter neidiſch verhängt. Wir vertheilten uns, bewachten Tage lang die Promenaden, weder meine Schöne noch mein Ebenbild ließen ſich ſehen.

Geſchäfte riefen mich in dieſer Zeit nach Neapel. So angenehm mir ſonſt dieſe Reiſe geweſen wäre, ſo war ſie mir in meiner gegenwärtigen Spannung höchſt fatal. Unaufhörlich verfolgte mich das Bild des Mädchens, im Traum wie im Wachen hörte ich die liebliche Stimme flüſtern. Hatten mich die Geſänge in der Kapelle ſo weich geſtimmt, hatte das flüchtige Bild der Schönen vermocht, was der Geiſt und die Schönheit ſo mancher andern nicht über mich vermochte?

Unruhig reiste ich ab. Die Reiſe, ſo viele abwechſelnde Gegenſtände, die ernſten Geſchäfte, der Reiz der Geſellſchaft, nichts gab mir meine Ruhe wieder.

Es war die Zeit des Karnevals, als ich nach Rom zurückkehrte. Durfte ich hoffen, im Gewühle der Menge

den Gegenstand meiner Sehnsucht herauszufinden? Meine englischen Freunde waren abgereist, ich hatte niemand mehr, dem ich mich vertrauen mochte. Ohne Hoffnung hatte ich mehrere Tage verstreichen lassen, ich war nicht zu bewegen, mich unter die Freuden des Karnevals zu mischen.

Wie erstaunte ich aber, als mich am Morgen des vierten Tages der Karnevalswoche der Gesandte fragte, wie ich mich gestern amüsirt habe. Ich sagte ihm, ich sey nicht im Corso gewesen. Er erstaunte, behauptete, mich von seinem Wagen aus mit einer Dame am Arm gesehen und begrüßt zu haben. Er schwieg etwas beleidigt, als ich es wieder verneinte. Aber plötzlich kam mir der Gedanke, wie wenn es die Gesuchten wären? — Man war in allen Zirkeln sehr gespannt auf diesen Abend. Ein prachtvoller Maskenzug, worin Damen aus den edelsten römischen Häusern eine Rolle übernommen hatten, sollte das Karneval verherrlichen. Ich gab dem Drängen meiner Bekannten nach und ging mit in den Corso.

Erwarten Sie von mir keine Beschreibung dieses Schauspiels. Zu jeder andern Zeit würde ich ihm alle meine Aufmerksamkeit geschenkt haben, nicht nur weil es mir als Volksbelustigung sehr interessant gewesen wäre, sondern weil sich der Charakter der Römer gerade hier am meisten aufdeckt. Aber wenn ich sage, daß von dem ganzen Abend, von allen Herrlichkeiten des Corso nur noch ein Schatten in meiner Erinnerung geblieben, und nur ein heller Stern aus dieser Nacht auftaucht, so werden Sie vergeben, wenn ich über das interessante Schauspiel Ihre Neugierde nicht zu Genüge befriedige.

Die lange enge Straße war ſchon gefüllt, als wir durch die porta del popolo hereintraten; unabſehbar wogten die Wellen der Menge durcheinander und das Auge gleitete unbefriedigt darüber hinweg, weil es unter der Miſchung der grellſten Farben keinen Punkt fand, der es feſthielt. Die Erwartung war geſpannt. Ueberall hörte man von dem Maskenzug reden, der ſich nun bald nahen müſſe. Ein rauſchendes Beifallrufen drang jetzt von den Obelisken auf der piazza herüber und verkündete die Auffahrt der Masken. Alle Blicke richteten ſich dorthin. Von den Balkonen und Gerüſten herab wehten ihnen Tücher und winkten ſchöne Hände entgegen, indem die Equipagen ſich in die Seiten drängten, um den Wagen des Zuges Platz zu machen. Er nahte. Gewiß ein herrlicher Anblick. Die Götter der alten Roma ſchienen wieder in die alten Mauern eingezogen zu ſeyn, um ihren Triumph zu feiern. Liebliche majeſtätiſche Gruppen! Welch herrliche Umriſſe in den Geſtalten des Apoll und Mars; wie lieblich Venus und Juno, und man konnte es nicht für Unbeſcheidenheit halten, ſondern mußte gerade hierin den ſchönſten Triumph finden, wenn das Volk mit Ungeſtüm den Göttinnen zurief, die Masken abzunehmen. Unendlich wurde aber der Beifall, als die Gräfin Parvi, die edlen Formen des Geſichtes unverhüllt, als Pſyche ſich nahte. Wahrlich, dieſer liebliche Ernſt, dieſe ſanfte Größe hätten einen Zeuris und Praxiteles begeiſtern können.

Der Abend nahte heran, man rüſtete ſich, die Gerüſte zu beſteigen, weil das Pferderennen beginnen ſollte. Ich ſtand ziemlich verlaſſen auf der Straße, muſternd

mit ſehnſüchtigen Blicken die Gallerien und Balkone, ob meine Schöne nicht darauf zu treffen ſey. Plötzlich fühlte ich einen leiſen Schlag auf die Schulter. „So einſam?“ tönte in der lieben Mutterſprache eine ſüße Stimme in mein Ohr. Ich ſah mich um. Eine reizende Maske, in der Kleidung einer Tyrolerin, ſtand hinter mir. Durch die Höhlen der Maske blitzten jene blauen Augen, die mich damals ſo ſehr überraſchten. Sie iſt's — es iſt kein Zweifel. Ich bot ihr ſchweigend die Hand, ſie drückte ſie leiſe. „Du böſer Otto,“ flüſterte ſie, „den ganzen Abend habe ich dich vergebens geſucht. Wie mußte ich ſchwatzen, um die Signora los zu werden!“

Die Wache rückte die Straße herab. Es war hohe Zeit, die Gallerien zu ſuchen. Ich deutete hinauf, ſie gab mir ihren Arm, ſie folgte. Ein heimliches Plätzchen hinter einer Säule bot ſich dar, ſie wählte es von ſelbſt. Karneval, Pferderennen, alle Schönheiten Roms waren für mich verloren, als mein ſtiller Himmel ſich öffnete, als ſie die Maske abnahm. Noch lieblicher, noch unendlich ſchöner war ſie als an jenem Abend. Die zarte Bläſſe, die ſie damals aus der Kapelle brachte, war einer feinen durchſichtigen Röthe gewichen, das Auge ſtrahlte noch von höherem Glanz als damals, und der tiefe, beinahe wehmüthige Ernſt der Züge, wie ſie ſich mir damals zeigten, war durch ein Lächeln gemildert, das fein und flüchtig um die zarten Lippen wehte.

Sie heftete wieder einige Minuten ſchweigend ihr Auge auf mein Geſicht, ſtrich mir ſpielend die Haare

aus der Stirne und rief dann plötzlich: „Jetzt bist du's wieder ganz! ganz wie an jenem Abend in der Kapelle, den du mir so hartnäckig leugnest! Gestehst du ihn deiner Louise noch nicht?"

Welche Pein! was sollte ich sagen? da fiel plötzlich das Signal, die Pferde rannten durch den Corso. Meine Schöne bog den Kopf abwärts, und ich, meiner Sinne kaum mächtig, flüchtete hinter die nächste Säule, um nicht im Augenblick vor dem arglosen Mädchen als ein Thor oder noch etwas Schlimmeres zu erscheinen. Und was war ich auch anders, wenn ich mich selbst recht ernstlich fragte? Was wollte ich von dem Mädchen, was konnte ich von ihm wollen? Und war nicht eine so weit getriebene Neugierde Frevel?

Während ich noch so mit mir selbst kämpfte, ob es nicht ehrlicher sey, ein Abenteuer aufzugeben, dessen Ende nur ein thörichtes seyn könnte, bemerkte ich, daß meine Stelle schon wieder besetzt sey. Ich schlich näher herzu, um wenigstens zu hören, wer der Glückliche sey, da ich ihn, ohne meine unbescheidene Nähe zu verrathen, nicht sehen konnte.

„Wie magst du nur so zerstreut fragen?" sagte Louise, „du selbst hast mich ja herauf geführt."

„Ich hätte dich geführt, der ich diesen Augenblick erst zu dir trete? Gestehe, du betrügst mich; wer hat dich hergeleitet?"

Mit befangener Stimme, dem Weinen nahe, beharrte sie auf dem, was sie vorhin sagte. „Du bist auch wie unser Wetter über den Alpen, so eben noch so freundlich und jetzt so kalt, so finster."

Jener ſtand ſchnell auf: „Ich bin nicht geſtimmt, meine Gnädige, das Ziel Ihrer Scherze zu ſeyn,“ ſagte er, „und wenn Sie ſich in Räthſel vertiefen, wird meine Geſellſchaft Ihnen läſtig werden.“ Er brach auf und wollte gehen. Ich konnte die Leiden der Armen nicht mehr verlängern, trat hervor hinter der Säule, um mich als Auflöſung des Räthſels zu zeigen. Aber wie ward mir! meine eigene Geſtalt, mein eigenes Geſicht glaubte ich mir gegenüber zu ſehen. Die überraſchende Aehnlichkeit —

Vierzehntes Kapitel.

Das Intermezzo. — Die Trinker.

Ein ſchrecklicher Angſtſchrei, ein Geraſſel, wie Blitz und Donner einander folgend, unterbrach den Erzähler. Welcher Anblick! Der Jude lag ausgeſtreckt auf dem Boden des Saales, überſchüttet mit Thee, Trümmer ſeines Stuhles und der feinen Meißner Taſſe, die er im Sturz zerſchmettert, um ihn her. Der Aerger über eine ſolche Unterbrechung war auf allen Geſichtern zu leſen; zürnend wandten die Damen ihr Auge von dieſem Schauſpiel, von den Herren machte keiner Miene, ihm beizuſtehen. Er ſelbſt aber blieb Sekunden lang liegen ohne ſich zu rühren, und ſchaute verwundert herauf.

Ich ſprang auf, ihm beizuſtehen, ich hob ihn auf und ſah mich nach einem andern Stuhl um, auf welchen ich ihn ſetzen könnte. Aber ein Verwandter des Hauſes raunte mir in die Ohren, ich möchte machen, daß wir fortkommen, mein Hofmeiſter ſcheine ſich nicht in dieſer Geſellſchaft zu gefallen.

Wir folgten dem Wink und nahmen unſere Hüte. Als ich mich von der gnädigen Frau beurlaubte, ſagte ſie mir viel Schönes und lud mich ein, ſie recht oft zu ſehen; meinen armen Hofmeiſter würdigte ſie keines Blickes. Sie neigte ſich ſo kalt als möglich und ließ ihn abziehen. Gelächter ſchallte uns nach, als wir den Saal verließen, und ich hatte mit meiner Inkarnation ſo viel menſchliche Eitelkeit angezogen, daß mich dieſes Lachen ungemein ärgerte.

Wie gerne hätte ich die Erzählung jenes intereſſanten jungen Mannes zu Ende gehört, wie viel Wichtiges und Pſychologiſches hätte ich von dem gardeuniformliebenden Fräulein erlauſchen können; und war ich ſelbſt nicht ganz dazu gemacht, junge Herzen an jenem Abend zu erobern? Ein junger reicher, ich darf ſagen, hübſcher Mann auf Reiſen findet, wo er hinkommt, freundliche Augen, durch welche er ſo leicht in die Herzen einzieht — und dies alles hatte mir das ungeſchliffene Weſen des alten Menſchen verdorben. Ich hätte ihn würgen können, als wir im Wagen ſaßen.

„War es nicht genug," ſagte ich, „daß du mit deinem ſcharfen Judenbart die zarte Hand der Gnädigen empfindlich bürſteteſt? mußteſt du auch noch die Frau von Wollau durch ein unzeitiges Gelächter beleidigen? und kaum haſt du es wieder gut gemacht, ſo bringſt du aufs neue alles gegen dich auf! Was gingen dich denn die Schwabenmädel an, daß du ihre Schönheit an den Theetiſchen Berlins predigeſt? darfſt du denn ſogar in China einer Schönen ſagen, ſie habe ein Theegeſicht? Und jetzt, nachdem du die ſpitzigen Worte der ungnädigen

Frau eingeſteckt hatteſt, jetzt, als alles auf das erſte vernünftige Thema, das dieſen Abend abgehandelt wurde, lauſchte, jetzt fällſt du, wie der ſelige Hoheprieſter Eli im zweiten Kapitel Samuelis, rücklings in den Saal und zerſchmetterſt — nicht den eigenen hohlen Schädel, wie jener würdige jüdiſche Papſt — nein! einen zierlich geſchnitzten Fauteuil und eine Taſſe von Meißner Porzellan; ſage, ſprich, ſchlechter Kamerad, wie fingſt du es nur an?"

„In Eurer Stelle, Herr Satan, wäre ich nicht ſo arrogant gegen unſer einen," antwortete er verdrießlich; „Ihr wißt, daß Euch keine Gewalt über meine Seele zuſteht, denn ſeit anderthalb tauſend Jahren kenne ich Eure Schliche und Ränke wohl. Was aber die Eli's Geſchichte betrifft, ſo will ich Euch reinen Wein einſchenken, vorausgeſetzt Ihr begleitet mich in eine Auberge, denn der läpperichte Thee hier, mit dem man in China kaum die Taſſen ausſpülen würde, mit dem noch ſchlechtern Arak, haben mir ganz miſerabel gemacht."

Ich ließ vor einem Reſtaurateur halten und führte den verunglückten Doktor Mucker hinein. Es war ſchon ziemlich tief in der Nacht, und nur noch wenige, aber echte Trinker in dem Wirthszimmer. Wir ſetzten uns an einen Tiſch zu vier oder fünf ſolcher nächtlichen Geſellen; ich ließ für den alten Menſchen Burgunder auftragen und in geläufigem Malabariſch, wovon die Trinker gewiß nichts verſtanden, forderte ich ihn auf, zu erzählen.

Nachdem der ewige Jude durch etliche Schlücke ſich erholt hatte, begann er:

„Ich glaube, es iſt ein Theil des Fluches, der auf mir ruht, daß ich, ſobald ich mich in höhere Sphären der Geſellſchaft wage, lächerlich werde; ein paar Beiſpiele mögen dir genügen:

„Du weißt, daß ich, um mir die Langeweile des Erdenlebens zu vertreiben, zuweilen einen Liebeshandel ſuche, — nun verziehe dein Geſicht nur nicht ſo ſpöttiſch, ich bin eine Stereotypausgabe von einem kräftigen Fünfziger und ein ſolcher darf ſich ſchon noch aufs Eis wagen. Nun hatte ich einmal in einem kleinen ſächſiſchen Städtchen eine Schöne auf dem Korn. Ich hatte ſchon ſeit einigen Tagen Zutritt in das elterliche Haus und die kleine Kokette ſchien mir gar nicht abgeneigt. Ich kleidete mich ſorgfältiger, um ihr zu gefallen, ich ſcherwenzelte um ſie her, wenn ſie ſpazieren ging, kurz, ich war ein ſo ausgemachter Geck, als je einer über das Pflaſter von Leipzig ging. In dem Städtchen gehörte es zum guten Ton, Morgens um neun Uhr an dem Haus ſeiner Schönen vorbeizugehen; ſchaute ſie heraus, ſo wurde mit Grace der Hut gezogen und etwas weniges geſeufzt.

„Dies hatte ich mir bald abgemerkt und zog nun pflichtgemäß, wenn die Glocke neun Uhr ſummte, an jenem Haus vorüber; und ich hatte die Freude, zu ſehen, wie mein Engel jedesmal zum Fenſter herausſchaute und huldreich lächelte. Eines Morgens war es ſehr kothig auf der Straße; ich ging alſo, um die weiß ſeidenen Strümpfe zu ſchonen, auf den Zehenſpitzen und machte Schritte wie ein Hahn. Aber vor dem Hauſe meiner Schönen war der Schmutz reinlich in große Haufen

zuſammengekehrt, denn der Papa war eine Art von Polizeiinſpektor und mußte den Einwohnern ein gutes Beiſpiel geben; wie freute ſich mein Herz über dieſe Reinlichkeit! ich konnte dort feſter auftreten, ich konnte mit dem rechten Bein, wenn ich mein Kompliment machte, zierlich ausſchweifen, ohne mich zu beſchmutzen. Mein Engel ſchaute huldreich herab, freudig ziehe ich den Hut von dem ſchönfriſirten Toupé, ſchwenke ihn in einem kühnen Bogen und — o Unglück — er entwiſcht meiner Hand, er fährt wie ein Pfeil in den aufgeſchichteten Unrath, daß nur noch die Spitze hervorſieht.

„Wie ſchön ſagt Schiller:

Einen Blick
nach dem Grabe
ſeiner Habe
ſendet noch der Menſch zurück.

„So ſtand ich wie niedergedonnert an dem Unrath. Sollte ich in zierlicher Stellung mit den Fingerſpitzen den Hut herausziehen? aber dann war zu befürchten, daß er ganz ruinirt ſey; ſollte ich völlig chapeau bas weiter ziehen, wie einer, der ohne Hut dem Galgen oder dem Tollhaus entſprungen?

„Wie ein ſilbernes Feuerglöckchen ſchlägt jetzt das luſtige Lachen meiner Dulcinea an mein Ohr; brummend wie die ſchweren Todtenglocken, das Grabgeläute meiner Hoffnung, antworteten zehn Bäſſe aus dem gegenüberſtehenden Kaffeehaus, Huſarenlieutenants, Schreiber, Kaufleute brüllen aus den aufgeriſſenen Fenſtern, und: huſſa, Sultan, ſuch verloren! tönt die Stimme meines furchtbarſten Rivalen, des Grafen Lobau. Eine engliſche

Dogge von Menſchenlänge ſtürzt hervor, packt den verlornen Hut mit geübter Schnauze, rennt auf mich zu, ſtellt ſich auf die Hinterbeine, tappt mit ſeinen Pfoten auf meine Schultern und präſentirt mir das triefende **corpus delicti.**

„Was ich dir hier mit vielen Worten erzähle, mein Beſter, war das Werk eines Augenblicks; wie angefroren war ich dageſtanden, und erſt die Zudringlichkeit des höflichen Hundes gab mir meine Faſſung wieder. Wieherndes jauchzendes Gelächter ſcholl aus dem Kaffeehauſe, und auch bei ihr waren alle Fenſtern mit Lachern angefüllt; und als ich einen zärtlichen Blick, den letzten, hinauflaufen ließ, ſah ich, wie ſie das battiſtene Schnupftuch in den Mund ſchob, um nicht vor Lachen zu berſten. Da verlor ich von neuem die Faſſung; wüthend ergriff ich den Hut und ſchlug ihn der Dogge ins Geſicht; aber die Beſtie verſtand keinen Spaß, ſie packte mich an der zierlichen Buſenſtreife, ich ließ ihr dieſe Spolien und machte mich eilends davon, durch Dick und Dünn galoppirend, aber die Beſtie folgte und andere Hunde und Gaſſenjungen ſtürzten nach, und die ſchreckliche Jagd nahm erſt ein Ende, als ich athemlos in das Portal meines Gaſthofes ſtürzte.

„Daß es mit meiner Liebe aus war, kannſt du denken, beſonders da ich nachher erfuhr, die Kokette habe alle ihre Anbeter um dieſe Stunde ins Kaffeehaus beſtellt, um meine tägliche Fenſterparade zu bewundern!“

Ich bedauerte den Armen von Herzen, er aber griff ruhig nach ſeinem Glas, trank und fuhr dann fort:

„Kann dich versichern, so hundsvöttisch ging es mir von jeher, besonders aber in der neuen aufgeklärten Zeit, wo man so ungemein viel auf das Schickliche hält und verzweifeln möchte, wenn der vortreffliche Reifrock der Etiquette ein wenig unsanft berührt wird. Darum ist es mir bei einem Gastmahl immer höllenangst. Wird fette Sauce umhergegeben, so sehe ich schon im Geiste, daß ich damit zittern und sie verschütten werde; kömmt dann der Bettel an mich, so bricht mir der Angstschweiß aus, die Saucière klappert in meiner zitternden Hand fürchterlich, sie schwankt, ich fahre mit der andern Hand darnach und — richtig, meine freundliche Nachbarin hat die ganze Bescheerung auf dem neuen drap d'or oder genuesischen Sammtkleid, daß alles im schönsten Fett schwimmt. Habe ich aber endlich eine solche Fegefeuertour durchgemacht, ohne Sauce zu verschütten, ohne ein Glas umzuwerfen, ohne einen Löffel fallen zu lassen, ohne dem Schooßhund auf den Schwanz zu treten, ohne der Tochter des Hauses die größten Sottisen zu sagen, wenn ich höflich und pikant seyn will, so faßt mich irgend ein Unheil noch zum Schluß, daß ich mit Schande abziehe wie heute."

„Nun," fragte ich, „und was warf dich denn heute mitten ins Zimmer?"

„Als der langweilige Mensch seine Erzählung anhub, wie er ein paar Pfaffen habe singen hören, und wie er einem hübschen Mädchen nachgelaufen sey — was man überall thun kann, ohne gerade in Rom zu seyn — da übermannte mich die Langeweile, die eines meiner Hauptübel ist, und so setzte ich, um mich zu

unterhalten, meinen Stuhl rückwärts in Bewegung und ſchaukelte mich ganz angenehm; auf einmal, ehe ich mich deſſen verſah, ſchlug der Stuhl mit mir rückwärts über und ich lag" —

„Das habe ich leider geſehen, wie du lagſt," ſagte ich; „aber wie kann man nur in honnetter Geſellſchaft ſo ganz alle gute Sitte vergeſſen und mit dem Stuhl ſchaukeln?"

„Sey jetzt ruhig und bringe mich nicht auf mit der verdammten Geſchichte; ich habe heute Abend kein Glück gemacht, das iſt alles. **Bibamus, diabole!**" ſagte der alte Menſch, indem er ſelbſt mit tüchtigem Beiſpiel voranging und dann ſchmunzelnd auf das dunkelrothe Glas wies: „der iſt koſcher, Herr Bruder! guter Burgunder, echter Chambertin und wenigſtens zwanzig Jahre alt. Du magſt mich jetzt auslachen oder nicht, aber ein gutes altes Weinchen vom Südſtamme iſt noch immer meine Leidenſchaft, und ich behaupte, die Welt ſieht jetzt nur darum ſo ſchlecht aus, weil ſo viel Thee, Branntwein und Bier, aber deſto weniger Wein getrunken wird."

„Du könnteſt Recht haben, Jude!"

„Wie ſtattlich," fuhr er im Eifer fort, „wie ſtattlich nahmen ſich ſonſt die Wirthshäuſer aus; breite gedrungene kräftige Geſtalten, den dreiſpitzigen Hut ein wenig auf die Seite geſetzt, rothe Geſichter, feurige Augen, ins bläuliche ſpielende Naſen, honnette Bäuche — ſo traten ſie, das hohe mit Gold beſchlagene Meerrohr in der Fauſt, feierlich grüßend ins Zimmer; wenn der Hut am Nagel hing, der Stock in die Ecke geſtellt war, ſchritt

der Gaſt dem wohlbekannten Plätzchen zu, das er ſeit Jahren ſich zu eigen gemacht hatte, und das oft nach ihm getauft war; der Wirth ſtellte mit einem „Wohl bekomm's" die Weinkanne vor den ehrſamen Trinker, die gewöhnlichen Bechernachbarn fanden ſich zur beſtimmten Stunde ein, man trank viel, man ſchwatzte wenig und zog zur beſtimmten Stunde wieder heim; ſo war es in den guten alten Zeiten, wie die Menſchen ſagen, die nach Jahren rechnen, ſo war es und nur der Tod machte darin eine Aenderung. Jetzt hängen ſie alles an den Putz, machen Staat wie die Fürſten und ſitzen den Wirthen um zwei Groſchen die Bänke ab. Luftiges unſtätes Geſindel, fährt in den Wirthshäuſern umher; man weiß nie mehr, neben wen man zu ſitzen kömmt, und das heißen die Leute Kosmopolitismus. Höchſtens trifft man ein paar alte weingrüne Geſichter von der echten Sorte, aber dies Geſchlecht iſt beinahe ausgeſtorben!"

„Schau nur dorthin," fiel ich ihm ein, „du Prediger in der Wüſte, dort ſitzen ein Paar echte; ſieh nur das kleine Männlein dort im braunen Röckchen, wie es ſo feurig die rothen Augen über die Flaſche hinrollen läßt; er ſcheint mir ein rechter Kenner, denn er trinkt den Niernſteiner Kirchhofwein, den er vor ſich hat, in ganz kleinen Zügen und zerdrückt ihn ordentlich auf der Zunge, ehe er ſchluckt. Und dort der große dicke Mann mit der rothen Naſe, iſt er nicht eine Figur aus der alten Zeit? nimmt er nicht das Glas in die ganze Fauſt, ſtatt wie die Heutigen den kleinen und den Goldfinger zierlich auszuſtrecken? Iſt er nicht ſchon an der

vierten Flaſche, ſeit wir hier ſind, und haſt du nicht bemerkt, wie er immer die Pfropfen in die Taſche ſteckt, um nachher zu zählen, wie viele Flaſchen er getrunken?"

„Wahrhaftig, dieſe ſind echte!" rief der begeiſterte Jude, „ich bin jung geweſen und alt geworden, aber ſolcher gibt es nicht viele, laß uns zu ihnen uns ſetzen, mi fratercule!"

Wir hatten nicht fehl gerathen; jene Trinker waren von der echten Sorte, denn ſchon ſeit zwanzig Jahren kommen ſie alle Abende in das nämliche Wirthshaus. Man kann ſich denken, wie gerne wir uns an ſie anſchloſſen; ich, weil ich ſolche Käuze liebe und aufſuche, der ewige Jude aber, weil der Kontraſt zwiſchen dem eleganten Thee und dieſen Trinkern in ſeinen Augen ſehr zu Gunſten der letzteren ausfiel; er wurde ſo kordial, daß er zu vergeſſen ſchien, daß er mit ihren Urvätern ſchon getrunken habe, daß er vielleicht mit ihren ſpäten Enkeln wieder trinken werde.

Die alten Geſellen mochten jetzt ihre Ladung haben, denn ſie wurden freundlich und fingen an, zuerſt leiſe vor ſich hin zu brummen, dann geſtaltete ſich dieſes Brummen zu einer Melodie, und endlich ſangen ſie mit heiſerer Weinkehle ihre gewohnten Lieder. Auch den alten Menſchen faßte dieſe Luſt. Er dudelte die Melodien mit, und als ſie geendet hatten, fing auch er ſein Lied an. Er ſang:

Wer ſeines Leibes Alter zählet
Nach Nächten, die er froh durchwacht,
Wer, ob ihm auch der Thaler fehlet,
Sich um den Groſchen luſtig macht,

Der findet in uns ſeine Leute,
Der ſey uns brüderlich gegrüßt,
Weil ihn wie uns der Gott der Freude
In ſeine ſanften Arme ſchließt.

Wenn von dem Tanze ſanft gewieget,
Von Flötentönen ſüß berauſcht,
Fein Liebchen ſich im Arme ſchmieget
Und Blick um Liebesblick ſich tauſcht;
Da haben wir im Flug genoſſen
Und ſchnell den Augenblick erhaſcht,
Und Herz am Herzen feſtgeſchloſſen
Der Lippen ſüßen Gruß genaſcht.

Den Wein kannſt du mit Gold bezahlen,
Doch iſt ſein Feuer bald verraucht,
Wenn nicht der Gott in ſeine Strahlen,
In ſeine Geiſtergluth dich taucht;
Uns, die wir ſeine Hymnen ſingen,
Uns leuchtet ſeine Flamme vor,
Und auf der Töne freien Schwingen
Steigt unſer Geiſt zum Geiſt empor.

Drum, die ihr frohe Freundesworte
Zum würdigen Geſang erhebt,
Euch grüß' ich, wogende Accorde,
Daß ihr zu uns herniederſchwebt!
Sie tauchen auf — ſie ſchweben nieder,
Im Vollton rauſchet der Geſang,
Und lieblich hallt in unſre Lieder
Der vollen Gläſer Feierklang.

So haben's immer wir gehalten
Und bleiben fürder auch dabei,
Und mag die Welt um uns veralten,
Wir bleiben ewig jung und neu.
Denn wird einmal der Geiſt uns trübe,
Wir baden ihn im alten Wein,
Und ziehen mit Geſang und Liebe
In unſern Freudenhimmel ein.

Ob dies des ewigen Juden eigene Poeſie war, kann ich nicht beſtimmt ſagen, doch ließ er mich zu Zeiten merken, daß er auch etwas Poet ſey; die zwei alten Weingeiſter aber waren ganz erfüllt und erbaut davon; ſie drückten dem alten Menſchen die Hand und geberdeten ſich, als hätte er ihnen die ewige Seligkeit verkündigt.

Es ſchlug auf den Uhren drei Viertel vor zwölf Uhr. Der ewige Jude ſah mich an und brach auf, ich folgte. Rührend war der Abſchied zwiſchen uns und den Trinkern, und noch auf der Straße hörten wir ihre heiſeren Stimmen in wunderlichen Tönen ſingen:

Und wird einmal der Geiſt uns trübe,
Wir baden ihn im alten Wein,
Und ziehen mit Geſang und Liebe
In unſern Freudenhimmel ein.

Satans Besuch

bei

Herrn von Goethe,

nebst

einigen einleitenden Bemerkungen über das Diabolische in der deutschen Literatur.

Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern
Und hüte mich mit ihm zu brechen;
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.
Goethe.

Fünfzehntes Kapitel.

Bemerkungen über das Diabolische in der deutschen Literatur.

Die Idee eines Teufels ist so alt als die Welt und nicht erst durch die Bibel unter die Menschen gekommen. Jede Religion hat ihre Dämonen und bösen Geister, — natürlich weil die Menschen selbst von Anfang an gesündigt haben und nach ihrem gewöhnlichen Anthropomorphismus das Böse, das sie sahen, einem Geiste zuschrieben, dessen Geschäft es sey, überall Unheil

anzurichten. So würde ich ungefähr ſprechen, wenn ich es bis zum Profeſſor der Philoſophie gebracht hätte, und nun über die Idee eines Teufels mich breitmachen müßte.

In meiner Stellung aber lache ich über ſolche Demonſtrationen, die gewöhnlich darauf auslaufen, daß man mich mit zehnerlei Gründen hinweg zu diſputiren ſucht; ich lache darüber und behaupte, die Menſchen, ſo dumm ſie hie und da ſeyn mögen, merken doch bald, wenn es nicht ganz geheuer um ſie her iſt, und mögen ſie mich nun Ariman oder das böſe Princip, Satan oder Herr Urian nennen, ſie kennen mich in allen Völkern und Sprachen. Es iſt doch eine ſchöne Sache um das dicier hic est, darum behagt mir auch die deutſche Literatur ſo ſehr. Haben ſich nicht die größten Geiſter dieſer Nation bemüht, mich zu verherrlichen, und wenn ich's nicht ſchon wäre, mich ewig zu machen?

In meiner dissertatio de rebus diabolicis ſage ich unter anderm hierüber Folgendes: „§. 8. Die Idee, das moraliſche Verderben in einer Perſon darzuſtellen, mußte ſich daher den Dichtern bald aufdrängen; dieſe waren, wie es in Deutſchland meiſtens der Fall war, philoſophiſch gebildet, doch war ihre Philoſophie wie ihre Moral von jener breiten dicken Sorte, die nicht mit Leichtigkeit über Gegenſtände hinzugleiten weiß, daher kam es, daß auch die Gebilde ihrer Phantaſie jenes philoſophiſche Blei an den Füßen trugen, das ſie nicht mit Gewandtheit auftreten ließ; ſie ſtolperten auf die Bühne und von der

Bühne, machten ſich breit in Philoſophemen, die der Zehnte nicht ſogleich verſtand, und drehten und wandten ſich, als ſollten ſie auf einer engen Brücke ohne Geländer in Reifröcken einander ausweichen.

„Daher kam es, daß auch die Teufel dieſer Poeten gänzlich verzeichnet waren. Betrachten wir z. B. Klingers Satan. Wie vielen Bombaſt hat dieſer arme Teufel zuerſt in der Hölle und dann auf der Erde herzuleiern!

„Klingemanns Teufel! glaubt man nicht, er habe ihn nur geſchwind aus dem Puppenſpiel von der Straße geholt, ihm die Glieder ausgereckt, bis er die rechte Größe hatte, und ihn dann in die Scene geſetzt? man begreift nicht, wie ein Menſch ſich von einem ſolchen Ungethüm ſollte verführen laſſen.

„Es gibt noch mehrere ſolcher literariſchen Ungethüme, die hier aufzuführen der Raum nicht erlaubt. Sie alle haben mir von jeher viel Spaß gemacht, und ich kam mir oft vor, wie der Policinello des italieniſchen Luſtſpiels; ich war bei dieſen Leuten eine ſtehende Figur, die, wenn auch etwas anders aufgeputzt, doch immer wieder die Hörner ausſtreckte, und unter welche man zu beſſerer Kenntniß ein ecce homo, ſehet das iſt der Teufel, ſchrieb.“

Doch auch dem Teufel muß man Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſagt ein Sprüchwort, folglich muß der Teufel zur revanche auch wieder gerecht ſeyn. „Ein jeder gibt, wie er's kann,“ fuhr ich in der Diſſertation fort, „und wie ſich in jenen Poeten das moraliſche Verderben bei jedem wieder in andern Reflexen abſpiegelte,

ſo gaben ſie auch ihre Teufel. Daher kommt es, daß Herr Urian bei Klopſtock wieder bei weitem anders ausſieht.

„Jener Abbadonna iſt ein gefallener Engel, dem das hölliſche Feuer die Flügel verſengte, der ſich aber auch jetzt noch nobel und würdig ausnehmen ſoll. Aber leider iſt dieſer Zweck doch ein wenig verfehlt, mir wenigſtens kömmt dieſer Klopſtockiſche Gott-ſey-bei-uns vor, wie ein Elegant, der wegen Unarten aus den Salons verwieſen, ſich in den Tabagien und ſpießbürgerlichen Clubbs nicht recht zu finden weiß und darum unanſtändig jammert.“

So ungefähr ſprach ich mich in jener gelehrten Diſſertation aus, und ich gebe noch heute zu, daß die Auffaſſung wie jeder Idee, ſo auch der des Teufels, ſich nach den individuellen Anſichten des Dichters über das Böſe richten muß; dies alles aber entſchuldiget keineswegs jenen berühmten Mann, der, kraft ſeines umfaſſenden Genies, nicht den engen Grenzen ſeines Vaterlandes oder der Spanne Zeit, in welcher er lebt, ſondern der Erde und künftigen Jahrhunderten angehören könnte, es entſchuldigt ihn nicht darin, daß er einen ſo ſchlechten Teufel zur Welt gebracht hat.

Der Goethiſche Mephiſtopheles iſt eigentlich nichts anders, als jener gehörnte und geſchwänzte Popanz des Volkes. Den Schweif hat er aufgerollt und in die Hoſen geſteckt, für die Bocksfüße hat er elegante Stiefeln angezogen, die Hörner hat er unter dem Barrett verborgen — ſiehe da den Teufel des großen Dichters! Man wird mir einwenden, das gerade iſt ja die große

Kunſt des Mannes, daß er tauſend Fäden zu ſpinnen weiß, durch die er ſeine kühnen Gedanken, ſeine hohen überſchwenglichen Ideen an das Volksleben, an die Volkspoeſie knüpft. — Halt Freund! iſt es eines Mannes, der, wie ſie ſagen, ſo hoch über ſeinem Gegenſtand ſteht, und ſich nie von ihm beherrſchen läßt, iſt es eines ſolchen Dichters würdig, daß er ſich in dieſe Feſſeln der Popularität ſchmiegt? ſollte nicht der königliche Adler dieſes Volk bei ſeinem populären Schopf faſſen und mit ſich in ſeine Sonnenhöhe tragen?

Verzeihe, Wertheſter, erhalte ich zur Antwort, du vergiſſeſt, daß unter dieſem Volke mancher eine Perrücke trägt; würde ein ſolcher nicht in Gefahr ſeyn, daß ihm der Zopf breche und er aus halber Höhe wieder zur Erde ſtürzte? Siehe! der Meiſter hat dies beſſer bedacht; er hat aus jenen tauſend Fäden, von welchen ich dir ſagte, eine Strickleiter geflochten, auf welcher ſeine Jünger ſäuberlich und ohne Gefahr zu ihm hinaufklimmen. Der Meiſter aber ſetzet ſie zu ſich in ſeine Arche, gleich Noah ſchwebt er mit ihnen über der Sündfluth jetziger Zeit und ſchaut ruhig wie ein Gott in den Regen hinaus, der aus den Federn der kleinen Poeten ſtrömt.

Ein wäſſeriges Bild! entgegne ich, und zugleich eine Sottiſe; befand ſich denn in jener Arche nicht mehr Vieh als Menſchen? und will der Meiſter warten, bis die Fluth ſich verlaufen und dann ſeine Stierlein und Eſelein, ſeine Pfauen und Kameele, Paar um Paar auf die Erde ſpazieren laſſen?

Will er vielleicht, wie jener Patriarch, die Erfindung des Weines ſich zuſchreiben, ſich ein Patent darüber

ausſtellen laſſen und über ſeine Schenke ſchreiben: hier allein iſt Echter zu haben, wie Maria Farina auf ſein kölniſches Waſſer, ſo für alle Schäden gut iſt?

Aber, um wieder auf den Mephiſtopheles zu kommen; gerade dadurch, daß er einen ſo überaus populären und gemeinen Teufel gab, hat Goethe offenbar nichts für die Würde ſeines ſchönſten Gedichtes gewonnen. Er wird zwar viele Leſer herbeiziehen, dieſer Mephiſto, viele Tauſende werden ausrufen: „wie herrlich! das iſt der Teufel, wie er leibt und lebt.“ Um die übrigen Schönheiten des Gedichtes bekümmern ſie ſich wenig, ſie ſind vergnügt, daß es endlich einmal eine Figur in der Literatur gibt, die ihrer Sphäre angemeſſen iſt.

Aber erkennſt du denn nicht, wird man mir ſagen, erkennſt du nicht die herrliche tiefe Ironie, die gerade in dieſem Mephiſtopheles liegt?

Ironie? und welche? ich ſehe nichts in dieſem meinem Konterfei, als den gemeinen Ritter von dem Pferdefuß, wie er in jeder Spinnſtube beſchrieben wird. Man erlaube mir, dieſes Bild noch näher zu beleuchten. Ich werde nämlich vorgeſtellt als ein Geiſt, der beſchworen werden kann, der ſich nach magiſchen Geſetzen richten muß:

Geſteh' ich's nur, daß ich hinausſpaziere,
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf Eurer Schwelle —

und dieſer Schwelle Zauber zu zerſpalten,

Bedarf ich eines Rattenzahns;

daher befiehlt:

Der Herr der Ratten und der Mäuſe,
Der Fliegen, Fröſche, Wanzen, Läuſe —

in einer Zauberformel ſeinem dienſtbaren Ungeziefer, die Kante, welche ihn bannte, zu benagen. Auch kann ich nicht in das Studierzimmer treten, ohne daß der Doktor Fauſt dreimal „herein!“ ruft. In andere Zimmer, wie z. B. bei Frau Martha und in Gretchens Stübchen trete ich ohne dieſe Erlaubniß. Doch den Schlüſſel zu dieſen ſonderbaren Zumuthungen finden wir vielleicht in dem Vers:

Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei auch etwas denken laſſen!

Doch weiter.

Ich ſtehe auf einem ganz beſondern Fuß mit den Hexen. Die in der Hexenküche hätte mich gewiß liebevoller empfangen, aber ſie ſah keinen Pferdefuß, und um mich bei ihr durch mein Wappen zu legitimiren, mache ich eine unanſtändige Geberde.

Mein Freund, das lerne wohl verſtehen,
Das iſt die Art mit Hexen umzugehen.

Auf dem Brocken in der Walpurgisnacht bin ich noch viel beſſer bekannt. Das Gehen behagt mir nicht, ich ſage daher zum Doktor:

Verlangſt du nicht nach einem Beſenſtiele?
Ich wünſchte mir den allerderbſten Bock.

Auch hier

Zeichnet mich kein Knieband aus,
Doch iſt der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.

Um unter dieſem gemeinen Gelichter mich recht zu zeigen, tanze ich mit einer alten Hexe und unterhalte mich mit ihr in Zoten, die man nur durch Gedankenſtriche

Der hatt' ein — — — — —
So — es war, gefiel mir's doch

anzudeuten wagt.

Ich bin ſelbſt in Fauſts Augen ein widerwärtiger hämiſcher Geſelle, der

— — kalt und frech
Ihn vor ſich ſelbſt erniedrigt. —

Ich bin ohne Zweifel von häßlicher unangenehmer Geſtalt und Geſicht, was man mit mildem Ausdruck markirt, intriguant und im gemeinen Leben einen abgefeimten Spitzbuben zu nennen pflegt.

Daher ſagt Gretchen von mir:

Der Menſch, den du da bei dir haſt,
Iſt mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt.
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich ins Herz gegeben
Als des Menſchen widrig Geſicht. —
Seine Gegenwart bewegt mir das Blut,
Ich hab' vor dem Menſchen ein heimlich Grauen.
— Kommt er einmal zur Thür herein
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein
Und halb ergrimmt. —
Es ſteht ihm an der Stirn geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben ꝛc.

Daher ſage ich auch nachher:

Und die Phyſiognomie verſteht ſie meiſterlich,
In meiner Gegenwart wird's ihr, ſie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weiſſagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz ſicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.

Soll dies bei Gretchen Ahnung ſeyn? Iſt ſie befangen in der Nähe eines Weſens, das, wie man ſagt, ihren Gott verleugnet? Iſt es etwa ein unangenehmer Geruch,

eine ſchwüle Luft, die ihr meine Nähe ängſtlich macht? Iſt es kindlicher Sinn, der den Teufel früher ahnet, als der ſchon gefallene Menſch, wie Hunde und Pferde vor nächtlichem Spuk ſcheuen, wenn ſie ihn auch nicht ſehen? Nein — es iſt nur allein mein Geſicht, mein Mäskchen, mein lauernder Blick, mein höhniſches Lächeln, das ſie ängſtlich macht, ſo ängſtlich, daß ſie ſagt:

— wo er nur mag zu uns treten,
mein' ich ſogar, ich liebte dich nicht mehr —

Wozu nun dies? warum ſoll der Teufel ein Geſicht ſchneiden, das jedermann Mißtrauen einflößt, das zurückſchreckt, ſtatt daß die Sünde, nach den gewöhnlichſten Begriffen, ſich lockend, reizend ſehen läßt?

Wer hat nicht die herrlichen Umriſſe über Goethe's Fauſt von dem genialen Retzſch geſehen! Gewiß, ſelbſt der Teufel muß an einem ſolchen Kunſtwerk Freude haben. Ein paar Striche, ein paar Pünktchen bilden das liebliche ſinnige Geſicht des kindlichen keuſchen Gretchens, Fauſt, in der vollendeten Blüthe des Mannes, ſteht neben ihr, welche Würde noch in dem gefallenen Götterſohn!

Aber der Maler folgt der Idee des Dichters, und ſiehe, ein Scheuſal in Menſchengeſtalt ſteht neben jenen lieblichen Bildern. Die unangenehmen Formen des dürren Körpers, das ausgedörrte Geſicht, die häßliche Naſe, die tiefliegenden Augen, die verzerrten Mundwinkel — hinweg von dieſem Bild, das mich ſchon ſo oft geärgert hat. *

* Man erlaube mir hier eine kleine Anmerkung: wenn ich nicht irre, ſo ertappt man hier den Satan auf einer größern Eitelkeit, als man ihm faſt zutrauen ſollte; gewiß hat ihn

Und warum dieſe häßliche Geſtalt? frage ich noch einmal. Darum, antworte ich, weil Goethe, der ſo hoch über ſeinem Werk ſchwebende Dichter, ſeinen Satan anthropomorphiſirt; um den gefallenen Engel würdig genug darzuſtellen, kleidet er ihn in die Geſtalt eines tief gefallenen Menſchen. Die Sünde hat ſeinen Körper häßlich, mager, unangenehm gemacht. In ſeinem Geſicht haben alle Leidenſchaften gewühlt und es zur Fratze entſtellt; aus dem hohlen Auge ſprüht die grünliche Flamme des Neides, der Gier; der Mund iſt widrig, hämiſch wie der eines Elenden, der alles Schöne der Erde ſchon gekoſtet hat und jetzt aus Ueberſättigung den Mund darüber rümpft; der Unſchuld iſt es nicht wohl in ſeiner befleckenden Nähe, weil ihr vor dieſen Zügen ſchaudert.

So hat der Dichter, weil er einen ſchlechten Menſchen vor Augen hatte, einen ſchlechten Teufel gemalt.

Oder ſteht etwa in der Mythologie des Herrn von Goethe, der Teufel könne nun einmal nicht anders ausſehen, er könne ſein Geſicht, ſeine Geſtalt nicht verwandeln? Nein, man leſe:

> Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
> Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;

---

nichts anders gegen jenen verehrten Dichter aufgebracht, als daß er ihn mit etwas lebhaften Farben als häßlich darſtellt; dieſe Bemerkung wird um ſo wahrſcheinlicher, wenn man ſich erinnert, daß er oben in dem zweiten Abſchnitt ſelbſt geſteht, daß durch ſeine Inkarnation einige Eitelkeit in ihn gefahren ſey; Meiſter Urian gibt ſich übrigens durch den übertriebenen Eifer, mit welchem er ſeine Mißgeſtalt rügt, eine Blöße, die ihm nicht hätte beigehen ſollen.

Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen,
Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?
— — — — — — — — — —
Du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut.
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere;

Und an einem andern Ort läßt er mich mein Geſicht ein „Mäskchen“ nennen; folglich kann er ſich eine Maske geben, kann ſich verwandeln; aber, wie geſagt, der Dichter hat ſich begnügt, das nordiſche Phantom dennoch beizubehalten, nur daß er mich von „Hörnern, Schweif und Klauen“ diſpenſirt.

Dies iſt das Bild des Mephiſtopheles, dies iſt Goethe's Teufel, jenes nordiſche Phantom ſoll mich vorſtellen; darf nun ein vom Dichter ſo hochgeſtellter Menſch durch eine ſo niedrige Kreatur, die ſich ſchon durch ihre Maske verdächtig macht, ins Verderben geführt werden? Darf jener große Geiſt, der noch in ſeinem Falle die übrigen hoch überragt, darf er durch einen gewöhnlichen „Bruder Liederlich,“ als welchen ſich Mephiſto ausweist, herabgezogen werden? Und — muß nicht dieſe Maske der Würde jener Tragödie Eintrag thun?

Doch ich ſchweige, an geſchehenen Dingen iſt nichts zu ändern, und meine verehrte Großmutter würde über dieſen Gegenſtand zu mir ſagen: „Söhnchen! diabole! bedenke, daß ein großer Dichter ein großes Publikum haben, und um ein großes Publikum zu bekommen, ſo populär als möglich ſeyn muß.“

Sechzehntes Kapitel.

Der Beſuch.

Bei dieſem Allem bleibt Fauſt ein erhabenes Gedicht, und Goethe einer der erſten Geiſter ſeiner Zeit, und man darf ſich daher nicht wundern, daß ich ein großes Verlangen in mir fühlte, dieſen Mann einmal zu ſehen. Ich hätte ihm einen unerwarteten Beſuch machen können, ja wenn ich oft recht ärgerlich über mein Zerrbild war, ſtand ich auf dem Sprung, ihm einmal im Koſtüm des Mephiſtopheles nächtlicher Weile zu erſcheinen und ihm einigen Schrecken in die Glieder zu jagen; aber eine gewiſſe Gutmüthigkeit, die man zuweilen an mir gefunden hat, hielt mich immer wieder ab, dem alten Mann eine ſchlafloſe Nacht zu machen.

Ich entſchloß mich daher, als **Doctor legens**, ein ehrſamer Titel auf Reiſen, ihn zu beſuchen, und als ſolcher kam ich in Weimar an. Es iſt mit berühmten Leuten wie mit einem fremden Thiere; kömmt ein ehrlicher Pächter mit ſeiner Familie in die Stadt auf den Jahrmarkt, ſo iſt ſein Erſtes, daß er in der Schenke den Hausknecht fragt: „wann kann man den Löwen ſehen, Burſche?“ „Mein Herr,“ antwortet der Gefragte, „die Affen und der Seehund ſind den ganzen Tag zu haben, der Löwe aber iſt am beſten aufgelegt, wenn er das Futter im Leib hat, daher rathe ich um jene Zeit hinzugehen.“

Gerade ſo erging es mir in Weimar; ich fuhr von Jena aus mit einem jungen Amerikaner hinüber. Auch in ſein Vaterland war des Dichters Ruhm ſchon längſt

gedrungen, und er machte auf der großen Tour durch Europa dem berühmten Mann zu Ehren ſchon einen Umweg von zwanzig Meilen. In dem Gaſthof, wo wir abgeſtiegen waren, fragten wir ſogleich, um welche Zeit wir bei Herrn von Goethe vorkommen könnten? Wir waren in Reiſekleidern, die beſonders bei meinem Gefährten etwas unſcheinbar geworden waren; der Wirth muſterte uns daher mit mißtrauiſchen Blicken und fragte, ehe er noch unſere Frage beantwortete, ob wir auch Fräcke bei uns hätten?

Wir waren glücklicherweiſe beide damit verſehen, und unſer Wirth verſprach, uns ſogleich anmelden zu laſſen. „Sie werden wahrſcheinlich nach dem Diner, um fünf Uhr angenommen werden; um dieſe Zeit ſind Seine Excellenz am beſten zu ſprechen. Zweifle auch gar nicht, daß Sie angenommen werden, denn wenn man, wie der Herr hier, eigens deßwegen aus Amerika nach Weimar kömmt, wäre es doch unbarmherzig, einen ungeſehen wieder fortzuſchicken.“

Dieſer Patriotismus ging doch wahrhaftig ſehr weit; doch wir ließen den guten Mann auf dem Glauben, der junge Philadelphier komme recta nach Weimar, und gehe von da wieder heim; übrigens hatte er richtig prophezeit: Doctor legens Supfer, wie ich mich nannte, und Forthill aus Amerika waren auf fünf Uhr beſtellt.

Endlich ſchlug die Stunde, wir machten uns auf den Weg. Der Dichter wohnt ſehr ſchön. Eine ſanfte geſchmackvolle, mit Statuen dekorirte Treppe führt zu ihm; eine tiefe geheimnißvolle Stille lag auf dem Hausgang, den wir betraten; ſchweigend führte uns der

Diener in das Besuchzimmer. Behagliche Eleganz, Zierlichkeit und Feinheit, verbunden mit Würde, zeichneten dieses Zimmer aus. Mein junger Gefährte betrachtete staunend diese Wände, diese Bilder, diese Meubles. So hatte er sich wohl das Stübchen des Dichters nicht vorgestellt. Mit der Bewunderung dieser Umgebungen schien auch die Angst vor der Größe des Erwarteten zu steigen. Alle Nüancen von Roth wechselten auf seinem angenehmen Gesicht; sein Herz pochte hörbar, sein Auge war starr an die Thüre geheftet, durch welche der Gefeierte eintreten mußte.

Ich hatte indeß Muße genug, über den großen Mann nachzudenken. Wie viel weiter, sagte ich mir, wie unendlich weiter helfen dem Sterblichen Gaben des Geistes als der zufällige Glanz der Geburt.

Der Sohn eines unscheinbaren Bürgers von Frankfurt hat hier die höchste Stufe erreicht, die dem Menschen nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge offen steht. Es hat schon mancher diese Stufe erstiegen. Geschäftsmänner vom Fach haben vom bescheidenen Plätzchen an der Thüre alle Sitze ihrer Kollegien durchlaufen, bis endlich der Stuhl, der zunächst am Throne steht, sie in seine Arme aufnahm. Mancher hat sich auf dem Schlachtfeld das Portefeuille erkämpft. Goethe hat sich seine eigene Bahn gebrochen, auf welcher ihm noch keiner voranging, noch keiner gefolgt ist; er hat bewiesen, daß der Mensch kann, was er will; denn man sage mir nichts von einem das All umfassenden Genie, von einem Geist, der sein Zeitalter gebildet, es stufenweise zu dem Höheren geführt habe — das Zeitalter hat ihn gebildet.

Ich kann mir noch wohl denken, welch heilloſes Leben Werther in das liebe Deutſchland brachte. Die Lotten ſchienen wie durch einen Zauberſchlag aus dem Boden zu wachſen; die Zahl der Werther war Legion. Aber was war hierin Goethe's Verdienſt? Hatte es wirklich nur daran gefehlt, daß er das Hörnchen an den Mund ſetzte, und bei dem erſten Ton, den er angab, mußte Pfaffe und Laie, Nönnchen und Dämchen in wunderlichen Capriolen ihren Sanct-Veits-Tanz beginnen? Wie heißt dieſes große ſchöpferiſche Geheimniß? Alles zu rechter Zeit. Der Siegwart hatte die harten Herzen aufgethaut und ſie für allen möglichen Jammer, für Mondſchein und Gräber empfänglich gemacht, da kommt Goethe.

Die Thüre ging auf, — er kam.

Dreimal bückten wir uns tief — und wagten es dann, an ihm hinaufzublinzeln. Ein ſchöner ſtattlicher Greis! Augen ſo klar und helle, wie die eines Jünglings, die Stirne voll Hoheit, der Mund voll Würde und Anmuth; er war angethan mit einem feinen ſchwarzen Kleid, und auf ſeiner Bruſt glänzte ein ſchöner Stern. — Doch er ließ uns nicht lange Zeit zu ſolchen Betrachtungen; mit der feinen Wendung eines Weltmannes, der täglich ſo viele Bewunderer bei ſich ſieht, lud er uns zum Sitzen ein.

Was war ich doch für ein Eſel geweſen, in dieſer ſo gewöhnlichen Maske zu ihm zu gehen. Doctores legentes mochte er ſchon viele hunderte geſehen haben. Amerikaner, die, wie unſer Wirth meinte, ihm zu lieb auf die See gingen, gewiß wenige; daher kam es auch,

daß er ſich meiſt mit meinem Gefährten unterhielt. Hätte ich mich doch für einen gelehrten Irokeſen oder einen ſchönen Geiſt vom Miſſiſippi ausgegeben. Hätte ich ihm nicht Wunderdinge erzählen können, wie ſein Ruhm bis jenſeits des Ohio gedrungen, wie man in den Cavannen von Louiſiana über ihn und ſeinen Wilhelm Meiſter ſich unterhalte? — So wurden mir einige unbedeutende Floskeln zu Theil und mein glücklicherer Gefährte durfte den großen Mann unterhalten.

Wie falſch ſind aber oft die Begriffe, die man ſich von der Unterhaltung mit einem großen Manne macht! Iſt er als witziger Kopf bekannt, ſo wähnt man, wenn man ihn zum erſten Mal beſucht, einer Art von Electriſirmaſchine zu nahen. Man ſchmeichelt ihm, man glaubt, er müſſe dann Witzfunken von ſich ſtrahlen, wie die ſchwarzen Katzen, wenn man ihnen bei Nacht den Rücken ſtreichelt; iſt er ein Romandichter, ſo ſpitzt man ſich auf eine intereſſante Novelle, die der Berühmte zur Unterhaltung nur geſchwind aus dem Aermel ſchütteln werde; iſt er gar ein Dramatiker, ſo theilt er uns vielleicht freundſchaftlich den Plan zu einem neuen Trauerſpiel mit, den wir dann ganz warm unſern Bekannten wieder vorſetzen können. Iſt er nun gar ein umfaſſender Kopf wie Goethe, einer der, ſo zu ſagen, in allen Sätteln gerecht iſt — wie intereſſant, wie belehrend muß die Unterhaltung werden; wie ſehr muß man ſich aber auch zuſammen nehmen, um ihm zu genügen.

Der Amerikaner dachte auch ſo, ehe er neben Goethe ſaß; ſein Ich fuhr, wie das des guten Walt, als er zum

Flitte kam,* ängſtlich oben in allen vier Gehirnkammern und darauf unten in beiden Herzkammern wie eine Maus umher, um darin ein ſchmackhaftes Ideenkörnchen aufzutreiben, daß er ihm zutragen und vorlegen könnte zum Imbiß. Er blickte angſtvoll auf die Lippen des Dichters, damit ihm kein Wörtchen entfalle, wie der Kandidat auf den ſtrengen Examinator; er knickte ſeinen Hut zuſammen und zerpflückte einen glacirten Handſchuh in kleine Stücke. Aber welcher Centnerſtein mochte ihm vom Herz fallen, als der Dichter aus ſeinen Höhen zu ihm herabſtieg und mit ihm ſprach, wie Hans und Kunz in der Kneipe. Er ſprach nämlich mit ihm vom guten Wetter in Amerika, und indem er über das Verhältniß der Winde zu der Luft, der Dünſte des waſſerreichen Amerika zu denen in unſerem alten Europa ſich verbreitete, zeigte er uns, daß das All der Wiſſenſchaft in ihm aufgegangen ſey, denn er war nicht nur lyriſcher und epiſcher Dichter, Romaniſt und Novelliſt, Luſtſpiel- und Trauerſpieldichter, Biograph (ſein eigener) und Ueberſetzer — nein, er war auch ſogar Meteorolog!

Wer darf ſich rühmen, ſo tief in das geheimnißvolle Reich des Wiſſens eingedrungen zu ſeyn? Wer kann von ſich ſagen, daß er mit jedem ſeine Sprache, d. h. nicht ſeinen vaterländiſchen Dialekt, ſondern das, was ihm gerade geläufig und werth ſeyn mochte, ſprechen könne. Ich glaube, wenn ich mich als reiſender Koch bei ihm aufgeführt hätte, er hätte ſich mit mir in gelehrte Disculſionen über die geheimnißvolle Compoſition einer

* Jean Paul's Flegeljahre.

Gänseleberpaſtete eingelaſſen, oder nach einer Sekundenuhr berechnet, wie lange man ein Beefſteak auf jeder Seite ſchmoren müſſe.

Alſo über das ſchöne Wetter in Amerika ſprachen wir, und ſiehe — das Armeſündergeſicht des Amerikaners hellte ſich auf, die Schleußen ſeiner Beredſamkeit öffneten ſich — er beſchrieb den feinen weichen Regen von Canada, er ließ die Frühlingsſtürme von New-York brauſen und pries die Regenſchirmfabrik in der Franklinſtraße zu Philadelphia. Es war mir am Ende, als wäre ich gar nicht bei Goethe, ſondern in einem Wirthshaus unter guten alten Geſellen, und es würde bei einer Flaſche Bier über das Wetter geſprochen, ſo menſchlich, ſo kordial war unſer Discurs; aber das iſt gerade das große Geheimniß der Converſation, daß man ſich angewöhnt — nicht gut zu ſprechen, ſondern gut zu hören. Wenn man dem weniger Gebildeten Zeit und Raum gibt zu ſprechen, wenn man dabei ein Geſicht macht, als lauſche man aufmerkſam auf ſeine Honigworte, ſo wird er nachher mit Enthuſiasmus verkünden, daß man ſich bei dem und dem köſtlich unterhalte.

Dies wußte der vielerfahrene Dichter, und ſtatt uns von ſeinem Reichthum ein Scherflein abzugeben, zog er es vor, mit uns Witterungsbeobachtungen anzuſtellen.

Nachdem wir ihn hinlänglich ennuyirt haben mochten, gab er das Zeichen zum Aufſtehen, die Stühle wurden gerückt, die Hüte genommen, und wir ſchickten uns an, unſere Abſchiedskomplimente zu machen. Der gute Mann ahnete nicht, daß er den Teufel citire, als

er großmüthig wünſchte, mich auch ferner bei ſich zu ſehen, ich ſagte ihm zu und werde es zu ſeiner Zeit ſchon noch halten, denn wahrhaftig, ich habe ſeinen Mephiſtopheles noch nicht hinuntergeſchluckt. Noch einen — zwei Bücklinge, wir gingen. —

Stumm und noch ganz ſtupid vor Bewunderung folgte mir der Amerikaner nach dem Gaſthof; die Röthe des lebhaften Discurſes lag noch auf ſeiner Wange, zuweilen ſchlich ein beifälliges Lächeln um ſeinen Mund, er ſchien höchſt zufrieden mit dem Beſuch.

Auf unſerem Zimmer angekommen, warf er ſich heroiſch auf einen Stuhl und ließ zwei Flaſchen Champagner auftragen. Der Kork fuhr mit einem Freudenſchuß an die Decke, der Amerikaner füllte zwei Gläſer, bot mir das eine und ſtieß an auf das Wohlſeyn jenes großen Dichters.

„Iſt es nicht etwas Erfreuliches," ſagte er, „zu finden, ſo hoch erhabene Männer ſeyen wie unſereiner? War mir doch angſt und bange vor einem Genie, das dreißig Bände geſchrieben; ich darf geſtehen, bei dem Sturm, der uns auf offener See erfaßte, war mir nicht ſo bange, und wie herablaſſend war er, wie vernünftig hat er mit uns discurirt, welche Freude hatte er an mir, weil ich aus dem neuen Lande kam!" Er ſchenkte ſich dabei fleißig ein und trank auf ſeine und des Dichters Geſundheit, und von der erlebten Gnade und vom Schaumwein benebelt, ſank er endlich mit dem Entſchluß, Amerika's Goethe zu werden, dem Schlaf in die Arme.

Ich aber ſetzte mich zu dem Reſt der Bouteillen. Dieſer Wein iſt von allen Getränken der Erde der,

welcher mir am meiſten behagt, ſein leichter flüchtiger Geiſt, der ſo wenig irdiſche Schwere mit ſich führt, macht ihn würdig, von Geiſtern, wenn ſie in menſchlichen Körpern die Erde beſuchen, gekoſtet zu werden.

Ich mußte lächeln, wenn ich auf den ſeligen Schläfer blickte; wie leicht iſt es doch für einen großen Menſchen, die andern Menſchen glücklich zu machen; er darf ſich nur ſtellen, als wären ſie ihm ſo ziemlich gleich, und ſie kommen beinahe vom Verſtand.

Dies war mein Beſuch bei Goethe, und wahrhaftig, ich bereute nicht, bei ihm geweſen zu ſeyn, denn

Von Zeit zu Zeit ſeh' ich den Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen;
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.

Der Festtag im Fegefeuer.

Eine Skizze.

Das größte Glück der Geschichtschreiber ist, daß die Todten nicht gegen ihre Ansichten protestiren können.

Welt und Zeit. I.

Siebenzehntes Kapitel.

Beschreibung des Festes. Satan lernt drei merkwürdige Subjekte kennen.

Ich theile hier einen Abschnitt aus meinen Memoiren mit, welcher zwar nicht mich selbst betrifft, den ich mir aber aufzeichnete, weil er mir sehr interessant war und vielleicht auch anderen nicht ohne einiges Interesse seyn möchte. Er führt die Aufschrift „der Festtag im Fegefeuer," und kam durch folgende Veranlassung zu diesem Titel. Es ist auf der Erde bei allen großen Herren und Potentaten Sitte, ihre Freude und ihre Trauer recht laut und deutlich zu begehen. Wenn ein aus fürstlichem Blute stammender Leib dem

Staube wieder gegeben wird, haben die Küſter im Land ſchwere Arbeit, denn man läutet viele Tage lang alle Glocken. Wird eine Prinzeſſin oder gar ein Stammhalter geboren, ſo verkündet ſchrecklicher Kanonendonner dieſe Nachricht. Landesväterliche oder landesmütterliche Geburtstage werden mit allem möglichen Glanz begangen; die Bürgermilizen rücken aus, die Honoratioren halten einen Schmaus, Abends iſt Ball oder doch wenigſtens in den Landſtädtchen bière dansante; kurz, alles lebt in dulci jubilo an ſolchen Tagen.

Um nun meiner guten Großmutter eine Ehre zu erweiſen, hielt ich es auch ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten ſo. Im Fegefeuer, wo ſie ſich gewöhnlich aufhält, iſt immer an dieſem Tage allgemeine Seelenfreiheit. Die Seelen bekommen dieſen Tag über den Körper, den ſie auf der Oberwelt hatten, ihre Kleider, ihre Gewohnheiten, ihre Sitten. Was von Adel da iſt, muß Deputationen zum Handkuß der Alten ſchicken (in pleno können ſie nicht vorgelaſſen werden, weil ſonſt die Prozeſſion einige Tage lang dauerte). Ehemalige Hofmarſchälle, Kammerherren u. ſ. w. haben den großen Dienſt und ſchätzen es ſich zur Ehre, die Honneurs zu machen, die Feſtlichkeiten zu leiten, die Touren bei den Bällen, welche Abends gegeben werden, zu arrangiren und dergl.

Ich erfülle durch dieſe Feſtlichkeiten einen doppelten Zweck; einmal fühlt ſich chère grande-mama ungemein geſchmeichelt durch dieſe Aufmerkſamkeit, zweitens gelte ich unter den Seelen für einen honnetten Mann, der ihnen auch ein Vergnügen gönnt, drittens macht

dieſer einzige Tag, in Freude und alten Gewohnheiten zugebracht, daß die Seelen ſich nachher um ſo unglücklicher fühlen; was ganz zu dem Zweck einer ſolchen Anſtalt, wie das Fegefeuer iſt, paßt.

An einem ſolchen Feſttag gehe ich dann verkleidet durch die Menge; manchmal erkennt man mich zwar, ein tauſendſtimmiges: Vivat der Herr Teufel! vive le diable! erfreut dann mein landesväterliches Herz, doch weiß ich wohl, daß es nicht weniger erzwungen iſt, als ein Hurrah auf der Oberwelt, denn ſie glauben, ich drücke ſie noch mehr, wenn ſie nicht ſchreien.

In meinem Incognito beſuche ich dann die verſchiedenen Gruppen; tout comme chez vous, meine Herren, nur etwas grotesker; Kaffeegeſellſchaften, Thee von allen Sorten, diplomatiſche, militäriſche, theologiſche, ſtaatswirthſchaftliche, mediciniſche Clubbs finden ſich wie durch natürlichen Inſtinkt zuſammen, machen ſich einen guten Tag und führen ergötzliche Geſpräche, die, wenn ich ſie mittheilen wollte, auf manches Ereigniß neuerer und älterer Zeit ein hübſches Licht werfen würden.

Einſt trat ich in einen Saal des Café de Londres (denn, nebenbei geſagt, es iſt an dieſem Tag alles auf großem Fuß höchſt elegant eingerichtet), ich traf dort nur drei junge Männer, die aber durch ihr Aeußeres gleich meine Neugierde erweckten und mir, wenn ſie ins Geſpräch mit einander kommen ſollten, nicht wenig Unterhaltung zu verſprechen ſchienen. Ich verwandelte daher meinen Anzug in das Koſtüm eines flinken Kellners und ſtellte mich in den Saal, um die Herrſchaften zu bedienen.

Zwei dieſer jungen Leute beſchäftigten ſich mit einer Partie Billard; ich markirte ihnen und betrachtete mir indeß den dritten. Er war nachläſſig in einen geräumigen Fauteuil zurückgelehnt, ſeine Beine ruhten auf einem vor ihm ſtehenden kleineren Stuhl, ſeine linke Hand ſpielte nachläſſig mit einer Reitgerte, ſein rechter Arm unterſtützte das Kinn. Ein ſchöner Kopf; das Geſicht länglich und ſehr bleich; die Stirne hoch und frei, von hellbraunen wohlfriſirten Haaren umgeben, die Naſe gebogen und ſpitzig, wie aus weißem Wachs geformt, die Lippen dünn und angenehm gezogen, das Auge blau und hell, aber gewöhnlich kalt und ohne alles Intereſſe langſam über die Gegenſtände hingleitend; dies alles und ein feiner Hut, enger oben als unten, nachläſſig auf ein Ohr gedrückt, ließen mich einen Engländer vermuthen. Sein ſehr feines blendend weißes Linnenzeug, die gewählte, überaus einfache Kleidung konnte nur einem Gentleman, und zwar aus den höchſten Ständen gehören. Ich ſah in meiner Liſte nach und fand, es ſey Lord Robert Fotherhill. Er winkte, indem ich ihn ſo betrachtete, mit den Augen, weil es ihm wahrſcheinlich zu unbequem war, zu rufen; ich eilte zu ihm und ſtellte auf ſeinen Befehl ein großes Glas Rum, eine Havannah-Cigarre und eine brennende Wachskerze vor ihn hin.

Die beiden andern Herren hatten indeß ihr Spiel geendigt und nahten ſich dem Tiſche, an welchem der Engländer ſaß; ich warf ſchnell einen Blick in meine Liſte und erfuhr, der eine ſey ein junger Franzoſe, Marquis de Laſſulot, der andere ein Baron von Garnmacher, ein Deutſcher.

Der Franzoſe war ein kleines unterſetztes, gewandtes Männchen. Sein ſchwarzes Haar und der dickgelockte ſchwarze Backenbart ſtanden ſehr hübſch zu einem etwas verbrannten Teint, hochrothen Wangen und beweglichen, freundlichen ſchwarzen Augen; um die vollen Lippen und das wohlgenährte Kinn zog ſich jenes ſchöne unnachahmliche Blau, welches den Damen ſo wohl gefallen ſoll, und in England und Deutſchland bei weitem ſeltener, als in ſüdlichern Ländern gefunden wird, weil hier der Bartwuchs dunkler, dichter und auch früher zu ſeyn pflegt, als dort.

Offenbar ein Incroyable von der Chauſſée d'Antin! Das elegante Négligé, wie es bis auf die geringſte Kleinigkeit hinaus der eigenſinnige Geſchmack der Pariſer vor vier Monaten (ſo lange mochte der junge Herr bereits verſtorben ſeyn) haben wollte. Von dem mit zierlicher Nachläſſigkeit umgebundenen oſtindiſchen Halstuch, dem kleinen blaßrothen Shawl mit einer Nadel à la Duc de Berry zuſammengehalten, bis herab auf die Kamaſchen, die man damals ſeit drei Tagen nach Innen zuknöpfte, bis auf die Schuhe, die, um als modiſch zu gelten, an den Spitzen nach dem großen Zehen ſich hinneigen und ganz ohne Abſatz ſeyn mußten, ich ſage bis auf jene Kleinigkeiten, die einem Ungeweihten geringfügig und miſerabel, einem, der in die Myſterien hinlänglich eingeführt iſt, wichtig und unumgänglich nothwendig erſcheinen, war er gewiſſenhaft nach dem neueſten Geſchmack für den Morgen angezogen.

Er ſchien ſo eben erſt ſeinem Jean die Zügel ſeines Cabriolets in die Hand gedrückt, die Peitſche von

geglättetem Fiſchbein kaum in die Ecke des Wagens gelehnt zu haben und jetzt in mein Café geflogen zu ſeyn, mehr um geſehen zu werden, als zu ſehen, mehr um zu ſchwatzen, als zu hören.

Er lorgnettirte flüchtig den Gentleman im Fauteuil, ſchien ſich an dem ungemeinen Rumglas und dem Rauchapparat, den jener vor ſich hatte, ein wenig zu entſetzen, ſchmiegte ſich aber nichtsdeſtoweniger an die Seite Seiner Lordſchaft und fing an zu ſprechen:

„Werden Sie heute Abend den Ball beſuchen, mein Herr, den uns Monseigneur le diable gibt? Werden viel Damen dort ſeyn, mein Herr? ich frage, ich bitte Sie, weil ich wenig Bekanntſchaft hier habe.

„Mein Herr, darf ich Ihnen vielleicht meinen Wagen anbieten, um uns beide hinzuführen; es iſt ein ganz honnettes Ding, dieſer Wagen, habe ich die Ehre Sie zu verſichern, mein Herr! er hat mir bei Latonnier vor vier Monaten achtzehnhundert Franken gekoſtet. Mein Herr, Sie brauchen keine Bedienten mitzunehmen, wenn ich die Ehre haben ſollte, Sie zu begleiten; mein Jean iſt ein Wunderkerl von einem Bedienten.“

So ging es im Galopp über die Zunge des Incroyable. Seine Lordſchaft ſchien ſich übrigens nicht ſehr daran zu erbauen. Er ſah bei den erſten Worten den Franzoſen ſtarr an, richtete dann den Kopf ein wenig auf, um ſeine rechte Hand frei zu machen, ergriff mit dieſer — die erſte Bewegung ſeit einer halben Stunde — das Kelchglas, nippte einige Züge Rum, rauchte behaglich ſeine Cigarre an, legte den Kopf wieder auf die rechte Hand, und ſchien dem Franzoſen mehr mit

dem Auge als mit dem Ohr zuzuhören und auch auf dieſe Art antworten zu wollen, denn er erwiederte auch nicht eine Sylbe auf die Einladung des redſeligen Franzoſen, und ſchien, wie ſein Landsmann Shakeſpeare ſagt: „der Zähne doppelt Gatter“ vor ſeine Sprachorgane gelegt zu haben.

Der Deutſche hatte ſich während dieſes Geſpräches dem Tiſche genähert, eine höfliche Verbeugung gemacht und einen Stuhl dem Lord gegenüber genommen. Man erlaube mir, auch ihn ein wenig zu betrachten. Er war, was man in Deutſchland einen gewichsten jungen Mann zu nennen pflegt, ein Stutzer; er hatte blonde in die Höhe ſtrebende Haare, an die etwas niedere Stirne ſchloß ſich ein allerliebſtes Stumpfnäschen, über dem Mund hing ein Stutzbärtchen, deſſen Enden hinaufgewirbelt waren, ſeine Miene war gutmüthig, das Auge hatte einen Ausdruck von Klugheit, der, wie gut angebrachtes Licht auf einem grobſchattirten Holzſchnitt, keinen üblen Effekt hervorbrachte.

Seine Kleidung wie ſeine Sitten ſchien er von verſchiedenen Nationen entlehnt zu haben. Sein Rock mit vielen Knöpfen und Schnüren war polniſchen Urſprungs; er war auf ruſſiſche Weiſe auf der Bruſt vier Zoll hoch wattirt, ſchloß ſich ſpannend über den Hüften an und formirte die Taille ſo ſchlank, als die einer hübſchen Altenburgerin; er hatte ferner enge Reithoſen an; weil er aber nicht ſelbſt ritt, ſo waren ſolche nur aus dünnem Nanking verfertigt; aus eben dieſem Grund mochten auch die Sporen mehr zur Zierde und zu einem wohltönenden, Aufmerkſamkeit erregenden Gang, als

zum Antreiben eines Pferdes dienen. Ein feiner italieniſcher Strohhut vollendete das gewählte Koſtüm.

Ich ſehe es einem gleich bei der Art, wie er den Stuhl nimmt und ſich niederſetzt, an, ob er viel in Zirkeln lebte, wo auch die kleinſte Bewegung von den Geſetzen des Anſtandes und der feinen Sitte geleitet wird; der Stutzer ſetzte ſich paſſabel, doch bei weitem nicht mit jener feinen Leichtigkeit, wie der Franzoſe, und der Engländer zeigte ſelbſt in ſeiner nachläſſigen, halb ſitzenden, halb liegenden Stellung mehr Würde als jener, der ſich ſo gut aufrecht hielt, als es nur immer ein Tanzmeiſter lehren kann.

Dieſe Bemerkungen, zu welchen ich vielleicht bei weitem mehr Worte verwendet habe, als es dem Leſer dieſer Memoiren nöthig ſcheinen möchte, machte ich in einem Augenblick, denn man denke ſich nicht, daß der junge Deutſche mir ſo lange geſeſſen ſey, bis ich ihn gehörig abkonterfeit hatte.

Der Marquis wandte ſich ſogleich an ſeinen neuen Nachbar. „Mein Gott, Herr von Garnmacker," ſagte er, „ich möchte verzweifeln; der engliſche Herr da ſcheint mich nicht zu verſtehen, und ich bin ſeiner Sprache zu wenig mächtig, um die Converſation mit gehöriger Lebhaftigkeit zu führen; denn ich bitte Sie, mein Herr, gibt es etwas Langweiligeres, als wenn drei ſchöne junge Leute bei einander ſitzen und keiner den andern verſteht?"

„Auf Ehre, Sie haben Recht," antwortete der Stutzer in beſſerem Franzöſiſch, als ich ihm zugetraut hätte; „man kann ſich zur Noth denken, daß ein Türke mit einem Spanier Billard ſpielt, aber ich ſehe nicht ab, wie

wir unter dieſen Umſtänden mit dem Herrn plaudern können."

„J'ai bien compris, Messieurs," ſagte der Lord ganz ruhig neben ſeiner Cigarre vorbei, und nahm wieder einigen Rum zu ſich.

„Iſts möglich, Mylord?" rief der Franzoſe vergnügt, „das iſt ſehr gut, daß wir uns verſtehen können! Marqueur, bringen Sie mir Zuckerwaſſer! O das iſt vortrefflich, daß wir uns verſtehen! welch ſchöne Sache iſt es doch um die Mittheilung, ſelbſt an einem Ort, wie dieſer hier."

„Wahrhaftig, Sie haben Recht, Beſter!" gab der Deutſche zu, „aber wollen wir nicht zuſammen ein wenig umherſchlendern, um die ſchöne Welt zu muſtern? Ich nenne Ihnen ſchöne Damen von Berlin, Wien, von allen möglichen Städten meines Vaterlandes, die ich bereist habe; ich hatte oben große Bekanntſchaften und Connexionen, und darf hoffen, an dieſem verfl ..... Ort manche zu treffen, die ich zu kennen das Glück hatte; Mylord nennt uns die Schönen von London, und Sie, theuerſter Marquis, können uns hier Paris im Kleinen zeigen."

„Gott ſoll mich behüten!" entgegnete eifrig der Franzoſe, indem er nach der Uhr ſah, „jetzt, um dieſe frühe Stunde wollen ſie die ſchöne Welt muſtern?

„Meinen Sie, mein Herr, ich habe in dieſem détestable purgatoire ſo ſehr allen guten Ton verlernt, daß ich jetzt auf die Promenade gehen ſollte?"

„Nun, nun," antwortete der Stutzer, „ich meine nur, im Fall wir nichts beſſeres zu thun wüßten. Sind

wir denn nicht hier wie die drei Männer im Feuerofen? Sollen wir wohl ein Loblied ſingen wie jene? Doch wenn es Ihnen gefällig iſt, mein Herr, uns einen Zeitvertreib vorzuſchlagen, ſo bleibe ich gerne hier."

„Mein Gott," entgegnete der Incroyable, „iſt dies nicht ein ſo anſtändiges Café, als Sie in ganz Deutſchland keines haben? Und fehlt es uns an Unterhaltung? Können wir nicht plaudern, ſo viel wir wollen? Sagen Sie ſelbſt, Mylord, iſt es nicht ein gutes Haus, kann man dieſen Salon beſſer wünſchen? nein! Monsieur le diable hat Geſchmack in ſolchen Dingen, das muß man ihm laſſen."

„Une comfortable maison!" murmelte Mylord, und winkte dem Franzoſen Beifall zu. „Et ce salon comfortable."

„Gute Tafel, mein Herr?" fragte der Marquis, „nun die wird auch da ſeyn; ich denke mir, man ſpeist wohl nach der Karte? Aber meine Herren, was ſagen Sie dazu, wenn wir uns zur Unterhaltung gegenſeitig etwas aus unſerem Leben erzählen wollten? Ich höre ſo gerne intereſſante Abenteuer, und Baron Garnmacker hat deren wohl ſo viele erlebt, als Mylord?"

„God dam! das war ein vernünftiger Einfall, mein Herr," ſagte der Engländer, indem er mit der Reitgerte auf den Tiſch ſchlug, die Füße von dem Stuhl herabzog und ſich mit vieler Würde in dem Fauteuil zurecht ſetzte; „noch ein Glas Rum, Marqueur!"

„Ich ſtimme bei!" rief der Deutſche, „und mache Ihnen über Ihren glücklichen Gedanken mein Compliment, Herr von Laſſulot. — Eine Flaſche

Rheinwein, Kellner! — Wer ſoll beginnen, zu erzählen?“

„Ich denke, wir laſſen dies das Loos entſcheiden,“ antwortete Lord Fotherhill, „und ich wette fünf Pfund, der Marquis muß beginnen.“

„Angenommen, mein Herr!“ ſagte mit angenehmem Lächeln der Franzoſe; „machen Sie die Looſe, Herr Baron, und laſſen Sie uns ziehen, Nummer zwei ſoll beginnen.“

Baron Garnmacher ſtand auf und machte die Looſe zurecht, ließ ziehen und die zweite Nummer fiel auf ihn ſelbſt.

Ich ſah den Franzoſen dem Lord einen bedeutenden Wink zuwerfen, indem er, das linke Auge zugedrückt, mit dem rechten auf den Deutſchen hinüberdeutete; ich überſetzte mir dieſen Wink ſo: „Geben Sie einmal Acht, Mylord, was wohl unſer ehrlicher Deutſcher vorbringen mag. Denn wir beide ſind ſchon durch den Rang unſerer Nationen weit über ihn erhaben.“

Baron von Garnmacher ſchien aber den Wink nicht zu beachten; mit großer Selbſtgefälligkeit trank er ein Glas ſeines Rheinweins, wiſchte in der Eile den Stutzbart mit dem Rockärmel ab und begann:

Achtzehntes Kapitel.

Geſchichte des deutſchen Stutzers.

„Als mein Großvater, der kaiſerlich-königlich“ —

„Ich bitte Sie, mein Herr,“ unterbrach ihn der Incroyable, „verſchonen Sie uns mit dem Großpapa

und fangen Sie gleich bei Ihrem Vater an; was war er?"

„Nun ja, wenn es Ihnen so lieber ist; aber ich hätte mich gerne bei dem Glanz unserer Familie länger verweilt; mein Vater lebte in Dresden auf einem ziemlich großen Fuß" —

„Was war er denn, der Herr Papa? Sie verzeihen, wenn ich etwas zu neugierig erscheine; aber zu einer Geschichte gehört Genauigkeit."

„Mein Vater," fuhr der Stutzer etwas mißmuthig fort, „war Kleiderfabrikant en gros" —

„Wie," fragte der Lord, „was ist Kleiderfabrikant? Kann man in Deutschland Kleider in Fabriken machen?"

„Hol mich der Teufel, wie er schon gethan!" rief der Stutzer unwillig, und stieß das Glas auf den Tisch, „das ist nicht die Art, wie man seine Biographie erzählen kann, wenn man alle Augenblicke von kritischen Untersuchungen unterbrochen wird; mein Vater hatte ein Haus am Alt-Markt, darin hatte er ein Atelier und hielt Arbeiter, welche Kleider für die Leute machten!"

„Mon dieu! also war es, war wir tailleur nennen? ein Schneider?

„Nun, in Gottes Namen! nennen Sie es wie Sie wollen; kurz, er hatte die Welt gesehen, machte ein Haus, und wenn er auch nicht den Adel und die ersten Bürger in seinen Soirées sah, so war doch ein gewisser guter Ton, ein gewisser Anstand, ein gewisses, ich weiß nicht was, kurz es war ein anständiger Mann, mein Papa."

Mich ſelbſt erfaßte der Lachkitzel, als ich den garçon tailleur ſo peroriren hörte, doch faßte ich mich, um den Marqueur nicht aus der Rolle fallen zu laſſen. Der Marquis aber hatte ſich zurückgelehnt und wollte ſich ausſchütten vor Lachen, der Engländer ſah den Stutzer forſchend an, unterdrückte ein Lächeln, das ſeiner Würde ſchaden konnte, und trank Rum; der deutſche Baron aber fuhr fort:

„Sie hätten mich, meine Herren, auf der Oberwelt in Daumſchrauben preſſen können, und ich hätte meine Maske nicht vor Ihnen abgenommen. Hier iſt es ein ganz anderes Ding, wer bekümmert ſich an dieſem ſchlechten Ort um den ehemaligen Baron von Garnmacher? Darum verletzt mich auch Ihr Lachen nicht im geringſten; im Gegentheil, es macht mir Vergnügen, Sie zu unterhalten!“

„Ah! ce noble trait!“ rief der Incroyable und wiſchte ſich die Thränen aus dem Auge, „reichen Sie mir die Hand und laſſen Sie uns Freunde bleiben. Was geht es mich an, ob Ihr Vater duc oder tailleur war. Erzählen Sie immer weiter, Sie machen es gar zu hübſch.“

„Ich genoß eine gute Erziehung, denn meine Mutter wollte mich durchaus zum Theologen machen, und weil dieſer Stand in meinem Vaterland der eigentlich privilegirte Gelehrtenſtand iſt, ſo wurde mir in meinem ſiebenten Jahre mensa, in meinem achten amo, in meinem zehnten τύπτω, in meinem zwölften pakat eingebläut. Sie können ſich denken, daß ich bei dieſer ungemeinen Gelehrſamkeit keine gar angenehmen Tage

hatte; ich hatte, was man einen harten Kopf nennt, das heißt, ich ging lieber aufs Feld, hörte die Vögel ſingen, oder ſah die Fiſche den Fluß hinabgleiten, ſprang lieber mit meinen Kameraden, als daß ich mich oben in der Dachkammer, die man zum Muſenſitze des künftigen Paſtors eingerichtet hatte, mit meinem Bröder, Buttmann, Schröder und wie die Schrecklichen alle heiſſen, die den Knaben mit harten Köpfen wie böſe Geiſter erſcheinen, abmarterte.

„Ich hatte überdies noch einen andern Gang, der mir viele Zeit raubte; es war die von früher Jugend an mit mir aufwachſende Neigung zu ſchönen Mädchen. Sommers war es in meiner Dachkammer ſo glühend heiß, wie unter den Bleidächern des Palaſtes Sanct Marco in Venedig; wenn ich dann das kleine Schiebfenſter öffnete, um den Kopf ein wenig in die friſche Luft zu ſtecken, ſo fielen unwillkürlich meine Augen auf den ſchönen Garten unſeres Nachbars, eines reichen Kaufmanns; dort, unter den ſchönen Akazien, auf der weichen Moosbank, ſaß Amalie, ſein Töchterlein, und ihre Geſpielinnen und Vertraute. Unwiderſtehliche Sehnſucht riß mich hin; ich fuhr ſchnell in meinen Sonntagsrock, friſirte das Haar mit den Fingern zurecht und war im Flug durch die Zaunlücke bei der Königin meines Herzens; denn dieſe Charge begleitete ſie in meinem Herzen im vollſten Sinne des Wortes. Ich hatte in meinem elften Jahre den größten Theil der Ritter- und Räuberromane meines Vaterlandes geleſen, Werke, von deren Vortrefflichkeit man in andern Ländern keinen Begriff hat, denn die erhabenen Namen Cramer und

Spieß ſind nie über den Rhein oder gar den Kanal gedrungen. Und doch, wie viel höher ſtehen dieſe Bücher alle, als jene Ritter- und Räuberhiſtorien des Verfaſſers von Waverley, der kein anderes Verdienſt hat, als auf Koſten ſeiner Leſer recht breit zu ſeyn. Hat der große Unbekannte ſolche vortreffliche Stellen wie die, welche mir noch aus den Tagen meiner Kindheit im Ohr liegen: Mitternacht, dumpfes Grauſen der Natur, Rüdengebell, Ritter Urian tritt auf.

„Wem pocht nicht das Herz, wem ſträubt ſich nicht das Haar empor, wenn er Nachts auf einer öden verlaſſenen Dachkammer dieſes lieſt; wie fühlte ich da das Grauſen der Natur! und wenn der Hofhund ſein Rüdengebell heulte, ſo war die Täuſchung ſo vollkommen, daß ſich meine Blicke ängſtlich an die ſchlecht verriegelte Thüre hefteten, denn ich glaubte nicht anders, als Ritter Urian trete auf.

„Was war natürlicher, als daß bei ſo lebhafter Einbildungskraft auch mein Herz Feuer fing? Jede Bertha, die ihrem Ritter die Feldbinde umhing, jede Ida, die ſich auf den Söller begab, um dem den Schloßberg hinabdonnernden Liebſten noch einmal mit dem Schleier zuzuwedeln, jede Agnes, Hulda u. ſ. w. verwandelte ſich unwillkürlich in Amalie.

„Doch auch ſie war dieſem Tribut der Sterblichkeit unterworfen. Aus ihrer Sparbüchſe nämlich wurden die Romane angeſchafft. Wenn einer geleſen war, ſo empfing ich ihn, las ihn auch, trug ihn dann wieder in die Leihbibliothek und ſuchte dort immer die Bücher heraus, welche entweder keinen Rücken mehr hatten oder

vom Leſen ſo fett geworden waren, daß ſie mich ordentlich anglänzten. Das ſind ſo die echten nach unſerem Geſchmack, dachte ich, und ſicher war es ein Rinaldo Rinaldini, ein Domſchütz, ein alter Ueberall und Nirgends, oder ſonſt einer unſerer Lieblinge.

„Zu Hauſe band ich ihn dann in alte lateiniſche Schriften ein, denn Amalie war ſehr reinlich erzogen und hätte, wenn auch das Innere des Romans nicht immer ſehr rein war, doch nie mit bloßen Fingern den fetten Glanz ihrer Lieblinge betaſtet. Ehrerbietig trug ich ihn dann in den Garten hinüber und überreichte ihn; und nie empfing ich ihn zurück, ohne daß mir Amalie die ſchönſten Stellen mit Strickgarn oder einer Stecknadel bezeichnet hätte. So laſen und liebten wir; unſere Liebe richtete ſich nach dem Vorbild, das wir gerade laſen; bald war ſie zärtlich und verſchämt, bald feurig und ſtürmiſch, ja wenn Eiferſuchten vorkamen, ſo gaben wir uns alle mögliche Mühe, einen Gegenſtand, eine Urſache für unſer namenloſes Unglück zu erſinnen.

„Mein gewöhnliches Verhältniß zu der reichen Kaufmannstochter war übrigens das eines Edelknaben von dunkler Geburt, der an dem Hof eines großen Grafen oder Fürſten lebt, eine unglückliche Leidenſchaft zu der ſchönen Tochter des Hauſes bekommt und endlich von ihr heimliche, aber innige Gegenliebe empfängt. Und wie lebhaft wußte Amalie ihre Rolle zu geben; wie gütig, wie herablaſſend war ſie gegen mich! wie liebte ſie den ſchönen ritterlichen Edelknaben, dem kein Hinderniß zu ſchwer war, zu ihr zu gelangen, der den breiten Burggraben (die Entenpfütze in unſerm Hof) durchwatet,

der die Zinnen des Walles (den Gartenzaun) erſtiegen, um in ihr Gartengemach (die Moosbank unter den Akazien) ſich zu ſchleichen. Tauſend Dolche (die Nägel auf dem Zaun, die meinen Beinkleidern ſehr gefährlich waren), tauſend Dolche lauern auf ihn, aber die Liebe führt ihn unbeſchädigt zu den Füßen ſeiner Herrin.

„Das einzige Unglück bei unſerer Liebe war: daß wir eigentlich gar kein Unglück hatten. Zwar gab es hie und da Grenzſtreitigkeiten zwiſchen dem armen Ritter (meinem Vater) und dem reichen Fürſten (dem Kaufmann), wenn nämlich eines unſerer Hühner in ſeinen Garten hinübergeflogen war und auf ſeinen Miſtbeeten ſpazieren ging; oder es kam ſogar zu wirklicher Fehde, wenn der Fürſt einen Herold (ſeinen Ladendiener) zu uns herüberſchickte und um den Tribut mahnen ließ (weil mein Vater eine ſehr große Rechnung in dem Contobuch des Fürſten hatte). Aber dies alles war leider kein nöthigendes Unglück für unſere Liebe und diente nicht dazu, unſere Situationen noch romantiſcher zu machen.

„Die einzige Folge, die aus meinem Leſen und meiner Liebe entſtand, war mein hartes Unglück, immer unter den letzten meiner Claſſe zu ſeyn und von dem alten Rektor tüchtig Schläge zu bekommen; doch auch darüber belehrte und tröſtete mich meine Herrin. Sie entdeckte mir nämlich, daß des Herzogs (des Rektors) älteſter Prinz um ihre Liebe gebuhlt und ſie aus Liebe zu mir den Jüngling abgewieſen habe; er aber habe gewiß unſere Liebe und den Grund ſeiner Abweiſung entdeckt und ſie dem alten Vater, dem Rektor, beigebracht,

der ſich dafür auf eine ſo unwürdige Art an mir räche. Ich ließ die Gute auf ihrem Glauben, wußte aber wohl, woher die Schläge kamen; der alte Herzog wußte, daß ich die unregelmäßigen griechiſchen Verba nicht lernte, und dafür bekam ich Schläge.

„So war ich fünfzehn und meine Dame vierzehn Jahre alt geworden; ungetrübt war bis jetzt der Himmel unſerer Liebe geweſen, da ereigneten ſich mit einem Mal zwei Unglücksfälle, wovon ſchon einer für ſich hinreichend geweſen wäre, mich aus meinen Höhen herabzuſchmettern.

„Es war die Zeit, wo nach dem Frieden von Paris die Fouquéſchen Romane anfingen, in meinem Vaterlande Mode zu werden . . .“

„Was iſt denn das, Fouquéſche Romane?“ fragte der Lord.

„Das ſind lichtbraune fromme Geſchichten; doch durch dieſe Definition werden Sie nicht mehr wiſſen, als vorher. Herr von Fouqué iſt ein frommer Rittersmann, der, weil es nicht mehr an der Zeit iſt, mit Schwert und Lanze zu turniren, mit der Feder in die Schranken reitet und kämpft, wie der gewaltigen Währinger einer. Er hat das ein wenig rohe und gemeine Mittelalter moderniſirt, oder vielmehr unſere heutige modiſche Welt in einigen frommen Myſticismus einbalſamirt und um fünfhundert Jahre zurückgeſchoben. Da ſchmeckt nun alles ganz ſüßlich und ſieht recht anmuthig lichtdunkel aus; die Ritter, von denen man vorher nichts anders wußte, als ſie ſeyen derbe Landjunker geweſen, die ſich aus Religion und feiner Sitte ſo wenig machten, als der Großtürke aus dem ſechsten Gebot, treten hier

mit einer bezaubernden Courtoiſie auf, ſprechen in feinen Redensarten, ſind hauptſächlich fromm und kreuzgläubig.

„Die Damen ſind moderne Schwärmerinnen, nur keuſcher, reiner, mit ſteifen Krägen angethan und überhaupt etwas ritterlich aufgeputzt. Selbſt die edeln Roſſe ſind glänzender, als heutzutage, und haben ordentlich Verſtand, wie auch die Wolfshunde und andere ſolche Gethiere.“

„Mon dieu! ſolchen Unſinn lieſt man in Deutſchland?“ rief der Franzoſe und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen.

„O ja, meine Herren! man lieſt und bewundert. Es gab eine Zeit bei uns, wo wir davon zurückgekommen waren, Alles an fremden Nationen zu bewundern; da wir nun, auf unſere eigenen Herrlichkeiten beſchränkt, nichts an uns fanden, das wir bewundern konnten, als die tempi passati, ſo warfen wir uns mit unſerem gewöhnlichen Nachahmungseifer auf dieſe und wurden alleſammt altdeutſch.

„Mancher hatte aber nicht Phantaſie genug, um ſich ganz in jene herrlichen vergangenen Zeiten hineinzudenken, man fühlte allgemein das Bedürfniß von Handbüchern, die, wie Modejournale neuerer Zeit, über Sitten und Gebräuche bei unſeren Vorfahren uns belehrt hätten: da trat jener fromme Ritter auf, ein zweiter Orpheus, griff er in die Saiten und es entſtand ein neu Geſchlecht; die Mädchen, die bei den franzöſiſchen Garniſonen etwas frivol geworden waren, wurden ſittige keuſche fromme Fräulein; die jungen Herren zogen

die modiſchen Fräcke aus, ließen Haar und Bart wachſen, an die Hemden eine halbe Elle Leinwand ſetzen, und „Kleider machen Leute,“ ſagt ein Sprüchwort, probatum est! auch ſie waren tugendlich, tapfer und fromm.“

„God dam! Sie haben Recht, ich habe ſolche Figuren geſehen,“ unterbrach ihn der Engländer; „vor acht Jahren machte ich die große Tour und kam auch nach der Schweiz. Am Vierwaldſtädter See ließ ich mir den Ort zeigen, wo die Schweizer ihre Republiken geſtiftet haben. Ich traf auf der Wieſe eine Geſellſchaft, die wunderlich, halb modern, halb aus den Garderoben früherer Jahrhunderte ſich gekleidet zu haben ſchien. Fünf bis ſechs junge Männer ſaßen und ſtanden auf der Wieſe und blickten mit glänzenden Augen über den See hin. Sie hatten wunderbare Mützen auf dem Kopf, die faſt anzuſehen waren wie Pfannkuchen. Lange wallende Haare fielen in maleriſcher Unordnung auf den Rücken und die Schultern; den Hals trugen ſie frei und hatten breite zierlich geſtickte Krägen, wie heutzutage die Damen tragen, herausgelegt.

„Ein Rock, der offenbar von einem heutigen Meiſter, aber nach antiker Form, gemacht war, kleidete ſie nicht übel; er ſchloß ſich eng um den Leib und zeigte überall den ſchönen Wuchs der jungen Männer. In ſonderbarem Kontraſt damit ſtanden weite Pluderhoſen von grober Leinwand. Aus ihren Röcken ſahen drohende Dolchgriffe hervor, und in der Hand trugen ſie Beilſtöcke, ungefähr wie die römiſchen Lictoren. Gar nicht recht wollte aber zu dieſem Koſtüm paſſen, daß

ſie Brillen auf der Naſe hatten und gewaltig Tabak rauchten.

„Ich fragte meinen Führer, was das für eine ſonderbare Armatur und Uniform wäre, und ob ſie vielleicht eine Beſatzung der Grütliwieſe vorſtellen ſollten? Er aber belehrte mich, daß es fahrende Schüler aus Deutſchland wären. Unwillkürlich drängte ſich mir der Gedanke an den fahrenden Ritter Don Quixote auf, ich ſtieg lachend in meinen Kahn und pries mein Glück, auf einem Platz, der durch die erhabenen Erinnerungen, die er erweckt, nur zu leicht zu träumeriſchen Vergleichungen führt, eine ſo groteske Erſcheinung aus dem Leben gehabt zu haben. Die jungen Deutſchen ſöhnten mich aber wieder mit ſich aus, denn als mein Kahn über den See hingleitete, erhoben ſie einen vierſtimmigen Geſang in ſo erhabener Melodie, mit ſo würdigen, ergreifenden Wendungen, daß ich ihnen in Gedanken das Vorurtheil abbat, welches ihr Koſtüm in mir erweckt hatte.“

„Nun ja, da haben wir's,“ fuhr der Baron von Garnmacher fort, „ſo ſah es damals unter Alt und Jung in Deutſchland aus; auch ich hatte Fouquéſche Romane geleſen, wurde ein frommer Knabe, trug mich wie alle meine Kameraden altdeutſch und war meiner Herrin, der wonnigen Maid, mit einer keuſchen, inniglichen Minne zugethan. Auf Amalien machte übrigens der Zauberring, die Fahrten Thiodolfs ꝛc. nicht den gewünſchten Eindruck; ſie verlachte die fittigen, lichtbrauen, blauäugigen Damen, beſonders die Bertha von Lichtenrieth, und pries mir Lafontaine und

Langbein, ſchlüpfrige Geſchichten, welche ihr eine ihrer Freundinnen zugeſteckt hatte.

„Ich war zu ſehr erfüllt von dem deutſchen Weſen, das in mir aufging, als daß ich ihr Gehör gegeben hätte; aber der lüſterne Brennſtoff jener Romane brannte fort in dem Mädchen, das ſich, weil ſie für ihr Alter ſchon ziemlich groß war, für eine angehende Jungfrau hielt, und kurz — es gab eine Joſephsſcene zwiſchen uns; ich hüllte mich in meinen altdeutſchen Rock und meine Fouquéſche Tugend ein und floh vor den Lokkungen der Sirene, wie mein Held Thiodolf vor der herrlichen Zoe.

„Die Folge davon war, daß ſie mich als einen Unwürdigen verachtete und dem Prinzen, des Rektors Sohn, ihre Liebe ſchenkte. Ob er mit ihr Lafontaine und Langbein ſtudirte, weiß ich nicht zu ſagen, nur ſo viel iſt mir bekannt, daß ihn der Fürſt, Amaliens Vater, einige Wochen nachher eigenhändig aus dem Garten gepeiſcht hat.

„Ich ſaß jetzt wieder auf meinem Dachkämmerlein, hatte die hebräiſche Bibel und die griechiſchen Unregelmäßigen vor mir liegen und auf ihnen meine Romane. An manchem Abend habe ich dort heiße Thränen geweint und durch die Jalouſien in den Garten hinabgeſchaut, denn die zuchtloſe Jungfrau ſollte meinen Jammer nicht erſchauen, ſie ſollte den Kampf zwiſchen Haß und Liebe nicht auf meinem Antlitz leſen. Ich war feſt überzeugt, daß ſo unglücklich wie ich kein Menſch mehr ſeyn könne, und höchſtens der unglückliche Otto von Trautwangen, als er in Frankreich mit ſeinem

vernünftigen lichtbraunen Rößlein eine Höhle bewohnte, konnte vielleicht so kummervoll gewesen seyn wie ich.

„Aber das Maaß meiner Leiden war nicht voll; hören Sie, wie aus entwölkter Höhe mich ein zweiter Donner traf.

„Der alte Rektor hatte seinen Schülern ein Thema zu einem Aufsatz gegeben, worin wir die Frage beantworten sollten, wen wir für den größten Mann Deutschlands halten? Es sollte sein Werth geschichtlich nachgewiesen, Gründe für und wider angegeben und überhaupt alles recht gelehrt abgemacht werden. Ich hatte, wie ich Ihnen schon bemerkt habe, immer einen harten Kopf und Aufsätze mit Gründen waren mir von jeher zuwider gewesen, ich hatte also auch immer mittelmäßige oder schlechte Arbeit geliefert. Aber für diese Arbeit war ich ganz begeistert, ich fühlte eine hohe Freude in mir, meine Gedanken über die großen Männer meines Vaterlandes zu sagen und meine Ideale (und wer hat in diesen Jahren nicht solche?) in gehöriges Licht setzen zu können.

„Geschichtlich sollte das Ding abgefaßt werden; was war leichter für mich als dies? Jetzt erst fühlte ich den Nutzen meines eifrigen Lesens; wo war einer, der so viele Geschichten gelesen hatte als ich? Und wer, der irgend einmal diese Bücher der Geschichten in die Hand nahm, wer konnte im Zweifel seyn, wer die größten Männer meines Vaterlandes seyen? Zwar war ich noch nicht ganz mit mir selbst im Reinen, wem ich die Krone zuerkennen sollte; Hasper a Spada? es ist wahr, es war ein Tapferer, der Schrecken seiner Feinde,

die Liebe ſeiner Freunde; aber, wie die Geſchichte ſagt, war er ſehr ſtark dem Trinken ergeben, und dies war doch ſchon eine Schlacke in ſeinem fürtrefflichen Charakter; Adolph der Kühne, Raugraf von Daſſel? Er hat ſchon etwas mehr von einem großen Mann; wie ſchrecklich züchtigt er die Pfaffen! Wenn er nur nicht in der Hiſtorie nach Rom wandeln und Buße thun müßte, aber dies ſchwächt doch ſein majeſtätiſches Bild. Es iſt wahr, Otto von Trautwangen glänzt als ein Stern erſter Größe in der deutſchen Geſchichte, dachte ich weiter, aber auch er ſcheint doch nicht der größte geweſen zu ſeyn, wiewohl ſeine Frömmigkeit, die ſehr in Anſchlag zu bringen iſt, jeden Zauber überwand.

„Island gehörte wohl auch zum deutſchen Reich; wahrhaftig unter allen deutſchen Helden iſt doch keiner, der dem Thiodolf das Waſſer reicht. Stark wie Simſon, ohne Falſch wie eine Taube, fromm wie ein Lamm, im Zorn ein Berſerker, es kann nicht fehlen, er iſt der größte Deutſche.

„Ich ſetzte mich hin und ſchrieb voll Begeiſterung dieſe Rangordnung nieder; wohl zehnmal ſprang ich auf, meine Bruſt war zu voll, ich konnte nicht Alles ſagen, die Feder, die Worte verſagten mir, wohl zehnmal las ich mir mit lauter Stimme die gelungenſten Stellen vor; wie erhaben lautete es, wenn ich von der Stärke des Isländers ſprach, wie er einen Wolf zähmte, wie er in Konſtantinopel ein Pferd nur ein wenig auf die Stirne klopfte, daß es auf der Stelle todt war; wie großmüthig verſchmäht er alle Belohnung, ja er ſchlägt einen Kaiſerthron aus, um ſeiner Liebe treu zu bleiben, wie kindlich

fromm iſt er, obgleich er die chriſtliche Religion nicht recht kannte, wie ſchön beſchrieb ich das alles; ja, es mußte das Herz des alten Rektors rühren!

„Ich konnte mir denken, wie er meine Arbeit mit ſteigendem Beifall leſen, wie er Morgens in die Claſſe kommen würde, um unſere Aufſätze zu cenſiren; dann ſendet er gewiß einen milden freundlichen Blick nach dem letzten Platze, wohin er ſonſt nur wie ein brüllender Löwe ſchaute, dann lieſt er meine Arbeit laut vor und ſpricht: Kann man etwas Gelungeneres leſen als dies, und rathet, wer es gemacht hat? Die Letzten ſollen die Erſten werden; der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ſoll zum Eckſtein werden; tritt hervor, mein Sohn, Garnmachere! Ich habe immer geſagt, du ſeyeſt ein bête, konnte ich ahnen, daß du mit ſo vielem Eifer Geſchichten ſtudirſt? Nimm hin den Preis, der dir gebührt.

„So mußte er ſagen, er konnte nicht anders, ohne das ſchreiendſte Unrecht zu thun. Eifrig ſchrieb ich jetzt meinen Aufſatz ins Reine; um zu zeigen, daß ich auch in den neueren Geſchichten nicht unbewandert ſey, ſagte ich am Schluß, daß ich nach Erfindung des Pulvers den deutſchen Alcibiades und nächſt ihm Hermann von Nordenſchild für die größten Männer halte. Man könne ihnen den Ritter Euros, welcher nachher als Domſchütz mit ſeinen Geſellen ſo großes Aufſehen gemacht habe, was die Tapferkeit anbetreffe, vielleicht an die Seite ſtellen, doch ſtehen jene beiden auf einem viel höheren Standpunkt.

„Ich brachte dem Rektor triumphirend den Aufſatz und mußte ihm beinahe ins Geſicht lachen, als er

mürriſch ſagte: Er wird ein ſchönes Geſchmier haben, Garnmacher!

„Leſen Sie und dann — richten Sie, gab ich ihm ſtolz zur Antwort und verließ ihn.

„Wenn in Ihrem Vaterlande, Mylord, eine Preisfrage geſtellt würde, über den würdigſten engliſchen Theologen, und es würden in einer gelehrten, mit Phraſen wohl durchſpickten Antwort die Vorzüge des Vicar of Wakefield dargethan, wer würde da nicht lachen? Wenn Sie, werther Marquis, nach der würdigſten Dame zu den Zeiten Ludwigs XIV. gefragt würden und Sie prieſen die neue Heloiſe, würde man Sie nicht für einen Raſenden halten? Hören Sie, welche Thorheit ich begangen hatte!

„Der Samſtag, an welchem man unſere Arbeiten gewöhnlich cenſirte, erſchien endlich. So oft dieſer Tag ſonſt erſchienen war, war er mir immer ein Tag des Unglücks geweſen; gewöhnlich ſchlich ich da mit Herzklopfen zur Schule, denn ich durfte gewiß ſeyn, wegen ſchlechter Arbeit getadelt, öffentlich geſchmäht zu werden. Aber wie viel ſtolzer trat ich heute auf, ich hatte meinen beſten Rock angezogen, den ſchönſten feingeſtickten Hemdkragen angelegt, mein wallendes Haar war zierlich geſcheitelt und gelockt, ich ſah ſtattlich aus und geſtand mir, ich ſey auch im Aeußern des Preiſes nicht unwürdig, welcher mir heute zu Theil werden ſollte.

„Der Rektor fing an, die Aufſätze zu cenſiren; wie ärmliche obſcure Helden hatten ſich meine Mitſchüler gewählt: Hermann, Karl den Großen, Kaiſer Heinrich, Luther u. drgl. — er ging viele durch, immer kam er noch

nicht an meine Arbeit; ja es war offenbar, meine Helden hatte er auf die Letzt aufgespart — als die besten!

„Endlich ruhte er einige Augenblicke, räusperte sich und nahm ein Heft mit rosenfarbner Ueberdecke, das meinige, zur Hand; mein Herz pochte laut vor Freude, ich fühlte, wie sich mein Mund zu einem triumphirenden Lächeln verziehen wollte, aber ich gab mir Mühe, bescheiden bei dem Lob auszusehen; der Rektor begann: Und nun komme ich an eine Arbeit, welche ihres Gleichen nicht hat auf der Erde; ich will einige Stellen daraus vorlesen. Er deklamirte mit ungemeinem Pathos gerade jene Kraftstellen, welche ich mit so großer Begeisterung niedergeschrieben hatte; ein schallendes Gelächter aus mehr als vierzig Kehlen unterbrach jeden Satz, und als er endlich an den Schluß gelangte, wo ich mit einer kühnen Wendung dem furchtbaren Domschützen noch einige Blümchen gestreut hatte, erscholl Bravo! Ancora! und die Tische krachten unter den beifalltrommelnden Fäusten meiner Mitschüler. Der Rektor winkte Stille und fuhr fort: Es wäre dies eine gelungene Satire auf die Herren Spieß und Consorten, wenn nicht der Verfasser selbst eine Satire auf die Menschheit wäre. Es ist unser lieber Garnmacher. Tritt hervor, du dedecus naturae, hieher zu mir!

„Zitternd folgte ich dem fürchterlichen Wink. Das Erste war, als ich vor ihm stand, daß er mir das rosenfarbene Heft einmal rechts und einmal links um die Ohren schlug, und jetzt donnerte eine Strafpredigt über mich herab, von der ich nur so viel verstand, daß ich ein bête wäre und nicht wüßte, was Geschichte sey.

„Es begegnet zuweilen, daß man im Traum von einer ſchönen blumigen Sonnenhöhe in einen tiefen Abgrund herabfällt; man ſchwindelt, indem man die unermeßlichen Höhen herabfliegt, man fühlt die unſanfte Erſchütterung, wenn man am Boden zu liegen glaubt, man erwacht und ſieht ſich mit Staunen auf dem alten Boden wieder; die Höhe, von der man herabſtürzte, iſt mit all ihren Blüthengärten verſchwunden, ach, ſie war ja nur ein Traum!

„So war mir damals, als mich der Rektor aus meinem Schlummer aufſchüttelte, ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort, die ich ihm geben konnte, ich war arm wie jener Kröſus, als er vor ſeinem Sieger Cyrus ſtand, auch ich hatte ja alle meine Reiche verloren.

„Ich ſollte bekennen, woher ich die Romane bekommen, wer mir das Geld dazu gegeben habe; konnte, durfte ich ſie, die ich einſt liebte, verrathen? Ich leugnete, ich hielt den ganzen Sturm des alten Mannes auf, ich ſtand wie Mucius Scävola.

„Der langen Rede kurzer Sinn war übrigens der, daß ich von meinem Vater ein Atteſtat darüber bringen müſſe, daß ich das Geld zu ſolchen Allotriis von ihm habe, und überdies habe ich am nächſten Montag vier Tage Carcer anzutreten. Verhöhnt von meinen Mitſchülern, die mir Thiodolf, deutſcher Alcibiades und dergleichen nachriefen, in dumpfer Verzweiflung ging ich nach Hauſe. Es war gar kein Zweifel, daß mich mein Vater, wenn er dieſe Geſchichte erfuhr, entweder ſogleich todtſchlagen, oder wenigſtens zum Schneidersjungen

machen würde. Vor beiden war mir gleich bange; ich besann mich also nicht lange, band etwas Weißzeug und einige seltene Dukaten und andere Münzen, welche mir meine Pathen geschenkt hatten, in ein Tuch, warf noch einen Kuß und den letzten Blick nach des Nachbars Garten, sagte meinem Dachstübchen Lebewohl und eine Viertelstunde nachher wanderte ich schon auf der Straße nach Berlin, wo mir ein Oheim lebte, an welchen ich mich vor's Erste zu wenden gedachte.

„In meinem Herzen war es öde und leer, als ich so meine Straße zog; meine Ideale waren zerronnen. Sie hatten also nicht gelebt, diese tapferen, frommen, liebevollen, biederen Männer, sie hatten nicht geathmet, jene lieblichen Bilder holder Frauen; jene bunte Welt voll Putz und Glanz, alle jene Stimmen, die aus fernen Jahrhunderten zu mir herübertönten, die muthigen Töne der Trompete, Rüdengebell, Waffengeklirr, Sporenklang, süße Akkorde der Laute — Alles, Alles dahin, Alles nichts als eine löschpapierene Geschichte, im Hirn eines Poeten gehegt, in einer schmutzigen Druckpresse zur Welt gebracht!

„Ich sah mich noch einmal nach der Gegend um, die ich verlassen hatte; die Sonne war gesunken, die Nebel der Elbe verhüllten das liebe Dresden, nur die Spitzen der Thürme ragten vergoldet vom Abendroth über dem Dunstmeer.

„So lag auch mein Träumen, mein Hoffen, Vergangenheit und Zukunft in Nebel gehüllt, nur einzelne hohe Gestalten standen hell beleuchtet wie jene Thürme vor meiner Seele; wohlan! sprach ich bei mir selbst:

— — O fortes, pejoraque passi
Mecum saepe viri, nunc cantu pellite curas!
Cras ingens iterabimus aequor.

Noch einmal breitete ich die Arme nach der Vaterſtadt aus, da fühlte ich einen leichten Schlag auf die Schulter und wandte mich um" — —

Der Herausgeber ist in der größten Verlegenheit; er hat bis auf den Tag, an welchem er dies schreibt, dem Verleger das Manuscript zum ersten Theil versprochen, und doch fehlt noch ein großer Theil des letzten Abschnittes; er ist noch nicht geweiht, die Messe ist schon vorüber, und eine eigene über die paar Bogen lesen zu lassen, findet sich weder ein gehöriger Vorwand, noch würde das Werkchen diese bedeutende Ausgabe werth seyn. Wir versparen daher die Fortsetzung des Festtages in der Hölle auf den zweiten Theil.

Mittheilungen

aus den

Memoiren des Satan.

Zweiter Theil.

Vorſpiel

zum

zweiten Theile

der

Memoiren des Satan.

Vorſpiel,

worin von Proceſſen und Juſtizräthen die Rede, nebſt einer ſtillſchweigenden Abhandlung: was von Träumen zu halten ſey?

Dieſer zweite Theil der Mittheilungen aus den Memoiren des Satan erſcheint um ein völliges Halbjahr zu ſpät. Angenehm iſt es dem Herausgeber, wenn die Leſer des erſten ſich darüber gewundert, am angenehmſten, wenn ſie ſich darüber geärgert haben; es zeigt dies eine gewiſſe Vorliebe für die ſchriftſtelleriſchen Verſuche des Satan, die nicht nur ihm, ſondern auch ſeinem Ueberſetzer und Herausgeber erwünſcht ſeyn muß.

Die Schuld dieſer Verſpätung liegt aber weder in der zu heißen Temperatur des letzten Spätſommers, noch in der ſtrengen Kälte des Winters, weder im Mangel an Zeit oder Stoff, noch in politiſchen Hinderniſſen; die einzige Urſache iſt ein ſonderbarer Proceß, in welchen der Herausgeber verwickelt wurde, und vor deſſen Beendigung er dieſen zweiten Theil nicht folgen laſſen wollte.

Kaum war nämlich der erste Theil dieser Memoiren in die Welt versandt und mit einigen Posaunenstößen in den verschiedenen Zeitungen begleitet worden, als plötzlich in allen diesen Blättern zu lesen war eine

Warnung vor Betrug.

„Die bei Fr. Franckh in Stuttgart herausgekommenen Memoiren des Satan sind nicht von dem im alten und neuen Testament bekannten und durch seine Schriften: Elixiere des Teufels, Bekenntnisse des Teufels ꝛc. als Schriftsteller berühmten Teufel, sondern gänzlich falsch und unecht; was hiemit dem Publikum zur Kenntniß gebracht wird."

Ich gestehe, ich ärgerte mich nicht wenig über diese Zeilen, die von niemand unterschrieben waren. Ich war meiner Sache so gewiß, hatte das Manuscript von niemand anders als dem Satan selbst erhalten, und nun, nach vielen Mühen und Sorgen, nachdem ich mich an den infernalischen Chiffern beinahe blind gelesen, soll ein solcher anonymer Todtschläger über mich herfallen, meine literarische Ehre aus der Ferne todtschlagen und besagte Memoiren für unecht erklären?

Während ich noch mit mir zu Rathe ging, was wohl auf eine solche Beschuldigung des Betruges zu antworten sey, werde ich vor die Gerichte citirt und in Kenntniß gesetzt, daß ich einer Namensfälschung, eines literarischen Diebstahls angeklagt sey und zwar — vom Teufel selbst, der gegenwärtig als geheimer Hofrath in persischen Diensten lebe. Er behaupte nämlich, ich habe seinen Namen Satan mißbraucht, um ihm eine miserabele

Scharteke, die er nie geſchrieben, unterzuſchieben; ich habe ſeinen literariſchen Ruhm benützt, um dieſem ſchlechten Büchlein einen ſchnellen und einträglichen Abgang zu verſchaffen; kurz, er verlange nicht nur, daß ich zur Strafe gezogen, ſondern auch, daß ich angehalten werde, ihm Schadenerſatz zu geben, „dieweil ihm ein Vortheil durch dieſen Kniff entzogen worden.“

Ich verſtehe ſo wenig von juridiſchen Streitigkeiten, daß mir früher ſchon der Name Klage oder Proceß Herzklopfen verurſachte; man kann ſich alſo wohl denken, wie mir bei dieſen ſchrecklichen Worten zu Muthe ward. Ich ging niedergedonnert heim und ſchloß mich in mein Kämmerlein, um über dieſen Vorfall nachzudenken. Es war mir kein Zweifel, daß es hier drei Fälle geben könne; entweder hatte mir der Teufel ſelbſt das Manuſcript gegeben, um mich nachher als Kläger recht zu ängſtigen und auf meine Koſten zu lachen; oder irgend ein böſer Menſch hatte mir die Komödie in Mainz vorgeſpielt, um das Manuſcript in meine Hände zu bringen, und der Teufel ſelbſt trat jetzt als erbitterter Kläger auf; oder drittens, das Manuſcript kam wirklich vom Teufel, und ein müßiger Kopf wollte jetzt den Satan ſpielen und mich in ſeinem Namen verklagen.

Ich ging zu einem berühmten Rechtsgelehrten und trug ihm den Fall vor. Er meinte, es ſey allerdings ein fataler Handel, beſonders weil ich keine Beweiſe beibringen könne, daß das Manuſcript von dem echten Teufel abſtamme, doch er wolle das Seinige thun und aus der bedeutenden Anzahl Bücher, die ſeit Juſtinians Corpus juris bis auf das neue birmaniſche Strafgeſetzbuch

über ſolche Fälle geſchrieben worden ſeyen, Einiges nachleſen.

Das juridiſche Stiergefecht nahm jetzt förmlich ſeinen Anfang. Es wurde, wie es bei ſolchen Fällen herkömmlich iſt, ſo viel darüber geſchrieben, daß auf jeden Bogen der Memoiren des Satan ein Ries Akten kam, und nachdem die Sache ein Vierteljahr anhängig war, wurde ſogar auf Unrechtskoſten eine eigene Aktenkammer für dieſen Proceß eingeräumt; über der Thüre ſtand mit großen Buchſtaben: „Acta in Sachen des perſiſchen G. H. R. Teufel gegen Dr. H — f, betreffend die Memoiren des Satan.“

Ein ſehr günſtiger Umſtand für mich war der, daß ich auf dem Titel nicht „Memoiren des Teufels,“ ſondern „des Satan“ geſagt hatte. Die Juriſten waren mit ſich ganz einig, daß der Name Teufel in Deutſchland ſein Familiennname ſey, ich habe alſo wenigſtens dieſen nicht zur Fälſchung gebraucht; Satan hingegen ſey nur ein angenommener willkürlicher, denn niemand im Staate ſey berechtigt, zwei Namen zu führen. Ich fing an, aus dieſem Umſtand günſtigere Hoffnungen zu ſchöpfen, aber nur zu bald ſollte ich die bittere Erfahrung machen, was es heiße, den Gerichten anheimzufallen. Das Referat in Sachen des et cetera war nämlich dem berühmten Juſtizrath Wackerbart in die Hände gefallen, einem Mann, der ſchon bei Dämpfung einiger großen Revolutionen ungemeine Talente bewieſen hatte und neuerdings ſogar dazu verwendet wurde, bedeutende Unruhen in einem Gymnaſium zu ſchlichten. Stand nicht zu erwarten, daß ein ſolcher berühmter Juriſt meine Sache

nur als eine cause célèbre anſehen und ſie alſo handhaben werde, daß ſie, gleichviel wem von beiden Recht, ihm am meiſten Ruhm einbrächte? Hiezu kam noch der Titel und Rang meines Gegners; Wackerbart hatte ſeit einiger Zeit angefangen, ſich an höhere Cirkel anzuſchließen, mußte ihm da ein ſo wichtiger Mann, wie ein perſiſcher geheimer Hofrath, nicht mehr gelten als ich Armer?

Es ging, wie ich vorausgeſehen hatte. Ich verlor meine Sache gegen den Teufel. Strafe, Schadenerſatz, aller mögliche Unſinn wurde auf mich gewälzt, ich wunderte mich, daß man mich nicht einige Wochen ins Gefängniß ſperrte oder gar hängte. Man hatte hauptſächlich Folgendes gegen mich in Anwendung gebracht:

Entſcheidungs-Gründe

zu dem

vor dem Criminalgericht Klein-Juſtheim

unter dem 1. Decbr. 1825 gefällten

Erkenntniss

in der Unterſuchungsſache

gegen

den Dr. ....f wegen Betrugs.

1. Es iſt durch das Zugeſtändniß des Angeklagten erhoben, daß er keine Beweiſe beizubringen weiß, daß die von ihm herausgegebenen Memoiren des Satan wirklich von dem bekannten echten Teufel, ſo gegenwärtig als geheimer Hofrath in perſiſchen Dienſten lebt, herrühre. Ferner hat der Angeſchuldigte ....f zugegeben, daß die in den öffentlichen Blättern darüber enthaltene Ankündigung mit ſeinem Wiſſen gegeben ſey.

2. Die letztgedachte Ankündigung ist also abgefaßt, daß hieraus die Absicht des Verfassers, die Lesewelt glauben zu machen, daß „die Memoiren des Satan" von dem wahren, im alten und neuen Testament bekannten und neuerdings als Schriftsteller beliebten Teufel geschrieben sey, nur allzudeutlich hervorleuchten thut.

3. Durch diese Verfahrungsart hat sich der Angeklagte .... f eines Betruges, alldieweilen solcher im Allgemeinen in jedweder auf inpermissen Commodum für sich oder Schaden Anderer gerichteten unrechtlichen Täuschung Anderer, entweder indem man falsche Thatsachen mittheilt oder wahre dito nicht angibt — besteht; oder um uns näher auszudrücken, da hier die Sprache von einer Waare und gedrucktem Buch ist — einer Fälschung schuldig gemacht; denn, durch den Titel „Memoiren des Satan" und die Anpreisung des Buches wurde der Lesewelt falsch vorgespiegelt, daß das Buch ausdrücklich von dem unter dem Namen Satan bekannten, k. persischen geheimen Hofrath Teufel verfaßt sey; was beim Verkauf des Werks verursachte, daß es schneller und in größerer Quantität abging, als wenn das Büchlein unter dem Namen des Herrn .... f, so dem Publico noch gar nicht bekannt ist, erschienen wäre, und wodurch die, so es kauften, in ihrer schönen Erwartung, ein echtes Werk des Teufels in Händen zu haben, schnöde betrogen wurden.

4. Wenn der Herr Dr. ....f, um sich zu entschuldigen, dagegen einwendet, daß der Name Satan in Deutschland nur ein angenommener sey, worauf der Teufel, wie man ihn gewöhnlich nennt, keinen Anspruch

zu machen habe, so bemerken wir Criminalleute von Klein-Justheim sehr richtig, daß sich ....f auf den Gebrauch jenes angenommenen, übrigens bekanntermaßen den Teufel sehr wohl bezeichnenden Namen nicht beschränkt, sondern in dem Werke selbst überall durchblicken läßt, namentlich in der Einleitung, daß der Verfasser derjenige Teufel oder Satan sey, welcher dem Publico, besonders dem Frauenzimmer, wie auch denen Gelehrten durch frühere Opera, z. B. die Elixiere des Teufels et cetera, rühmlichst bekannt ist, wodurch wohl ebenfalls niemand anders gemeint ist, als der geheime Hofrath Teufel.

5. Man muß lachen über die Behauptung des Inculpaten, daß das in Frage stehende Opusculum, wie auch nichts destoweniger seine Anzeige, eigentlich eine Satire auf den Teufel und jegliche Teufelei jetziger Zeit sey! Denn diese Entschuldigung wird durch den Inhalt der Schrift selbst widerlegt; ja, jeder Leser von Vernunft muß das auch wohl eher für eine etwas geringe Nachäffung der Teufeleien, als für — eine Satire auf dieselbe erkennen. Wäre aber auch, was wir Juristen nicht einzusehen vermögen, das Werk dennoch eine Satire, so ist durchaus kein günstiger Umstand für ....f zu ziehen, weil derjenige Käufer, der etwas Echtes, vom Teufel Verfaßtes kaufen wollte, erst nach dem Kauf entdecken konnte, daß er betrogen sey.

6. Außer der völlig rechtswidrigen Täuschung der Lesewelt, Leihbibliotheken et cetera ist in der vorliegenden Defraudation auch ein Verbrechen gegen den begangen, dessen Name oder Firma mißbraucht worden,

namentlich und specialiter gegen den geheimen Hofrath Teufel, welcher sowohl als Gelehrter und Schriftsteller, als von wegen des Honorars seiner übrigen Schriften, sehr dabei interessirt ist, daß nicht das Geschreibsel Anderer, als von ihm niedergeschrieben, wie auch erdacht, angezeigt und verkauft werde.

7. Wenn endlich der Angeklagte behauptet, daß er das Buch arglos herausgegeben, ohne das Klein-Justheimer Recht hierüber zu kennen, daß ihn auch bei der Fälschung durchaus keine gewinnsüchtigen Absichten geleitet hätten, so ist uns dies gleichgültig, und haben nicht Rücksicht darauf zu nehmen; denn Fälschung ist Fälschung, sey es, ob man englische Teppiche nachahmt und als echt verkauft, oder Bücher schreibt unter falschem Namen; ist alles nur verkäufliche Waare und kann den Begriff des Vergehens nicht ändern, weil immer noch die Täuschung und Anschmierung der Käufer restirt, und zwar ebenfalls nichts destominder auch alsdann, wenn die Memoiren des Satan gleichen Werth mit den übrigen Büchern des Teufels hätten (was wir Klein-Justheimer übrigens bezweifeln, da jener geheimer Hofrath ist), weil dem Ebengedachten schon durch das Unterschieben eines fremden Machwerks unter seinem Namen ein Schaden in juridischem Sinne seyn thut.

Es ist daher, wie man gethan hat, erkannt worden u. s. w. u. s. w.

Gez. Präsident und Räthe des Criminalgerichts zu Klein-Justheim.

Hast du, geneigter Leser, niemals die berühmten Nürnberger Gliedermänner gesehen, so, kunstreich aus

Holz geſchnitzt, ihre Gliedlein nach jedem Druck bewegen? Haſt du wohl ſelbſt in deiner Jugend mit ſolchen Männern geſpielt und allerlei Kurzweil mit ihnen getrieben und probirt, ob es nicht ſchöner wäre, wenn er z. B. das Geſicht im Nacken trüge und den Rücken hinunter ſchaue, oder ob es nicht vernünftiger wäre, wenn ihm die Beine ein wenig umgedreht würden, daß er vor- und rückwärts ſpaziere, wie man es haben wolle? Das haſt du wohl verſucht in den Tagen deiner Kindheit, und es war ein unſchuldiges Spiel, denn dem Gliedermann war es gleichgültig, ob ihm die Beine über die Schulter herüber kamen oder nicht, ob er den Rücken herabſchaute oder vorwärts, er lächelte ſo dumm wie zuvor, denn er hatte ja kein Gefühl und es that ihm nicht weh im Herzen, denn auch dieſes war ja aus Holz geſchnitzt, und wahrſcheinlich aus Lindenholz.

Aber ſelbſt ein ſolcher Gliedermann ſeyn zu müſſen in den täppiſchen Händen der Klein-Juſtheimer Criminalen! Sie renkten und drehten mir die Glieder, ſetzten mir den Kopf ſo oder ſo, wie es ihnen gefällig, oder auch nach der Vorſchrift des Juſtinian, drehten und wendeten mein Recht, bis das Cadaver vor ihnen lag auf dem grünen Seſſionstiſch, wie ſie es haben wollten, mit verrenkten Gliedern, und ſie nun anatomiſch aufnotiren konnten, was für Fehler und Curioſa an ihm zu bemerken, nämlich, daß er das Geſicht im Nacken, die Füße einwärts, die Arme verſchränkt et cetera trage, ganz gegen alle Ordnung und Recht.

Waare! Waare! nannten ſie deine Memoiren, o Satan, Waare! als würde dergleichen nach der Elle

aus dem Gehirn hervorgehaspelt, wie es jener Schwarzkünstler und Escamoteur gethan, der Bänder verschluckte und sie herauszog Elle um Elle aus dem Rachen. Waarenfälschung, Einschwärzen, Defraudation, o welch herrliche Begriffe, um zu definiren, was man will! Und rechtswidrige Täuschung des Publikums! Wer hat denn darüber geklagt? Wer ist aufgestanden unter den Tausenden und hat Zeter geschrien, weil er gefunden, daß das Büchlein nicht von dem Schwarzen selbst herrühre, daß er den Missethäter bestraft wissen wolle für diese rechtswidrige Täuschung? O Klein-Justheim, wie weit bist du noch zurück hinter England und Frankreich, daß du nicht einmal einsehen kannst, Werke des Geistes seyen kein nachgemachter Rum oder Arak, und gehören durchaus nicht vor deine Schranken.

Traurig musterte ich das Manuscript des zweiten Theiles, der nun für mich und das Publikum verloren war; ich dachte nach über das Hohngelächter der Welt, wenn der erste nur ein Torso, ein schlechtes abgerissenes Stück, verachtet auf den Schranken der Leihbibliotheken sitze, trübselig auf die hohe Versammlung der Romane und Novellen aller Art herabschaue und ihnen ihre abgenützten Gewänder beneide, die den großen Furor, welchen sie in der Welt machen, beurkunden, wie er seine andere Hälfte, seinen Nebenmann, den Zweiten herbeiwünsche, um verbunden mit ihm schöne Damen und Herren zu besuchen, was ihm jetzt, als einem Invaliden, beinahe unmöglich war. Da wurde mir eines Morgens ein Brief überbracht, dessen Aufschrift mir bekannte Züge verrieth. Ich riß ihn auf und las:

Wohlgeborner, sehr verehrter Herr!

Durch den Oberjustizrath Hammel, der vor einigen Tagen das Zeitliche gesegnet und an mein Hoflager kam, erfuhr ich zu meinem großen Aerger die miserabeln Machinationen, die gegen Euch gemacht werden. Bildet Euch nicht ein, daß sie von mir herrühren. Mit großem Vergnügen denke ich noch immer an unser Zusammentreffen in den drei Reichskronen zu Mainz, und in meiner jetzigen Zurückgezogenheit und bei meinen vielen Geschäften im Norden komme ich selten dazu, eine deutsche Literaturzeitung zu lesen; aber einige Recensenten, welche ich sprach, versicherten mich, mit welchem Eifer Ihr meine Memoiren herausgegeben habt, und daß das Publikum meine Bemühungen zu schätzen wisse. Der Proceß, den man Euch an den Hals warf, kam mir daher um so unerwarteter. Glaubt mir, es ist nichts als ein schlechter Kunstgriff, um mich nicht als Schriftsteller aufkommen zu lassen, weil ich ein wenig über ihre Universitäten schimpfte und die ästhetischen Thees, und Euch wollen sie nebenbei auch drücken. Lasset Euch dies nicht kümmern, Wertheſter! gebt immer den zweiten Theil heraus; im Nothfall könnt Ihr gegenwärtiges Schreiben jedermann lesen lassen, namentlich den Wackerbart; sagt ihm, wenn er meine Handschrift nicht kenne, so kenne ich um so besser die seinige.

Ich kenne diese Leutchen, sie sind Raubritter und Korsaren, die jeden berühmten Proceß, der ihnen in die Hände fällt, für gute Prise erklären, und wenn sie ihn fest haben in den Krallen, so lange deuteln und drehen, bis sie ihn dahin entscheiden können, wo er ihnen

am meiſten Ruhm nebſt etzlichem Golde einträgt. Was war bei Euch von beiden zu erheben? Ihr, ein armſeliger Doktor der Philoſophie und Magiſter der brodloſen Künſte, was ſeyd Ihr gegen einen perſiſchen geheimen Hofrath? Denket alſo, die Sache ſey ganz natürlich zugegangen, und grämet Euch nicht darüber. Was den perſiſchen geheimen Hofrath betrifft, der meine Rolle übernommen hat, ſo will ich bei Gelegenheit ein Wort mit ihm ſprechen.

Hier lege ich Euch noch ein kleines Manuſcriptchen bei, ich habe es in den letzten Pfingſtfeiertagen in Frankfurt aufgeſchrieben; es iſt im Ganzen ein Scherz und hat nicht viel zu bedeuten; doch ſchaltet Ihr es im zweiten Theile ein, es gibt vielleicht doch Leute, die ſich dabei freundſchaftlich meiner erinnern.

Gehabt Euch wohl; in der Hoffnung, Eure perſönliche Bekanntſchaft bald zu erneuern, bin ich

Euer wohlaffektionirter Freund
der Satan.

Man kann ſich leicht denken, wie ſehr mich dieſer Brief freute. Ich lief ſogleich damit zu dem wackern Mann, der meine Sache geführt hatte, ich zeigte ihm den Brief, ich erklärte ihm, appelliren zu wollen an ein höheres Gericht und den Originalbrief beizulegen.

Er zuckte die Achſeln und ſprach: „Lieber, ſie wohnen zuſammen in einer Hausmiethe, die Criminalen; ob Ihr um eine Treppe höher ſteigen wollt, aus dem Entreſol in die Beletage zu den Vornehmeren, das iſt einerlei, Ihr fallt nur um ſo tiefer, wenn ſie Euch durchfallen laſſen. Doch an mir ſoll es nicht fehlen.“

So ſprach er und focht für mich mit erneuerten Kräften; doch — was half es? ſie ſtimmten ab, erklärten den Perſiſchen für den echten alleinigen Teufel, der allein das Recht habe, Teufeleien zu ſchreiben, und — der Proceß ging auch in der Beletage verloren.

Da faßte mich ein glühender Grimm; ich beſchloß, und wenn es mich den Kopf koſten ſollte, doch den zweiten Theil herauszugeben; ich nahm das Manuſcript unter den Arm, raffte mich auf und — — erwachte.

Freundlich ſtrahlte die Frühlingsſonne in mein enges Stübchen, die Lerchen ſangen vor dem Fenſter und die Blüthenzweige winkten herein, mich aufzumachen und den Morgen zu begrüßen.

Verſchwunden war der böſe Traum von Proceſſen, Juſtizräthen, Klein-Juſtheim und alles, was mir Gram und Aerger bereitete, verſchwunden, ſpurlos verſchwunden.

Ich ſprang auf von meinem Lager, ich erinnerte mich, den Abend zuvor bei einigen Gläſern guten Weins über einen ähnlichen Proceß mit Freunden geſprochen zu haben; da war mir nun im Traume alles ſo erſchienen, als hätte ich ſelbſt den Proceß gehabt, als wäre ich ſelbſt verurtheilt worden von Criminalrichtern und Klein-Juſtheimer Schöppen.

Ich lächelte über mich ſelbſt; wie pries ich mich glücklich, in einem Lande zu wohnen, wo dergleichen juridiſche Exceſſe gar nicht vorkämen, wo die Juſtiz ſich nicht in Dinge miſcht, die ihr fremd ſind, wo es keine Wackerbärte gibt, die einen ſolchen Fund für gute Priſe erklären, das Recht zum Gliedermann machen, und

darauf loshandthieren und drehen, ob es biege oder breche; wo man Erzeugniſſe des Geiſtes nicht als Waare handhabt, und Satire verſteht und zu würdigen weiß, wo man weder auf den Titel eines perſiſchen geheimen Hofraths, noch auf irgend dergleichen Rückſicht nimmt.

So dachte ich, pries mich glücklich und verlachte meinen komiſchen Proceßtraum.

Doch wie ſtaunte ich, als ich hintrat zu meinem Arbeitstiſch! Nein, es war keine Täuſchung, da lag er ja, der Brief des Satans, wie ich ihn im Traume geleſen, da lag das Manuſcript, das er mir im Briefe verheißen. Ich traute meinen Sinnen kaum, ich las, ich las wieder, und immer wurde mir der Zuſammenhang unbegreiflicher.

Doch ich konnte ja nicht anders, ich mußte ſeinen Wink befolgen und ſeinen „Beſuch in Frankfurt“ dem zweiten Theile einverleiben.

Ich geſtehe, ich that es ungern. Ich hatte ſchon zu dieſem Theile alles geordnet, es fand ſich darin eine Skizze, die nicht ohne Intereſſe zu leſen war, ich meine jene Scene, wie er mit Napoleon eine Nacht in einer Hütte von Malojaroslawez zubrachte, und wie von jenen Augenblicken an ſo vieles auf geheimnißvolle Weiſe ſich geſtaltet im Leben jenes Mannes, dem ſelbſt der Teufel Achtung zollen mußte, vielleicht — weil er ihm nicht beikommen konnte, doch — vielleicht iſt es möglich, dieſes merkwürdige Aktenſtück dem Publikum an einem andern Orte mitzutheilen.

Noch war ich mit Durchſicht und Ordnen der Papiere beſchäftigt, da wurde die Thüre aufgeriſſen und mein Freund Moriz ſtürzte ins Zimmer.

„Weißt du ſchon?“ rief er, „er hat ihn verloren!“

„Wer? was hat man verloren?“

„Nun, von was wir geſtern ſprachen, den Proceß gegen Clauren meine ich, wegen des Mannes im Monde!“

„Wie? iſt es möglich!“ entgegnete ich, an meinen Traum denkend; „unſer Freund, der Candidatus Bemperlein? den Proceß?“

„Du kannſt dich drauf verlaſſen, ſo eben komme ich vom Muſeum, der Verleger ſagte es mir, ſo eben wurde ihm das Urtheil publicirt.“

„Aber wie konnte dies doch geſchehen? Moriz! war er etwa auch in Klein-Juſtheim anhängig?“

„Klein-Juſtheim? du fabelſt, Freund!“ erwiederte der Freund, indem er beſorgt meine Hand ergriff „was willſt du nur mit Klein-Juſtheim, wo gibt es denn einen ſolchen Ort?“

„Ach,“ ſagte ich beſchämt, „du haſt Recht; ich dachte an — meinen Traum.“

Mein Besuch in Frankfurt.

1.

Wen der Satan an der Table d'Hote im weißen Schwanen sah.

Kommt man um die Zeit des Pfingstfestes nach Frankfurt, so sollte man meinen, es gebe keine heiligere Stadt in der Christenheit; denn sie feiern daselbst nicht wie z. B. in Baiern anderthalb, oder, wie im Kalender vorgeschrieben, zwei Festtage, sondern sie rechnen vier Feiertage; die Juden haben deren sogar fünf, denn sie fangen in Bornheim ihre heiligen Uebungen schon am Samstag an, und der Bundestag hat sogar acht bis zehn.

Diese Festtage gelten aber in dieser Stadt weniger den wunderbaren Sprachkünsten der Apostel, als mir. Was die berühmtesten Mystiker am Pfingstfeste Morgens den guten Leutchen ans Herz gelegt, was die immensesten Rationalisten mit moralischer Salbung verkündet hatten, das war so gut als in den Wind gesprochen. Die Fragen: „ob man am Montag oder am Dienstag, am zweiten oder dritten Feiertag ins Wäldchen gehen, ob es nicht anständiger wäre, ins Wilhelmsbad zu fahren, ob man am vierten Feiertag nach Bornheim oder ins Vaurhall gehen solle, oder beides?“ diese Fragen schienen bei weitem wichtiger, als jene, die doch für andächtige Feiertagsleute viel näher lag: „ob die

Apoſtel damals auch Engliſch und Plattdeutſch verſtanden haben?"

Muß ein ſo aufgeweckter Sinn den Teufel nicht erfreuen, der an ſolchen Tagen mehr Seelen für ſich gewinnt, als das ganze Judenquartier in einer guten Börſenſtunde Gulden? Auch diesmal wieder kam ich zu Pfingſten nach Frankfurt. Leuten, die von einem berühmten Belletriſten verwöhnt, alles bis aufs kleinſte Detail wiſſen wollen, diene zur Nachricht, daß ich im weißen Schwanen auf Nr. 45. recht gut wohnte, an der großen Table d'Hote in angenehmer Geſellſchaft trefflich ſpeiste; den Küchenzettel mögen ſie ſich übrigens von dem Oberkellner ausbitten.

Schon in der erſten Stunde bemerkte ich ein Seufzen und Stöhnen, das aus dem Zimmer nebenan zu dringen ſchien. Ich trat näher, ich hörte deutlich, wie man auf gut Deutſch fluchte und tobte, dann Rechnungen und Bilanzen, die ſich in viele Tauſende beliefen, nachzählte, und dann wieder wimmerte und weinte, wie ein Kind, das ſeiner Aufgabe für die Schule nicht mächtig iſt.

Theilnehmend, wie ich bin, ſchellte ich nach dem Kellner und fragte ihn, wer der Herr ſey, der nebenan ſo überaus kläglich ſich geberde?

„Nun," antwortete er, „das iſt der ſtille Herr."

„Der ſtille Herr? lieber Freund, das gibt mir noch wenig Aufſchluß, wer iſt er denn?"

„Wir nennen ihn hier im Schwanen den ſtillen Herrn oder auch den Seufzer; er iſt ein Kaufmann aus Deſſau, nennt ſich ſonſt Zwerner und wohnt ſchon ſeit vierzehn Tagen hier."

„Was thut er denn hier? ist ihm ein Unglück zugestoßen, daß er so gar kläglich winselt?“

„Ja, das weiß ich nicht,“ erwiederte er; „aber seit dem zweiten Tag, daß er hier ist, ist sein einziges Geschäft, daß er zwischen zwölf und ein Uhr in der neuen Judenstraße auf- und abgeht, und dann kommt er zu Tisch, spricht nichts, ißt nichts, und den ganzen Tag über jammert er ganz stille und trinkt Kapwein.“

„Nun das ist keine schlimme Eigenschaft,“ sagte ich; „setzen Sie mich doch heute Mittag in seine Nähe.“ Der Kellner versprach es, und ich lauschte wieder auf meinen Nachbar.

„Den zwölften Mai,“ hörte ich ihn stöhnen, „Metalliques 84⅝, österreichische Staatsobligationen 87⅞, Rothschildsche Lotterielose, der Teufel hat sie erfunden und gemacht! 132. Preußische Staatsschuldscheine 81! o Rebekka! Rebekka! wo will das hinaus! 81! Die Preußen! ist denn gar keine Barmherzigkeit im Himmel?“

So ging es eine Zeitlang fort; bald hörte ich ihn ein Glas Kapwein zu sich nehmen und ganz behaglich mit der Zunge dazu schnalzen; bald jammerte er wieder in den kläglichsten Tönen und mischte die Consols, die Rothschildschen Unverzinslichen und seine Rebekka auf herzbrechende Weise untereinander. Endlich wurde er ruhiger. Ich hörte ihn sein Zimmer verlassen und den Gang hinabgehen, es war wohl die Stunde, in welcher er durch die neue Judenstraße promenirte.

Der Kellner hatte Wort gehalten. Er wies, als ich in den Speisesaal trat, auf einen Stuhl: „Setzen sich der Herr Doktor nur dorthin,“ flüsterte er, „zu

Ihrer Rechten ſitzt der Seufzer.“ Ich ſetzte mich, ich betrachtete ihn von der Seite; wie man ſich täuſchen kann! Ich hatte einen jungen Mann von melancholiſchem geſpenſtigem Ausſehen erwartet, wie man ſie heutzutage in großen Städten und Romanen trifft, etwa bleichſchmachtend und fein wie Eduard, von der Verfaſſerin der Urika, oder von ſchwächlichem, beinahe lieberlichem Anblick, wie einige Schoppenhauerſche oder Pichlerſche Helden. Aber gerade das Gegentheil; ich fand einen unterſetzten runden jungen Mann mit friſchen wohlgenährten Wangen und rothen Lippen, der aber die trüben Augen beinahe immer niederſchlug und um den hübſchen Mund einen weinerlichen Zug hatte, welcher zu dieſem friſchen Geſicht nicht recht paßte.

Ich verſuchte, während ich ihm allerlei treffliche Speiſen anbot, einigemal mit ihm ins Geſpräch zu kommen, aber immer vergeblich; er antwortete nur durch eine Verbeugung, begleitet von einem halbunterdrückten Seufzer. In ſolchen Augenblicken ſchlug er dann wohl die Augen auf, doch nicht, um auf mich zu blicken; er warf nur einen ſcheuen finſtern Blick gerade aus und ſah dann wieder ſeufzend auf ſeinen Teller.

Ich folgte einem dieſer Blicke und glaubte zu bemerken, daß ſie einem Herrn gelten mußten, der uns gegenüber ſaß und ſchon zuvor meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte.

Er war gerade das Gegentheil von meinem Nachbar rechts. Seine ſchon etwas kahle gefurchte Stirne, ſein bräunliches eingeſchnurrtes Geſicht, ſeine ſchmalen Wangen, ſeine ſpitze weit hervortretende Naſe deuteten

darauf hin, daß er die fünfundvierzig Jährchen, die er haben mochte, etwas schnell verlebt habe. Den auffallendsten Kontrast mit diesen verwitterten, von Leidenschaften durchwühlten Zügen, bildete ein ruhiges süßliches Lächeln, das immer um seinen Mund schwebte, die zierliche Bewegung seiner Arme und seines Körperchens, wie auch seine sehr jugendliche und modische Kleidung.

Es saßen etwa fünf oder sechs junge Damen an der Tafel, und nach den zärtlichen Blicken, die er jeder zusandte, dem süßen Lächeln, womit er seine Blicke begleitete, zu urtheilen, mußte er mit allen in genauen Verhältnissen stehen. Dieser Herr hatte, wenn er mit der abgestorbenen knöchernen Hand eine Spargel zum Munde führte und süßlich dazu lächelte, die größte Aehnlichkeit mit einem rasirten Kaninchen, während mein Nachbar rechts wie ein melancholischer Frosch anzusehen war.

Warum übrigens der Seufzer das Kaninchen mit so finsteren Augen maß, konnte ich nicht errathen. Endlich, als die Blicke meines Nachbars düsterer und länger als gewöhnlich auf jenem ruhten, fing das Kaninchen an, die Schultern und Arme graziös hin und her zu drehen, den Rücken auf künstliche Art auszudehnen und das spitzige Köpfchen nach uns herüber zu drehen; mit süßem Lächeln fragte er: „Noch immer so düster, mein lieber Monsieur Zwerner? etwa gar eifersüchtig auf meine Wenigkeit?“

An dem zarten Lispeln, an der künstlichen Art, das r wie gr auszusprechen, glaubte ich in ihm einen jener adelichen Salonsmenschen zu erkennen, die von einer feinen leisen Sprache Profession machen. Und so war

es, denn mein Nachbar antwortete: „Eiferſüchtig, Herr Graf? auf Sie in keinem Fall.“

Graf Rebs — ſo hörte ich ihn ſpäter nennen — faltete ſein Mäulchen zu einem feinen Lächeln, drückte die Augen halb zu, bog die Spitznaſe auf komiſche Weiſe ſeitwärts, ſtrich mit der Hand über ſein langes knöchernes Kinn und kicherte:

„Das iſt ſchön von Ihnen, lieber Monſieur Zwerner; alſo gar nicht eiferſüchtig? und doch habe ich die ſchöne Rebekka erſt geſtern Abend noch in ihrer Loge geſprochen. Ha ha! Sie ſtanden im Parterre und ſchauten mit melancholiſchen Blicken herauf. Darf ich Sie um jenes Ragout bitten, mein Herr?“

„Ich war allerdings im Theater, habe aber nur vorwärts aufs Theater und nicht rückwärts geſehen, am wenigſten mit melancholiſchen Blicken.“

„Herr Oberknellner,“ liſpelte der Graf, „Sie haben die Trüffeln geſpart; aber nein! Monſieur Zwerner, wie man ſich täuſchen kann! Ich hätte auf Ehre geglaubt, Sie ſchauen herauf in die Loge mit melancholiſchen Blicken. Auch Rebekka mochte es bemerken und Fräulein v. Rothſchild, denn als ich auf Sie hinabwies — Kellner, ich trinke heute lieber rothen Ingelheimer, ein Fläſchchen — ja, wollte ich ſagen — das iſt mir nun während des Ingelheimers gänzlich entfallen; ſo geht es, wenn man ſo viel zu denken hat.“

Meinem Nachbar mochte das unverzeihlich ſchlechte Gedächtniß des Grafen nicht behagen; obgleich er vorhin das Kaninchen ziemlich barſch abgewieſen hatte, ſo ſchien ihm doch dieſer Punkt zu intereſſant, als daß er

nicht weiter geforſcht hätte. „Nun, auch Fräulein von Rothſchild hat bemerkt, daß ich melancholiſch hinauf ſah? fragte er, indem er ſeine bitteren Züge durch eine Zuthat von Lächeln zu verſüßen ſuchte; „freilich, dieſe hat ein ſcharfes Geſicht durch die Lorgnette" —

„Richtig, das war es," erwiederte Rebs, „das war es; ja, als ich auf Sie hinabwies und Rebeckchen Ihre Leiden anſchaulich machte, ſchlug ſie mich mit ihrem Jokofächer auf die Hand und nannte mich einen Schalk."

Mein Nachbar wurde wieder finſter, ſeine rothen Wangen rötheten ſich noch mehr und die anſehnliche Breite ſeines Geſichtes erweiterte ſich noch durch wilden Trotz, der in ihm wüthete. Er zog den Kopf tief in die Schultern und blitzte das Kaninchen hin und wieder mit einem grimmigen Blick an. Er hatte nie ſo große Aehnlichkeit mit einem angenehmen Froſchjüngling, der an einem warmen Juniabend trauernd auf dem Deichel ſitzt, als in dieſem Augenblicke.

Graf Rebs bemerkte dies. Mit angenehmer Herablaſſung, wobei er das r noch mehr ſchnurren ließ, als zuvor, ſprach er: „Werther Monſieur Zwerner, Sie dürfen aus dem Schlag mit dem Jokofächer keine argen Folgerungen ziehen. Es iſt nur eine façon de parler unter Leuten von gutem Ton. Wegen meiner dürfen Sie ruhig ſeyn. Zwar ſo lange man jung iſt," fuhr er fort, indem er den Halskragen höher heraufzog und ſchalkhaft daraus hervorſah, wie das Kaninchen aus dem Buſch, „zwar ſo lange man jung iſt, macht man ſich hie und da ein Späßchen. Aber ein ganz anderer Gegenſtand feſſelt mich jetzt, Liebſter! Haben Sie ſchon

die Nichte des engliſchen Botſchafters geſehen, die ſeit drei Tagen hier in Frankfurt iſt?"

„Nein," antwortete mein Nachbar, leichter athmend.

„Oh, ein deliciöſes Kind! Augenbraunen wie, wie — wie mein Rock hier, einen Mund zum küſſen und in dem ſchönen Geſicht ſo etwas Pikantes, ich möchte ſagen ſo viel engliſche Race. Nun, wir ſind hier unter uns, ich kann Sie verſichern, es iſt auffallend, aber wahr, ich ſollte es nicht ſagen, es beſchämt mich, aber auf Ehre, Sie können ſich darauf verlaſſen, obgleich es ein ganz komiſcher Fall iſt, übrigens hoffe ich mich auf Ihre Diskretion verlaſſen zu können; nein es iſt wirklich auffallend, in drei Tagen...."

„Nun ſo bitte ich Sie doch um Gottes willen, Herr Graf, was wollen Sie denn ſagen?"

Es war ein eigener Genuß, das Kaninchen in dieſem Augenblick anzuſehen. Ein Gedanke ſchien ihn zu kitzeln, denn er kniff die Aeuglein zu, ſein Kinn verlängerte ſich, ſeine Naſe bog ſich abwärts nach den Lippen und ſein Mund war nur noch eine dünne zarte Linie; dazu arbeitete er mit dem zierlich gekrümmten Rücken und den Schulterblättern, als wollte er anfangen zu fliegen, und mit den abgelebten Knöchlein ſeiner Finger fuhr er auf dem Tiſch umher. Noch einmal mußte der Seufzer ihn ermuntern, ſein Geheimniß preiszugeben, bis er endlich hervorbrachte: „Sie iſt in mich verliebt. Sie ſtaunen? ich kann es Ihnen nicht übel nehmen, auch mir wollte es anfangs ſonderbar bedünken, in ſo kurzer Zeit; aber ich habe meine ſicheren Kennzeichen, und auch andere haben es bemerkt."

„Sie Glücklicher!“ rief der Seufzer nicht ohne Ironie, „wo Sie nur hintippen, ſchlagen Ihnen Herzen entgegen; übrigens rathe ich, dieſe Engländerin ernſtlicher zu verfolgen; bedenken Sie, eine ſo ſolide Partie“ —

„Merke ſchon, merke ſchon,“ entgegnete Rebs mit ſchlauem Lächeln, „es iſt Ihnen um Rebekka, Sie wollen, ich ſolle dort gänzlich aus dem Felde ziehen. Solide Partie? Sie werden doch nicht meinen, daß ich ſchon heirathen will? Gott bewahre mich! aber wegen Rebeckchen dürfen Sie ruhig ſeyn; ich ziehe mich gänzlich zurück. Und ſollte vielleicht eine vorübergehende Neigung in dem Mädchen — Sie verſtehen mich ſchon, — das wird ſich bald geben, ich glaube nicht, daß ſie mich ernſtlich geliebt hat.“

„Ich glaube auch nicht,“ entgegnete der Seufzer mit einem Ton, in welchem ſich bittere Ironie mit Grimm miſchte. Die Geſellſchaft ſtand auf, wir folgten. Graf Rebs tänzelte lächelnd zu den Damen, welchen er während der Tafel ſo zärtliche Blicke zugeworfen, ich aber folgte dem unglücklichen Seufzer.

2.

Troſt für Liebende.

„Was war doch dies für ein ſonderbarer Herr?“ fragte ich meinen Nachbar, indem ich mich dicht an ihn anſchloß. „Findet er wirklich bei den Damen ſo ſehr Beifall, oder iſt er ein wenig verrückt?“

„Ein Geck iſt er, ein Narr!“ rief der Seufzende, indem er mit dem Kopf aus den Schultern herausfuhr

und die Arme umher warf; „ein alter Junggeſelle von fünfundvierzig und ſpielt noch den erſten Liebhaber. Eitel, thöricht, glaubt, jede Dame, die er aus ſeinen kleinen Aeugelein anblinzelt, ſey in ihn verliebt, drängt ſich überall an und ein“ —

„Nun da ſpielt dieſer Graf Rebs eine lächerliche Rolle in der Geſellſchaft, da wird er wohl überall verhöhnt und abgewieſen?“

„Ja wenn die Damen dächten wie Sie, werthgeſchätzter Herr! aber ſo lächerlich dieſer Gnome iſt, ſo thöricht er ſich überall geberdet, ſo — oh Rebekka! der Teufel hat die Weiberherzen gemacht.“

„Ei, ei!“ ſagte ich, indem ich ſchnell Nro. 45 aufſchloß und den Verzweifelnden hinein ſchob, „ei! lieber Herr Zwerner, wer wird ſo arge Beſchuldigungen ausſtoßen? Und auf Fräulein Rebekka — ſetzen Sie ſich doch gefälligſt aufs Sopha — auf das Fräulein ſollte er auch Eindruck gemacht haben, dieſer Gliedermann?“

„Ach, nicht er, nicht er; ſie ſieht, daß er lächerlich iſt und geckenhaft, und doch kokettirt ſie mit ihm; nicht mit ihm, ſondern mit ſeinem Titel. Es ſchmeichelt ihr, einen Grafen in ihrer Loge zu ſehen, oder auf der Promenade von ihm begrüßt zu werden; vielleicht wenn ſie eine Chriſtin wäre, hätte ſie einen ſolidern Geſchmack.“

„Wie, das Fräulein iſt eine Jüdin?“

„Ja, es iſt ein Judenfräulein; ihr Vater iſt der reiche Simon in der neuen Judenſtraße; das große gelbe Haus neben dem Herrn von Rothſchild, und eine Million hat er, das iſt ausgemacht.“

„Sie haben einen ſoliden Geſchmack, und wie ich aus dem Geſpräch des Grafen bemerkt habe, können Sie ſich einige Hoffnung machen?“

„Ja,“ erwiederte er ärgerlich, „wenn nicht der Satan das Papierweſen erfunden hätte. So ſtehe ich immer zwiſchen Thüre und Angel. Glaube ich heute einen feſten Preis, ein ſicheres Vermögen zu haben, um vor Herrn Simon treten und ſagen zu können: Herr! wir wollen ein kleines Geſchäft machen mit einander, ich bin das Haus Zwerner und Comp. aus Deſſau, ſtehe ſo und ſo, wollen Sie mir Ihre Tochter geben? Glaube ich nun ſo ſprechen zu können, ſo läßt auf einmal der Teufel die Metalliques um zwei, drei Procent ſteigen, ich verliere, und meinem Schwiegerpapa, der daran gewinnt, ſteigt der Kamm um ſo viele Procente höher, und an eine Verbindung iſt dann nicht mehr zu denken.“

„Aber kann denn nicht der Fall eintreten, daß Sie gewinnen?“

„Ja, und dann bin ich ſo ſchlecht berathen wie zuvor. Herr Simon iſt von der Gegenpartei. Gewinne ich nun durch das Sinken dieſer oder jener Papiere, ſo verliert er ebenſoviel, und dann iſt nichts mit ihm anzufangen, denn er iſt ein ausgemachter Narr und reif für das Tollhaus, wenn er verliert. Ach, und aus Rebeckchen, ſo gut ſie ſonſt iſt, guckt auf allen Seiten der jüdiſche Geldteufel heraus.“

„Wie, ſollte es möglich ſeyn, eine junge Dame ſollte ſo ſehr nach Geld ſehen?“

„Da kennen Sie die Mädchen, wie ſie heutzutage ſind, ſchlecht,“ erwiederte er ſeufzend. „Titel oder

Geld, Geld oder Titel, das ist es, was sie wollen. Können sie sich durch einen Lieutenant zur gnädigen Frau machen lassen, so ist er ihnen eben recht; hat ein Mann wie ich Geld, so wiegt dies den Adel zur Noth auf, weil derselbe gewöhnlich keines hat."

„Nun, ich denke aber, das Haus Zwerner und Comp. in Dessau hat Geld, woher also Ihr Zweifel an der Liebe des Fräuleins?"

„Ja, ja!" sagte er etwas freundlicher, „wir haben Geld, und so viel, um immer mit Anstand um eine Tochter des Herrn Simon zu freien; aber Sie kennen die Frankfurter Mädchen nicht, werther Herr! Ist von einem angenehmen liebenswürdigen jungen Mann die Rede, so fragen sie: wie steht er? Steht er nun nicht nach allen Börsenregeln solid, so ist er in ihren Augen ein Subject, an das man nicht denken muß."

„Und Rebekka denkt auch so?"

„Wie soll sie andere Empfindungen kennen lernen in der neuen Judenstraße? Ach! ihre Neigung zu mir wechselt nach dem Kurs der Börsenhalle! Man weiß hier, daß ich mich verführen ließ, viele Metalliques und preußische Staatsschuldscheine zu kaufen. Mein Interesse geht mit dem der hohen Mächte und mit dem Wohl Griechenlands Hand in Hand. Verliert die Pforte, so gewinne ich und werde ein reicher Mann; gewinnt der Großtürke und sein Reis-Effendi, so bin ich um zwanzigtausend Kaisergulden ärmer und nicht mehr würdig, um sie zu freien. Das weiß nun das liebenswürdige Geschöpf gar wohl, und ihr Herz ist getheilt zwischen mir und dem Vater. Bald möchte sie gerne, daß die Pforte

das Ultimatum annehme, um mein Glück zu fördern, bald denkt sie wieder, wie viel ihr Vater durch diese Spekulation des Herrn von Metternich verlieren könnte, und wünscht dem Effendi so viel Verstand als möglich. Ich Unglücklicher!"

„Aber lieben Sie denn wirklich dieses edle Geschöpf?" fragte ich.

Thränen traten ihm in die Augen, ein tiefer Seufzer stahl sich aus seiner Brust. „Wie sollte ich sie nicht lieben?" antwortete er. „Bedenken Sie, fünfzigtausend Thaler Mitgift und nach des Vaters Tod eine halbe Million, und wenn Gott den Israelchen zu sich nimmt, eine ganze. Und dabei ist sie vernünftig und liebenswürdig, hat so was Feines, Zartes, Orientalisches; ein schwarzes Auge voll Gluth, eine kühn geschwungene Nase, frische Lippen, der Teint, wie ich ihn liebe, etwas dunkel und dennoch röthlich. Ha! und eine Figur! Herr! wie sollte man ein solches Geschöpf nicht lieben!"

„Und haben Sie keinen Rival als den Gnomen, den Grafen Rebs?"

„O, einige Judenjünglinge, bedeutende Häuser, buhlen um sie, aber ihr Sinn steht nach einem soliden Christen; sie weiß, daß bei uns alles nobler und freier geht als bei ihrem Volk, und schämt sich, in guter Gesellschaft für eine Jüdin zu gelten. Daher hat sie sich auch den Frankfurter Dialekt ganz abgewöhnt und spricht Preußisch; Sie sollten hören, wie schön es klingt, wenn sie sagt, „ißt es möchlich?" oder: „es jienge wohl, aber es jeht nich."

Der Seufzer gefiel mir; es ist ein eigenes sonderbares Volk, diese jungen Herren vom Handelsstand. Sie bilden sich hinter ihrem Ladentisch eine eigene Welt von Ideen, die sie aus den trefflichsten Romanen der Leihbibliotheken sammeln; sie sehen die Menschen, die Gesellschaft nie, es sey denn, wenn sie Abends durch die Promenade gehen, oder Sonntags, gekleidet wie Herren comme il faut, auf Kirchweihen oder sonstigen Bällen sich amüsiren. Reisen sie hernach, so dreht sich ihr Ideengang um ihre Musterkarte und die schöne Wirthin der nächsten Station, welche ihnen von einem Kameraden und Vorgänger empfohlen ist, oder um die Kellnerin des letzten Nachtlagers, die, wie sie glauben, noch lange um den schönen wohlgewachsenen jungen Mann weinen wird. Sie haben irgendwo gelesen oder gehört, daß der Handelsstand gegenwärtig viel zu bedeuten habe, darum sprechen sie mit Ehrfurcht von sich und ihrem Wesen, und nie habe ich gefunden, daß einer von sich sagte: Kaufmann oder Bänderkrämer, sondern: „ich reise in Geschäften des Hauses Bäuerlein oder Zwierlein," und fragt man, in welchen Artikeln, so kann man unter zehn auf neun rechnen, sie ganz bescheiden antworten zu hören: Knöpfe, Haften und Haken, Tabak, Schnupf- und Rauch-, und dergleichen bedeutende Artikel. Haben sie nun gar im Städtchen ihrer Heimath ein Schätzchen zurückgelassen, so darf man darauf rechnen, sie werden, wenn von Liebe die Rede ist, ihre sehr interessante Geschichte erzählen, wie sie Fräulein Jettchen beim Mondschein kennen gelernt haben, sie werden die Brieftasche öffnen und unter hundert Empfehlungsbriefen,

Annoncen von Gasthöfen ꝛc., ein Seidenpapier hervorziehen, das ein Pröbchen Haar von der Stirne der Geliebten enthält.

Glückliche Nomaden! Ihr allein seyd noch heutzutage die fahrenden Ritter der Christenheit; und wenn es euch auch nicht zukommt, mit eingelegter Lanze à la Don Quixote eurer Jungfrauen Schönheit zu vertheidigen, so richtet ihr doch in jeder Kneipe nicht weniger Verwüstung an, wie jener mannhafte Ritter, und seyd überdies meist euer eigener Sancho Pansa an der Tafel.

Eine solche liebenswürdige Erziehung, aus Comptoirspekulationen, Romanen, Mondscheinliebe und Handelsreisen zusammengesetzt, schien nun auch mein Nachbar Seufzer genossen zu haben. Nur etwas fehlte ihm, er war zu ehrlich. Wie leicht wäre es für einen Mann von Zweimalhunderttausend gewesen, Kuriere nicht von Höchst oder von Langen, sondern von Wien, sogar mit authentischen Nachrichten kommen zu lassen, um seinem Glücke aufzuhelfen. Ist denn auf der Erde nicht alles um Geld feil? und wenn Rothschild mit Geld etwas machen kann, warum sollte es ein anderer nicht auch können, wenn sein Geld eben so gut ist als das des großen Makkabäers?

Zwar ein solcher Sperling macht keinen Sommer, eine solche Handelsseele mehr oder weniger mein, kann mir nicht nützen; doch die Nüancen ergötzen mich, jenes bunte Farbenspiel, bis ein solcher Hecht ins Netz geht, und darum beschloß ich ihm zu nützen, ihn zu fangen.

„Ich bin," sagte ich zu ihm, „ich bin selbst einigermaßen Papierspekulant, daher werden Sie mir vergeben,

wenn ich Ihre bisherige Verfahrungsart etwas ſonderbar finde."

„Wie meinen Sie das?" fragte er verwundert. „Als ich in Deſſau war, ließ ich mir nicht jeden Poſttag den Kurszettel ſchicken? und hier, gehe ich nicht jeden Tag in die Börſenhalle? gehe ich nicht jeden Tag in die neue Judenſtraße, um das Neueſte zu erfragen?"

„Das iſt es nicht, was ich meine; ein Genie wie Sie, Herr Zwerner (er verbeugte ſich lächelnd), das heißt, ein Mann mit dieſen Mitteln, der etwas wagen will, muß ſelbſt eingreifen in den Lauf der Zeiten."

„Aber, mein Gott!" rief er verwunderungsvoll, „das kann ja jetzt niemand als der Rothſchild, der Reis-Effendi und der Herr von Metternich; wie meinen Sie denn?"

„Ueber Ihr Glück, Sie geben es ſelbſt zu, kann ein einziger Tag, eine einzige Stunde entſcheiden; zum Beiſpiel, wenn die Pforte das Ultimatum verwirft, die Nachricht ſchnell hieher kömmt, kann eine Kriſis ſich bilden, die Sie ſtürzt. Eben ſo im Gegentheil, können Sie durch eine ſolche Nachricht ſehr gewinnen, weil dann Ihre Papiere ſteigen!"

„Gewiß, gewiß," ſeufzte er; „aber ich ſehe nur noch nicht recht ein" —

„Nur Geduld; wer gibt nun dieſe Nachricht, wer bekommt ſie? Das Miniſterium in Wien oder ein guter Freund, der ſehr nahe hin gehorcht und dem großen Portier ein Stück Geld in die Hand gedrückt hat, läßt noch in der Nacht einen Kurier aufſitzen, der reitet und fährt und fliegt nach Frankfurt und bringt die Depeſche, wem?"

„Ach, dem Glücklichſten, dem Vornehmſten!“

„Nein, dem, der am beſten zahlt. Einen ſolchen Kurier kann ich Ihnen um Geld auch verſchaffen, ich habe Connexionen in Wien. Man kann dort mancherlei erfahren, ohne gerade der öſterreichiſche Beobachter zu ſeyn; kurz, wir laſſen einen Brief mit der Nachricht einer wichtigen Kriſis, eines bedeutenden Vorfalls, kommen“ —

„Etwa, der Sultan habe einen Schlag bekommen, oder der Kaiſer von Rußland ſey plötzlich“ —

„Nichts davon, das iſt zu wahrſcheinlich, als daß es die Leute glauben! Unwahrſcheinliches, Ueberraſchendes muß auf der Börſe wirken!“

„Alſo etwa der Fürſt von M. ſey ein Türke geworden; habe dem Islam geſchworen?“

„Ich ſage Ihnen ja, nichts Wahrſcheinliches; nein, geradezu, die Pforte habe das Ultimatum angenommen. Bekommen Sie nun dieſe Nachricht mit allem möglichen geheimnißvollen Weſen, laſſen Sie den Kurier ſogleich ein paar Stationen weiter reiſen, laſſen Sie den Brief einige Geheimnißkrämer leſen, gehen kurze Zeit darauf in die Börſenhalle, ſo kann es nicht fehlen, Sie ſind ein wichtiger Mann und ſetzen Ihre Papiere mit Gewinn ab.“

„Aber, lieber Herr,“ erwiederte der Kaufmann von Deſſau kläglich, „das wäre ja denn doch erlogen, wie man zu ſagen pflegt, eine Sünde für einen rechtlichen Mann; bedenken Sie, ein Kaufmann muß im Geruch von Ehrlichkeit ſtehen, will er Kredit haben.“

„Ehrlichkeit? Poſſen! Geld, Geld, das iſt es, wornach er riechen muß, und nicht nach Ehrlichkeit. Und

was nennen Sie am Ende Ehrlichkeit? ob Sie Ihre Kunden bei einem Pfunde Kaffee betrügen, ob Sie einem alten Weib ihr Loth Schnupftabak zu leicht wiegen oder ob ſie daſſelbe Experiment im Großen vornehmen, das iſt am Ende daſſelbe."

„Ei, verzeihen Sie, da muß ich denn doch bitten; an der Priſe, die das Weib zu wenig bekömmt, ſtirbt ſie nicht, wie man zu ſagen pflegt, aber wenn ich einen ſolchen Kurier kommen laſſe, ſo kann er durch ſeine falſche Nachricht ein Nachrichter der ganzen Börſe werden; viele Häuſer können falliren, andere wanken und im Kredit verlieren, und das wäre dann meine Schuld!"

„So, mein Herr?" ſagte ich mit mitleidigem Lächeln zu der ſchwachen Seele, „ſo, Sie ſchämen ſich nicht, die Moral, das Herrlichſte, das man auf Erden hat, ſo zu verhunzen? Alſo wegen der Folgen wollen Sie nicht? nicht vor dem Beginnen an ſich, als einem unmoraliſchen, beben Sie zurück? Wer den Anfang einer That nicht ſcheut, darf auch ihr Ende nicht ſcheuen, ohne für eine kleine Seele zu gelten. Oder glauben Sie, eine Rebekka könne man dadurch verdienen, daß man im weißen Schwanen wohnt und ſeufzt, daß man zur Tafel geht und mit dem Kaninchen, dem Grafen Rebs grollt?"

„Aber, mein Herr," rief der Seufzer etwas pikirt, „ich weiß gar nicht, was Sie mir, als einem ganz Fremden für eine Theilnahme erzeigen; ich weiß gar nicht, wie ich das nehmen ſoll?"

„Mein Herr, das haben Sie ſich ſelbſt zuzuſchreiben; Sie haben mir Ihre Lage entdeckt und mich gleichſam um Rath gefragt, daher meine Antwort. Uebrigens bin

ich ein Mann, der reist, um überall das Treffliche und Erhabene kennen zu lernen. In Ihnen glaubte ich gleich auf den ersten Anblick solches gefunden zu habe" —

„Bitte recht sehr, eine so ganz gewöhnliche Physiognomie wie die meine" —

„Das können Sie nicht so beurtheilen wie ein anderer; auf Ihrer Stirne thront etwas Freies, Muthiges, um Ihren Mund weht ein anziehender Geist" —

„Finden Sie das wirklich?" rief er, indem er lächelnd meine Hand faßte und verstohlen nach dem Spiegel blickte. „Es ist wahr, man hat mir schon dergleichen gesagt, und in Stuttgart hat man mich sogar versichert, ich sey dem berühmten Dannecker auf der Straße aufgefallen, und er sey eigens deßwegen einigemal in den König von England gekommen, um von mir etwas für seinen Johannes abzusehen."

„Nun sehen Sie, wie muß es nun einen Mann, wie ich bin, überraschen, so wenig Muth, so wenig Entschluß hinter dieser freien Stirne, diesem muthigen Auge zu finden!"

„Ach, Sie nehmen es auch zu strenge; ich habe ja Ihren Vorschlag durchaus nicht verworfen, nur einiges Bedenken, einige kleine Zweifel stiegen in mir auf, und — nun Sie haben wahrlich nicht Unrecht, ich fühle einen gewissen Muth, eine gewisse Freiheit in mir, es ist ein gewisses Etwas, ja — so gut es ein anderer thun kann, will ich es auch versuchen. Es sey, wie Sie sagten, ich will es daran rücken und einen Kurier kommen lassen; wir wollen die Metalliques steigern!"

3.

Ein Schabbes in Bornheim.

Der einzige Zweifel, der den ſeufzenden Deſſauer noch quälte, war die Furcht, den Vater ſeiner Geliebten in bedeutenden Verluſt zu ſtürzen, wenn er ſeine Operation nach meinem Plane einrichte. Doch auch dafür wußte ich ein gutes, ſehr einfaches Mittel. Er mußte den Herrn Simon in der neuen Judenſtraße auf ſeine Seite bringen, mußte ihm bedeutende Winke von der nahenden Kriſis geben; entweder nahm dann der Jude an dem ganzen Unternehmen unbewußt Theil und gewann zugleich mit dem Deſſauer, oder er war wenigſtens gewarnt und mußte einige Achtung vor einem Mann bekommen, der ſo genau die politiſchen Wendungen zu berechnen wußte, der ſeine Combinationen ſo geſchickt zu machen verſtand.

Dem Kaufmann leuchtete dies ein. Er kam von ſelbſt auf den Gedanken, noch an dieſem Tage mit dem alten Simon zu ſprechen, und lud mich ein, mit ihm nach Bornheim zu fahren, wo der Schabbes heute die noble Welt des alten Judenquartiers, der neuen Judenſtraße, überhaupt alle Stämme Iſraels verſammelt habe.

Wir fuhren hinaus; der Seufzer ſchien ein ganz anderer Menſch geworden zu ſeyn. Sein trübſeliges Geſicht leuchtete freundlich vom Glanze der Hoffnung, ſein Auge hob ſich freier, um ſeine Stirne, ſeinen Mund war jede Melancholie verſchwunden, ſein großer runder Kopf ſteht nicht mehr zwiſchen den Schultern, er trägt ihn freier, erhabener, als wollte er ſagen: „Seht, ihr Frankfurter und Bornheimer, ich bin es, das Haus

Zwerner und Comp. aus Deſſau, nächſtens eine bedeutende Perſon an der Börſe, und wenn es gut geht, Bräutigam der ſchönen Rebekka Simon in der neuen Judenſtraße!"

Aus dem Garten des goldenen Löwen in Bornheim tönten uns die zitternden Klänge von Harfen und Guitarren und das Geigen verſtimmter Violinen entgegen; das Volk Gottes ließ ſich vormuſiciren im Freien, wie einſt ihr König Saul, wenn er übler Laune war. Wir traten ein; da ſaßen ſie, die Söhne und Töchter Abrahams, Iſaaks und Jakobs, mit funkelnden Augen, kühn gebogenen Naſen, fein geſchnittenen Geſichtern, wie aus einer Form geprägt, da ſaßen ſie vergnügt und fröhlich plaudernd, und tranken Champagner aus ſaurem Wein, Zucker und Mineralwaſſer zubereitet, da ſaßen ſie in maleriſchen Gruppen unter den Bäumen, und der Garten war anzuſchauen, als wäre er das gelobte Land Kanaan, das der Prophet vom Berge geſehen und ſeinem Volk verheißen hatte. Wie ſich doch die Zeiten ändern durch die Aufklärung und das Geld!

Es waren dies dieſelben Menſchen, die noch vor dreißig Jahren keinen Fuß auf den breiten Weg der Promenade ſetzen durften, ſondern beſcheiden den Nebenweg gingen; dieſelben, die den Hut abziehen mußten, wenn man ihnen zurief: „Jude, ſey artig, mach' dein Compliment!" dieſelben, die von dem Bürgermeiſter und dem hohen Rath der freien Stadt Frankfurt jede Nacht eingepfercht wurden in ihr ſchmutziges Quartier. Und wie ſo ganz anders waren ſie jetzt anzuſchauen. Ueberladen mit Putz und köſtlichen Steinen ſaßen die Frauen

und Judenfräulein; die Männer, konnten ſie auch nicht die ſpitzigen Ellbogen und die vorgebogenen Knie ihres Volkes verleugnen, ſuchten ſie auch umſonſt den ruhigen ſoliden Anſtand eines Kaufherrn von der Zeile oder der Million zu kopiren, die Männer hatten ſich ſonntäglich und ſchön angethan, ließen ſchwere goldene Ketten über die Bruſt und den Magen herab hängen, ſtreckten alle zehn Finger, mit blitzenden Solitairs beſteckt, von ſich, als wollten ſie zu verſtehen geben: „Iſt das nicht was ganz Solides? Sind wir nicht das auserwählte Volk? Wer hat denn alles Geld, gemünzt und in Barren, als wir? Wem iſt Gott und Welt, Kaiſer und König ſchuldig, wem anders als uns?“

„Dort ſitzt ſie, die Taube von Juda, dort ſitzt ſie, die Gazelle des Morgens!“ rief der Seufzer in poetiſcher Ekſtaſe und zerrte mich am Arm; „ſchauen Sie dort, unter dem Zelt von hölzernem Gitterwerk. Der mit dem runden Leib, der langen Naſe und den grauen Löckchen am Ohr iſt der Vater, Herr Simon aus der neuen Judenſtraße, die dicke Frau rechts mit den ſchwarzſeidenen Locken und dem rothbraunen Geſicht iſt die Tante; eine fatale Verwandtſchaft, aber man weiß ſich in Zukunft zu ſepariren nach und nach.“

„Aber wo iſt denn die Gazelle, die Taube, ich ſehe ſie noch nicht“ —

„Geduld! noch bedeckt die neidiſche Wolke, die Tante, das Geſtirn des Aufgangs; faſſen wir ein Herz, treten wir näher. Doch eben fällt mir bei, ich muß Sie vorſtellen; wie nenne ich Sie, mein lieber Freund und Rathgeber?“

„Ich bin der k. k. Legationsrath Schmälzchen aus Wien," gab ich ihm zur Antwort, „reiſe in Geſchäften meines Hofes nach Mainz."

„Ah!" rief er, nachdem er ſchon bei dem kaiſerlich königlich an den Hut gegriffen hatte, „Le — Legationsrath, wirklicher und nicht blos Titular um's liebe Geld? Das freut mich, Dero werthe Bekanntſchaft zu machen. Hätte es mir gleich vorſtellen können, Sie haben einen gar tiefen Blick in die Staatsaffairen. Wahrhaftig, hätte es Ihnen gleich anſehen können; haben ſo etwas Diplomatiſches, Kabinetsmäßiges in Dero Viſage."

„Bitte, bitte, keine Complimente. Gehen wir zum Juden, ich hoffe Ihnen nützlich ſeyn zu können."

Wir traten zu dem Zelt aus hölzernem Gitterwerk. Mein Begleiter erröthete tiefer, je näher er trat; ſeine Wangen liefen vom Hellrothen ins Dunkelrothe, von da ins bläulich Schattirte an, und als wir vor dem Herrn Simon ſtanden, war er anzuſehen wie eine ſchöne dunkelrothe Herzkirſche. Die Tante, „das neidiſche Gewölk," erhob ſich, und nun ward auch das Geſtirn des Morgens ſichtbar. Das Schickſelchen, die Kalle, ich meine Rebekka, des Juden Tochter, war nicht übel. Sie hatte, um mich wie Graf Rebs auszudrücken, viel Race, und ihre Augen konnte den Seufzer wohl bis aufs Herz durchbrennen, obgleich er zur Vorſicht und aus Eleganz drei Weſten angethan hatte.

Nachdem mich mein Freund, der als ſolides Haus aus Deſſau bei der Familie wohl gelitten ſchien, vorgeſtellt hatte, machte er ſich an die Taube von Juda, und überließ es mir, den alten Simon zu unterhalten.

Mein Titel ſchien ihm einigen Reſpekt eingeflößt zu haben. „Haben da ein ſchönes Fach erwählt, Herr von Schmelzlein,“ bemerkte er wohlgefällig lächelnd; „habe immer eine Inklination für die Diplomatik gehabt, aber die Verhältniſſe wollten es nicht, daß ich ein Geſandter oder dergleichen wurde. Man weiß da gleich Alles aus der erſten Hand! man kann viel kompliciren und dergleichen; was ließen ſich da für Geſchäfte machen!“

„Sie haben Recht, mein Herr! Man lernt da die verwickelten Verhältniſſe kennen. Allein aber ſchauen's, das Ding hat auch ſeinen Haken. Man weiß oft eigentlich zu viel, es geht einem wie ein Rad im Kopf umher.“

Der Jude rückte näher. Mit einem Wiener Diplomaten, mochte er denken, nehme ich es auch noch auf. „Zeviel?“ ſagte er, „ich für meinen Theil kann nie zeviel wiſſen. Was die Papiere betrifft, da kann ein Fingerzeig, ein halber, ein Viertelsgedanke oft mehr thun, als eine lange Rede im Frankfurter Muſeum. Nu, Sie ſtehen ſolide in Wien. Ihr Staat iſt ein gemachtes Haus trotz einem; was der Herr von M. auf dem Flageolett vorpfeift, das ſingen die Staaren nach.“

„Die Staaren vielleicht, aber nicht die Zaren!“

„Gut, très-bien bon! gut gegeben, hi hi hi! à propos, wiſſen Sie Neues aus daher? Er rückte mir noch näher und wurde verfänglicher.

„Herr Simon,“ ſagte ich mit Artigkeit ausweichend, „Sie wiſſen, es gibt Fälle“ —

„Wie!“ rief er erſchrocken, „Gotts Wunder! neue Falliſſements, waas! iſt nicht die Kriſis vom letzten Winter ſchon ein Strafgericht des Herrn geweſen? Waas?“

„Um Jottes willen, Papa!“ ſchrie Rebekka, indem ſie den Arm des zärtlichen Seufzers zurückſtieß und aufſprang, „doch kein Unglück? Mein Jott! doch nich hier in Frankfort?“

„Beruhigen Sie ſich doch, gnädiges Fräulein! ich ſprach mit Ihrem Herrn Papa über Politik, und rechnete einige Fälle auf und er hat mich holter nicht recht verſtanden.“

Sie preßte, mit einem zärtlichen hinſterbenden Blick auf den erſchrockenen Deſſauer, ihre Hand auf das Herz und athmete tief.

„Nee! was ich erſchrocken bin jeworden, da machen Sie ſich keenen Bejriff von!“ liſpelte ſie. „Mein Herz pocht ſchrecklich! Na, erzählen Sie man weiter; was ſachte der Graf? Sie hätten ins Parterre jeſtanden und wären melancholiſch jeweſen?“

Das Geflüſter der Liebenden wurde leiſer und leiſer; die Blicke des Seufzers wurden feuriger, er zog, als „das Gewölke“ ein wenig im Garten auf und ab ging, die niedliche Hand der Jüdin an die Lippen und geſtand ihr, wenn ich anders recht gehört habe, daß nächſtens die Metalliques und die ..... um drei Procente ſteigen werden.

„Herr von Schmelzlein!“ ſagte der Alte, nachdem er einigen koſcheren Wein zu ſich genommen hatte, „Sie haben mir da einen Schreck in den Leib gejagt, den ich nie vergeſſe. Fallen, Fälle, wie kann man auch nur

dies Wort in Gesellschaft aussprechen! Nun, Sie wollten sagen?"

„Es gibt Affairen," fuhr ich fort, „wo der Diplomat schweigen muß. Ueber das Nähere meiner Sendung z. B. werden Sie selbst mich nicht befragen wollen; nur soviel kann ich Ihnen, aber, mein Herr Simon, im engsten Vertrauen" —

„Der Gott meiner Väter thue mir dies und das!" rief er feierlich, „so ich nur meinem Nachbar oder seinem Weib, oder seinem Sohn, oder seiner Tochter das Geringste" —

„Schon gut! ich traue auf Ihre Diskretion; kurz, soviel kann ich Ihnen sagen, daß nächstens eine bedeutende Krisis eintreten wird; ganz zu allernächst. Für oder gegen wen darf ich nicht sagen; doch Herr von Zwerner" —

„Von Zwerner?"

„Nun, ich nenne ihn so, man weiß ja nicht, was geschieht; an ihn war ich besonders empfohlen vom Fürsten, und ich glaube, wenn ich anders richtig schließe, er muß in den nächsten Tagen Kuriere aus Wien bekommen."

„Der Zwerner? ei, ei! wer hätte das gedacht! Zwar ich sagte immer, hinter dem steckt etwas; geht so tiefsinnig kalkulirend umher, hat wahrscheinlich nicht umsonst so unsinnig viele Metalliques gekauft; ei, sehe doch einer! Hält sich Kuriere mit Wien! Und, wenn man fragen darf, es handelt sich wohl um das Ultimatum mit der Pforte?"

„Ja."

„Ei, darf man fragen? wie iſt es ausgefallen? Hat er eingewilligt, der Effendi? Hat er?“

„Mein Herr Simon, ich bitte“ —

„O ich verſtehe, ich verſtehe, Sie wollen es nicht ſagen, aus Politik, aus Politik, aber er hat, er hat?“

„Trauen Sie auf nichts, ich warne Sie, auf keine Nachricht trauen Sie, als auf authentiſche. Der Herr dort weiß vielleicht mancherlei, und hat nicht das drückende Stillſchweigen eines Diplomaten zu beobachten.“

„Ei, hätte ich das in meinem Leben gedacht, Kuriere von Wien und der Zwerner aus Deſſau; zwar er iſt ein ſolides Haus, das iſt keine Frage, aber denn doch nicht ſo außerordentlich. Ob ſich wohl was mit ihm machen ließe?“ ſetzte er tiefer nachſinnend hinzu, indem er ſeine Naſe herunter gegen den Mund bog und das lange Kinn aufwärts drückte, daß ſich dieſe beiden reichen Glieder begegneten und küßten. Dies war der Moment, wo er anbeißen mußte, denn er nagte ſchon am Köder. Ich gab dem Seufzer aus Deſſau einen Wink, ſich dem Papa zu nähern, und nahm ſeinen Platz bei der Gazelle des Morgenlandes ein.

4.

Das gebildete Judenfräulein.

Wie war ſie graziös, das heißt geziert, wie war ſie artig, nämlich kokett, wie war ſie naiv, andere hätten es lüſtern genannt.

„Ich liebe die Tiplomattiker,“ ſagte ſie unter Anderem mit feinem Lächeln und vielſagendem Blick; „es is ſo etwas Feines, Jewandtes in ihren Manieren;

man ſieht ihnen den Mann von jutem Jeſchmack ſchon von die Ferne an, und wie angenehm riechen ſie nach Eau de Portugal!"

„O gewiß, auch nach Fleur d'Orange und dergleichen. Wie nehmen ſich denn die hieſigen Diplomaten? kommen ſie viel unter die Leute?"

„Nun, ſehen Sie, wie das nun jeht, die älteren Herren haben ſechs bis ſieben Monate Ferien und reiſen umher. Die jüngeren aber, die indeſſen hier bleiben und die Geſchäfte treiben, ſie müſſen Päſſe viſiren, ſie müſſen Zeitungen leſen, ob nichts Verfängliches drein is, ſie müſſen das Papier ordentlich zuſammen legen für die Sitzungen; nun, was nun ſolche junge Herren Tiblomen ſind, das ſeyn janz ſcharmante Leute, wohnen in die chambres garnies, eſſen an die Tables d'Hote, ſehen auf die Promenade ſchön ausſtaffirt comme il faut, haben zwar jewöhnlich kein Jeld nich, aber deſto mehr Anſehen."

„Da haben Sie einen herrlichen Shawl umgelegt, mein Fräulein, iſt er wohl echt?"

„Ah, jehen Sie doch! meinen Sie, ich werde etwas anderes anziehen, als was nicht ganz echt iſt? Der Shawl hat mir jekoſtet achthundert Gulden, die ich in die Rothſchildiſchen Loos gewunnen. Und ſehen Sie, dieſes Collier hier koſtet ſechzehnhundert Gulden und dieſer Ring zweitauſend; ja, man jeht ſehr echt in Frankfort, das heißt, Leute von dem juten Ton wie unſer eine."

„Ach, was haben Sie doch für eine ſchöne gebildete Sprache, mein Fräulein! wurden Sie etwa in Berlin erzogen?"

„Finden Sie das ooch?“ erwiederte ſie anmuthig lächelnd, „ja, man hat mir ſchon oft das Compliment vorjemacht. Nee, in Berlin drein war ich nie, ich bin hier erzogen worden; aber es macht, ich leſe viel und bilde auf dieſe Art meinen Jeiſt und mein Orkan aus.“

„Was leſen Sie? wenn man fragen darf.“

„Nu, Belletres, Bücher von die ſchöne Jeiſter; ich bin abbonnirt bei Herrn Döring in der Sandjaſſe, nächſt der weißen Schlange, und der verproviantirt mich mit Almanachs und Romancher.“

„Leſen Sie Goethe, Schiller, Tieck und dergleichen?“

„Nee, das thu ich nich. Dieſe Herren machen ſchlechte Jeſchäfte in Frankfort; es will ſie keen Menſch, ſie ſind zu ſtudirt, nich natürlich genug. Nee, den Joethe leſe ich nie wieder! das is was Langweiliges. Und ſeine Wahlverwandtſchaften; ich werde roth, wenn ich nur daran denke; wiſſen Sie, die Scene in der Nacht, wo der Baron zu die Baronin, — ach man kann's jar nich ſagen, und jedes ſtellt ſich vor“ —

„Ich erinnere mich, ich erinnere mich; aber es liegt gerade in dieſem Gedanken eine erſtaunliche Tiefe — ein Chaos von Möglichkeiten“ —

„Nu, kurz den mag ich nich; aber wer mein Liebling iſt, das iſt der Clauren. Nee, dieſes Leben, dieſe Farben, dieſes Studium des Herzens und namentlich des weiblichen Jemüths, ach es is was Herrliches. Und dabei ſo natürlich! Wenn mir die andern alle vorkommen, wie ſchwere vierhändige Sonaten mit tiefen Baßpartien, mit zierlichen Solos, mit Trillern, die kein Menſch nich verſtehen und ſpielen kann, ſo wie der Mozart, der Heydn,

ſo kommt mir der Clauren akkerat ſo vor, wie ein anjenehmer Walzer, wie ein Hoppswalzer oder Galopp. Ach, das Tanzen kommt einem in die Beene, wenn man ihn liest; es iſt was Herrliches!“

„Fahren Sie fort, wie gerne höre ich Ihnen zu. Auch ich liebe dieſen Schriftſteller über Alles. Dieſe andern, beſonders ein Schiller, wie wenig hat er für das Vergnügen der Menſchheit gethan. Man ſollte meinen, er wolle moraliſche Vorleſungen halten; er iſt, um mich eines anderen Gleichniſſes zu bedienen, ſchwerer dicker Burgunder, der mehr melancholiſch als heiter macht. Aber dieſer Clauren! er kommt mir vor wie Champagner, und zwar wie unechter, den man aus Birnen zubereitet; der echte verdunſtet gleich, aber dieſer unechte, ſetzt er auch im Grunde viele Hefen an, ſo „brüſſelt“ er doch mit allerliebſten tanzenden Bläschen auf und ab eine Stunde lang, er berauſcht, er macht die Sinne rege, er iſt der wahre Lebenswein.“

„O ſehen Sie, da kann ich Ihnen ja gleich unſeren Clauren vormachen mit Bornheimer Champagner. Man nimmt fremden Wein, ſo etwa die Hälfte, ießt Mineralwaſſer dazu, und nun jeben Sie acht; ich werfe Zucker in das Janze und unſer Clauren iſt fertig. Sehen Sie, wie es ſiedet, wie es ſprudelt und brüſſelt, wie anjenehm ſchmeckt es nicht und iſt ein wohlfeiles Jetränke. Nee, ich muß ſagen, er iſt mein Liebling. Und das Anjenehmſte is das, man kann ihn ſo leſen, ohne viel dabei zu denken, man erlebt es eigentlich, es is, meine ich, mehr der Körper, der ins Buch ſchaut, als der Jeiſt. Und wie anjenehm läßt es ſich dabei einſchlafen!“

„Ich glaube gar, ihr ſeyd in einem gelehrten Geſpräch begriffen!“ rief lachend der alte Jude, indem er, den Deſſauer an der Hand, zu uns trat; „nicht wahr, Herr Legationsrath, ich habe da ein gelehrtes Ding zur Tochter? Sie ſpricht auch wie ein Buch und lieſt den ganzen Tag.“

„Nun, und Sie, Papa, und Herr Zwerner haben wohl tiefe Handelsjeheimniſſe abjemacht? Darf man auch davon hören; wie werden ſie in der nächſten Woche ſtehen, die Metalliques? recht hoch? hab ich es errathen?“

„Stille Kind, ſtille! kein Wort davon! muß alles geheim gehalten werden! Muß einen großen Schlag geben. Iſt ein Goldmännchen der Herr von Zwerner. Setzen Sie ſich zu ihr hin und klären ihr alles auf. Sie iſt auf dieſem Punkt ein verſtändiges Kind und weiß zu rechnen, die Rebeckchen.“

Was ſchlich denn jetzt durch das Gras? was hüpfte auf zierlichen Beinchen heran? was lächelte ſchon von weitem ſo freundlich nach der Kalle des Herrn Simon? war es nicht das Gräfchen Rebs, das alte freundliche Kaninchen, das in alle Damen verliebt iſt und alle bezaubert? Er war es, er kam herangeſchwänzelt.

Er ſchnaufte und ächzte, als er heran war, und doch konnte er auch in dem Zuſtand höchſter Erſchöpfung, in welchem er zu ſchein ſchien, ſein liebliches ſüßes Lächeln nicht unterdrücken. Er warf ſich ermattet neben Rebekka in einen Seſſel, ſtreckte die dünnen Beinchen, ſo mit zierlichen Spörnchen zum Spazierengehen beſchlagen, heftete den matten ſterbenden Blick auf die ſchöne Jüdin und ſprach: „Habe die Ehre, vergnügten Abend zu wünſchen; ich ſterbe, mit mir geht's aus!“

„Mein Jott! Herr Israels! Graf Rebs, was haben Sie doch? Ihre Wangen sind janz eingeschnurrt, Ihre Augen bleiben stehen; er antwortet nicht! Herr Tipplomat, Eau de Cologne! haben Sie keines bei sich in die Tasche?“

So rief das schöne Judenkind und beschäftigte sich um den Ohnmächtigen mit zarter Sorgfalt. Da ich kein Eau de Cologne bei mir trug, so begann sie etwas weniges verzweifeln zu wollen, und verlangte von dem Dessauer, er solle ihm Tabaksrauch in die Nase blasen. Doch der Vater wußte bessern Rath: „da geht einer,“ rief er freudig, „da geht ein charmanter junger Herr, ist in Condition nicht weit von uns, der trägt beständig etzliches Kölnerwasser in seiner Rocktasche!“

Wie ein Pfeil schoß er auf den jungen Mann zu und war, als er ihm mit schrecklichen Geberden das Eau de Cologne-Fläschchen abforderte, anzusehen wie Sir John Falstaff, als er die Krämer beraubt. Maria Farina's Lebenstropfen brachten das arme Kaninchen wieder zu sich; er schlug die Augen auf, seufzete tief und lächelte; „mich gehorsamst zu bedanken,“ lispelte er mit zitternder Stimme, „für die gütigst geleistete Hülfe. War mir aber recht elend zu Muth; fast als hätte ich mehr Bier getrunken als dienlich.“

„Sind Sie oft solchen Zufällen unterworfen?“ fragte Rebekka, ihn etwas mißfällig betrachtend.

„Mit nichten und im Gegentheil,“ erwiederte er, indem er den Rücken zierlich wendete und drehte, mit den Schultern über die Brust herausfuhr und mannhaft mit den Spörnchen klirrte; „mit nichten, habe sonsten

eine überaus ſtarke Conſtitution. Aber der dicke Pfarrer, der dicke Pfarrer ..."

Die Juden ſchwiegen und Rebekka ſchlug die Augen nieder, wie immer, wenn von chriſtlichen Pfarrern oder Ceremonien, oder auch von Schweinfleiſch in ihrer Nähe geſprochen wurde. Der Seufzer aber, dem die Erſcheinung des Grafen etwas läſtig ſchien, fragte ihn ziemlich boshaft, ob er etwa im goldenen Brunnen geweſen, ſich allda etwas betrunken und nachher mit dem ehrſamen Paſtor Münſter Streit und kirchlichen Scandal angefangen, nach ſeiner Gewohnheit?

„Nach meiner Gewohnheit!" rief das Kaninchen erſchrocken, „ich ein Unruheſtifter oder Säufer, ich in dem goldenen Brunnen, ich, der ich nur die allernobelſten Hotels, den Pariſer und den engliſchen Hof, den Weidenbuſch, in welchem ich logire, und den weißen Schwanen mit meinem Beſuch beehre? Nein! er iſt mir begegnet der Pfarrer, und als er an mir vorbeiging, ſah er mich mit ſchrecklichen Augen an und ſagte: Das iſt auch ſo ein Stein des Anſtoßes, auch ſo ein Myſtiker. Herr Pfarrer, ſagte ich, guten Abend, aber ein Myſtiker bin ich nicht und will auch für keinen gelten, am wenigſten öffentlich, auf der Chauſſee nach Bornheim. — So, Sie wollen keiner ſeyn? antwortete er, indem er näher auf mich zutrat, ſo daß ſein Bauch und das Cachet ſeiner Uhr mir gerade auf die Bruſt zu ſitzen kamen und mich heftig drückten; wollen keiner ſeyn? Warum kommen Sie denn nicht mehr ins Muſeum? Warum haben Sie an öffentlichen Wirthstafeln, im Pariſer, Weiden- und anderen Höfen geſchimpft über mich, daß ich ein gewiſſes

Gedicht von Langbein in beſagter Geſellſchaft vorgeleſen? Es iſt wahr, ich hatte mich ziemlich ſtark darüber ausgeſprochen, aber nicht aus Myſticismus, ſondern weil ich glaubte, es könne zarte Damenohren und weiche Gemüther unangenehm berühren, jenes Gedicht. Aber er nahm keine Entſchuldigung an; ich ſchlüpfte ihm unter dem Bauch weg und wollte ſchnell weiter gehen, aber er ſetzte mir mit weiten Schritten nach, ging neben mir her und beſchuldigte mich, ſeinem Gegenpart, dem myſtiſchen Pfarrer, zu einer reichen Frau verholfen zu haben; er behauptete auch, daß ich mich jeden Morgen, ſtatt des Frühſtücks, magnetiſiren laſſe und dergleichen; und erſt hier an der Gartenthüre ließ er mit einer mürriſchen Reverenz von mir ab."

„Aber was hat denn dies alles zu bedeuten?" fragte ich, „halten denn die Pfarrer hier auf der Landſtraße Kirche, wie es Sitte war zur Zeit der Apoſtel?"

„In Frankfurt," belehrte mich der Kaufmann aus Deſſau, „in Frankfurt iſt gegenwärtig ein großer Krieg zwiſchen den Pfarrern und ihre Parteien befehden ſich ebenfalls. Myſtiker und Rationaliſten ſchelten ſie ſich hin und her, der Eine wirft dem Andern vor, er predige nur Moral, der Andere entgegnet, ſein Gegner rede tiefen Unſinn. Nicht nur in den Kirchen, auf den Kanzeln, ſondern auch in den Weinhäuſern und Trinkſtuben, auf Chauſſeen und Caſinos wird gekämpft, und ſo konnte es leicht geſchehen, daß der Herr Graf einem Eiferer der Vernunft in die Hände fiel. — Doch wie? Herr Graf, wenn ich nicht irre, ſo fährt dort der Lord und ſeine Nichte; nicht ſo? und ſie halten vor dem Garten, ſie ſteigen aus?"

„Ah, ſie hat mich bemerkt!“ rief das Kaninchen ſehr freundlich, „ſie ſchaut ſchon herüber und wedelt, wenn ich nicht irre, mit dem Taſchentuch mir zu. Verzeihen allerſeits, daß ich mich entferne; Miß Mary hat ein Auge auf mich geworfen, und Sie wiſſen ſelbſt, bei ſolchen Affairen“ —

Er ſchlüpfte unter dieſen Worten aus dem Zelt und eilte mit zierlichen Sprünglein zu der Gartenpforte, wo er in dem Drang ſeines Herzens die junge Dame auf den glacirten Handſchuh küßte. Es mochte ihr übrigens dieſes Zeichen ſeiner Verehrung überaus komiſch vorkommen, denn ihr Lachen drang bis zu uns herüber und mit tiefem Baß begleitete ſie der Lord, indem er dem Kaninchen das Pfötchen ſchüttelte.

Das Gewölk, die Tante Simon, kam jetzt zurück und beklagte ſich, daß es ſchon etwas kühl werde. Der Jude ließ daher ſeinen ſchönen Wagen vorfahren und verließ mit den Seinigen den Garten. Der Seufzer hatte das Glück, Rebeckchen in den Wagen heben zu dürfen, und kam mit ganz verklärtem Geſicht zurück. Sie hatte ihm unter der Thüre noch die Hand gedrückt und geſtanden, daß ſie ſich dieſen Nachmittag ganz fürtrefflich amüſirt habe, und der Alte hatte ihn eingeladen, morgen und alle Tage den Abend in ſeinem Hauſe zuzubringen.

5.

Der Kurier aus Wien kommt an.

Ich könnte dir, geneigter Leſer meiner Memoiren, vieles Ergötzliche und Intereſſante erzählen, was ich in der freien Stadt Frankfurt erlebte; nicht von früheren

Zeiten her, wo ich oft hinter den Stühlen der Churfürsten stand und den Kaiser wählen half, wo ich so oft unter guten Freunden im Römer und beim Römer saß, wenn das neue Haupt des vielgliedrigen Leibes, deutsches Reich genannt, mit der Krone geschmückt worden war; nein von den heutigen Tagen könnte ich dir viel erzählen, von dem tiefen geheimnißvollen Wesen der Diplomatie, von dem herrlichen Junitag, in welchem es niemals Abend oder Nacht wird, ich meine den deutschen Bundestag, von dem herrlichen Treiben und Blühen des Mysticismus, und wie ich das Feuer anschürte zwischen seinen Anhängern und den Rationalisten, und wie es im Wirthshaus zum goldenen Brunnen einigemal zu bedeutenden Raufereien kam zwischen beiden Parteien, das heißt — nur mit schneidenden Zungen und stechenden Blicken; ich könnte dir erzählen, wie ich in einem Institut, woselbst man junge Fräulein für die Welt zustutzt, nützlichen Unterricht gab im Guitarrespielen und anderen Kleinigkeiten, so eine junge Dame kennen muß, wenn sie in die Welt tritt. Ich könnte dir erzählen von jener Straße, Million genannt, wo meine speciellsten Freunde wohnen, deren der Geringste über Millionen gebietet.

Doch ich schweige von diesem allem, weil ich mir vorgenommen, dir einen kleinen Abriß zu geben von der Art, wie ich den ehrlichen seufzenden Sohn Merkurs aus Dessau zu einem Teufelskind machte. Der erste Schritt vom ehrlichen Mann zum schlechten oder Betrüger ist an sich klein, und dennoch bedeutend, weil man leicht, so zu sagen, in Schuß kömmt und unaufhaltsam bergab, bergab geht, anfangs im Trott, nachher im Galopp.

Mein guter Seufzer hatte ſein bedeutendes Vermögen mit einem ehrlichen Gemüth geerbt. Er ging in ſeinen Geſchäften den geraden ehrlichen Weg, nicht weil er ihm angenehmer war, ſondern weil er es unbequem finden mochte, Winkelzüge und Umwege zu machen.

Es iſt dies die Ehrbarkeit, die Tugend, die nie auf der Probe war, und daher ein negativer Begriff, ein Nichts, auf jeden Fall keine Tugend iſt.

Nicht der Geldgewinn, er iſt ziemlich zufrieden mit ſeinem Loos, ſondern die Liebe zu der ſchönen Kalle des alten Simon macht ihn ſtraucheln, oder vielmehr, wie Gelegenheit Diebe macht, die ſüße Art, wie ich es ihm eingab; jetzt iſt, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, aus dem ehrlichen Mann ein Betrüger geworden; er wird, weil es ihm diesmal leicht wird, zu betrügen, das nächſte Mal Aehnliches verſuchen; das Gewiſſen, die Ehrlichkeit, die Ruhe, die Selbſtzufriedenheit iſt ja doch ſchon zum Teufel, warum ſoll er ſich alſo geniren? Der große Gewinn für mich liegt aber darin, daß die erſten Verſuche des ehrlichen Mannes, ein Betrüger zu werden, gewöhnlich gut ausfallen und zur Wiederholung locken; denn wer mit mir Geſchäfte macht, kann, ſo lange es thunlich iſt, darauf rechnen, ſie mit Glück zu machen, und unglückliche Spekulanten, von denen die Sage geht, daß ſie ſich erhängt oder erſäuft haben, hatten durch Reue und Selbſtanklage den Kopf verloren, hatten mir zu wenig vertraut, und nicht ich war es, der ſie verließ, ſie hatten ſich ſelbſt verlaſſen.

Doch wo gerathe ich hin? habe ich mich von dem dicken Pfarrer anſtecken laſſen, zu moraliſiren? Iſt es

denn mein Zweck, mit pſychologiſchen Abhandlungen meinen Leſer zu ermüden, oder ſogar abzuſchrecken? oder wie, ließ ich mich etwa von den Winken einiger gelehrten Leute verführen, die behaupteten, es liege zu wenig pſychologiſche Teufelei oder teufliſche Pſychologie in meinen Memorien, ich ſey für einen deutſchen Schriftſteller, als welchen ich mich im Leipziger Meßcatalogus einregiſtriren laſſen, nicht gründlich genug?

Der Teufel ſoll es holen! möchte ich mir ſelbſt zurufen, ſobald man vom Wege abgeht, geräth man immer mehr auf Abwege, ſo auch im Niederſchreiben von Memorien. Ich werde kurz ſeyn.

Ich hatte durch meine dienenden Kleinen erfahren, welche Gedanken der Reis-Effendi in einer Privatunterredung mit Herrn von Minciaky über das ruſſiſche Ultimatum geäußert; ja, um redlich zu ſeyn, ich hatte ſelbſt großen Antheil an jener Wendung der Dinge, weil mir dadurch das ſogenannte Gleichgewicht etwas auf die Spitze gerückt zu werden ſchien und mehr Leben in das ſchlummernde Europa kommen konnte, das von Revolutionen und anderen luſtigen Artikeln nur *träumt* und im *Schlafe ſpricht*. Ich hatte dieſe Nachricht früher vernommen, als ſie ſelbſt nur nach Petersburg kommen konnte, und in meiner Hand lag es, die Papiere ſteigen oder fallen zu machen. Der Vater der ſchönen Rebekka hatte in den letzten Tagen auf meinen Rath und ſeine eigene Einſicht hin ſeine Papiere ſo umgeſetzt, daß er beim geringſten Steigen der — — auf großen Gewinn zählen konnte. Große Spannung herrſchte in dem Hauſe des Herrn Simon in der neuen Judenſtraße. Der Alte

verſicherte, ſeine Gebeine erzittern, ſo oft er anſetze, einen wichtigen Brief zu ſchreiben; die Tante, das neidiſche Gewölk, mochte ahnen, was vorging, und ſchlich trübe und ächzend im Haus umher; die Kalle war die muthigſte von allen. Zwar war auch ſie in einiger Bewegung, denn ſie las nicht mehr, weder in Clauren noch in verſchiedenen Almanachs, ſogar das Modejournal wollte ſie nicht anſehen, ſie ſpielte auch nicht mehr auf der Harfe, aber doch trug ſie das Köpfchen noch ſo hoch wie zuvor, und ermuthigte durch manche Rede die zagenden Bundestruppen.

Der Seufzer war gänzlich vom Verſtand gekommen. Bald war er tiefſinnig und zweifelte an ſeinem Glück, beſonders in der Nähe der ſchönen Jüdin, wenn er ſich die Höhe ſeiner Seligkeit, den Beſitz der lieblichen Kalle dachte; dann war er wieder ausgelaſſen fröhlich und ſprach allerlei verwirrtes Zeug, wie er ein Millionär zu werden gedenke, wie und wo er ſich ein Haus bauen wolle, und was dergleichen überſchwengliche Gedanken mehr waren; der Kalle aber flüſterte er ins Ohr, daß er ſich wolle adeln laſſen und ſie zur gnädigen Frau Baroneſſe von Zwerner zu Zwernersheim machen, welcher Ort noch auf der Landcharte auszumitteln wäre.

Endlich, es war am dritten Frankfurter Pfingſtfeiertage, und die Mädchen und Frauen ſpazierten ſchon ſchaarenweiſe hinaus an den Main, um ſich überſetzen zu laſſen nach dem Wäldchen, und die Männer riefen ihnen nach, nur einſtweilen Alles zuzurüſten daſelbſt, weil ſie nur noch auf die Börſe gingen und bald nachkämen, indem heute nichts Bedeutendes vorkomme,

und auch die alte Baubo, die schnöde Hexe, zog hinaus, doch diesmal nicht auf dem Mutterschwein, sondern in einem eleganten Wagen; sie hatte ihre schönen Stieftöchter bei sich und nickte mir freundlich zu, als wollte sie sagen: „Dich kenne ich wohl, Satan, obgleich du jetzt in schwarzem Frack und seidenen Strümpfen einherzuwandeln beliebst und meiner Elise, dem allerliebsten Kind, praktische Guitarrestunden gibst, dich kenne ich wohl, komm' aber nur hinaus ins Wäldchen, da sprechen wir wohl wieder ein Wort zusammen." Da fuhr sie hin, die gute Alte, eine der ersten Palastdamen meiner Großmutter, und sehr angesehen in Frankfurt und auf dem Brocken in der Walpurgisnacht, da fuhr sie hin und viele tausend und wieder tausend fromme Frankfurter Seelen ihr nach, die alle das Gebot in seinem Herzen trugen: „du sollst den Feiertag heiligen, und an Pfingsten auch den dritten und vierten."

Jetzt war es Zeit zu operiren. Den Tag zuvor hatte man sich allgemein mit dem Gerücht getragen, daß die Pforte das Ultimatum nicht annehmen werde, und man erwartete von heute nichts besonderes. Da jagte um elf Uhr ein Kurier durch das Thor, ganz mit Schweiß und Staub bedeckt, er sprengte, greulich auf dem Posthorn blasend, durch die Straße, Million genannt, und in einem Umweg durch's neue Judenquartier; die Leute rissen die Fenster auf und fuhren mit den Köpfen heraus, um zu schauen nach dem schrecklichen Trompeten- und Straßenlärm; „Wo kümmt er här? Wo will er hün?" riefen sie. „In weißen Schwanen," schrie er, „ich habe den Weg verfehlt, wo geht's in

weißen Schwanen?“ „Der Herr is wohl ä Korrier?“ „Freilich, nur ſchnell!“ rief er und zog einen Brief mit großem Sigill aus der Taſche, „das kommt von Wien, und iſt an den Herrn Zwerner aus Deſſau im weißen Schwanen.“ „Da an der Ecke geht's rechts, dann die Straße links, dann kömmt er auf die Zeile, da reitet er bis an die Hauptwache und von dort iſt's nimmer weit.“ So riefen Sie, ſchauten ihm nach, wie er mit der Peitſche knallend davon jagte und beſprachen ſich dann über die Straße hinüber, was wohl die Depeſche aus Wien enthalten möchte. Der Kurier war aber niemand anders, als einer meiner dienſtbaren Geiſter, in die Uniform eines heſſiſchen Poſtillions gekleidet.

6.

Der Reis-Effendi und der Teufel in der Börſenhalle.

Im Briefe ſtand mit dürren Worten, daß der Reis-Effendi dem Herrn von Minciaky die vertrauliche, jedoch halb officielle Mittheilung gemacht habe, daß die Pforte das Ultimatum, ſo weit es Rußland betreffe, annehmen werde.

Der Seufzer bekam nun die nöthige Inſtruktion, was er zu thun hatte; er fuhr mit dem Brief ſogleich zu Papa Simon und mit dieſem zu Herrn von R....., dem Papſt der Börſe, dem ſichtbaren Oberhaupt der unſichtbaren papierenen Kirche. Dieſer prüfte die Depeſche genau; er ſelbſt hatte ſchon zu oft ähnliche Mittel angewendet, Pariſer Kuriere aus Mainz und Wiener aus Aſchaffenburg kommen laſſen, als daß er ſo leicht konnte hintergangen werden. Er ließ daher ein Licht bringen

und prüfte zuerſt Geruch und Flüſſigkeit des Siegellacks. „Gotts Wunder!“ ſprach er bedächtlich riechend, „Gotts Wunder! das iſt echtes Kaiſerliegellack, wie es nur in Wien ſelbſt zubereitet wird, und was Eingeweihte zu ſolchen Depeſchen zu verwenden pflegen.“ Dann betrachtete er genau das Couvert des Briefes und fand darauf die gedruckten Zeichen jeder Poſtſtation von Wien bis Frankfurt, und keines fehlte. Er verglich ſodann dieſe Zeichen mit der Liſte der Poſtzeichen, die er zur Hand hatte, und — ſie waren richtig.

Hatte er zuvor den Herrn Zwerner, Handelsmann aus Deſſau, als ein kleines Paarmal-hunderttauſend-Gulden-Männchen ſo obenhin behandelt, wie der Löwe das Hündchen, ſo wuchs jetzt ſeine Achtung mit unglaublicher Schnelle. Er hätte zwar am liebſten ſelbſt den Kurier bekommen ſammt der inhaltſchweren Depeſche, doch, da dies nicht mehr zu ändern war, machte er gute Miene zum böſen Spiel, dankte, daß man ihn ſogleich von der wichtigen Nachricht avertirt habe, und berechnete dabei, welche Summe dem Deſſauer dieſe Nachricht gekoſtet haben könnte, indem er annahm, dieſer Kaufmann müſſe die Preiſe, die er in Wien für ſolche Winke bezahlte, überboten haben. Es war Börſenzeit, er ſelbſt fuhr mit auf die Börſenhalle.

Börſenhalle! unter dieſem Namen ſtellt ſich wohl der Fremde, der dieſe Einrichtung noch nie geſehen, ein weitläufiges Gebäude vor, wie es der Stadt Frankfurt würdig wäre, mit weiten Sälen, Seitengängen, ſchönen Portalen und dergleichen. Wie wundert er ſich aber und lächelt, wenn er in dieſe Börſenhalle tritt!

Man ſtelle ſich einen ziemlich kleinen gepflaſterten Hof, von unanſehnlichen Gebäuden eingeſchloſſen, vor, wo man mit Bequemlichkeit Pferde ſtriegeln, Wagen reinigen, waſchen, Hühner und Gänſe füttern, und dergleichen ſolide häusliche Handthierungen verrichten könnte. Statt des ehrwürdigen Truthahns, ſtatt der geſchwätzigen Hühner und Gänſe, ſtatt des Stallknechts mit dem Beſen in der Fauſt, ſtatt der Küchendame, die hier ihren Salat wäſcht — ſieht man hier zwiſchen zwölf und ein Uhr Mittags ein buntes Gedränge; Männer mit dunkelgefärbten markirten Geſichtern, mit ſchwarzen Bärten und lauernden Augen, mit kühn gebogenen Naſen und breiten Mäulern, mit ſchmutzigen Hemden und unſauberer Kleidung ſchleichen mit gebogenen ſchlotternden Knien und ſpitzigen Ellbogen, den Hut tief in den Nacken zurückgedrückt, umher und fragen einander: „nu, wie ſtehen ſie heute?“ Du wandelſt ſtaunend durch dieſes Gewühl und fühlſt einen kleinen unbehaglichen Schauer, wenn dich eine der unſaubern Geſtalten im Vorübergehen anſtreift. Du begreifſt zwar, daß du dich unter den Kindern Iſraels befindeſt, aber zu welchem Zweck treiben ſie ſich hier unter freiem Himmel in einem Hühnerhof umher? Endlich wirſt du eine Tafel, etwa wie ein Wirthshausſchild anzuſehen, gewahr, drauf ſteht mit goldenen Buchſtaben deutlich zu leſen: — Börſenhalle. Alſo in der Börſenhalle der freien Stadt Frankfurt befindeſt du dich; du hörſt heute ein ſonderbares Gemunkel und Geflüſter; die Leute gehen ſtaunend umher, mehr mit Blicken als mit Worten fragend: „Ae Korrier es Wien?“ — Gotts Wunder! —

„Wer hat'n gekriegt?“ — Ae Frember, der Zwerner von Deſſau. — „Wie? kaner von unſere Lait? Nicht der Rothſchild, der grauße Baron? nicht der Bethmann? Auch nicht der Metzler? Waas?“

„Was hat 'r gebracht, der Korrier? Abraham, wie ſtehen ſe?“

„Wie werden ſe ſtehen! Wer kanns wiſſen, ſo lange der Zwerner aus Deſſau nicht iſt auf der Börſenhalle?“

„Levi! hat er's Oltemat'm angenommen, der Reis-Effendi? hat er oder hat er nicht? Wie werden ſe ſtehen?“

„Ich habs genug, 's is a Vertel auf Eins, und noch will keiner verkaufen aus Schrekka vor die Korrier. Wär' nur der Zwerner aus Deſſau da! Auch der Rothſchild bleibt ſo lang' aus und der Simon von die neue Straße. Wirſt ſehen, 's wird geben ä grauße Operation! Der Herr wird verſtockt haben des Herz des Effendi, aß er hat nicht angenomme das Oltematum von dem Moskewiter?“

„Bethmänniſche Obligationen will man nicht kaufen, ſind gefallen um Vertelpurzent!“

„Wie ſtehts mit die Metalliques? Wie verkauft ſie der Metzler? Wie ſtehen ſe, Abraham? thu mer de Gefallen und ſag', die Metalliques, wie ſtehen ſe?“

„Aß ich der ſag', ich weiß nicht, wo mer ſteht der Kopf, weiß heute keiner, wer iß Koch oder Keller! aß ich nicht kann riechen, wie ſe ſtehen die Metalliques!“

Plötzlich entſteht ein Geräuſch, ein Gedränge nach der Thüre zu. Ein Wagen iſt vorgefahren, die Leute

ſtehen auf die Zehen, machen lange Hälſe, um die Mienen der Kommenden zu ſehen. Drei Männer arbeiten ſich durch die Menge und ſtellen ſich ernſt und gravitätiſch an ihren Platz zur Seite, wie es wohllöblicher Weiſe auf andern Börſen der Brauch iſt, wo nur die Mäkler umherlaufen und ſich drängen. Es war der große Baron, der an der Seite ſtand, zu ſeiner Rechten das Geſtirn des Tages, der Kaufmann Zwerner aus Deſſau, jetzt nicht mehr Seufzer zu nennen, denn ſein Herz ſchien zu jubeliren und allerlei verliebte Streiche ausführen zu wollen, während er doch die Sinne bedächtlich und geſetzt beiſammen behalten mußte, um ſich nicht zu verrechnen. Zur Linken ſtand der Jude Simon, angethan mit ſeinem Sabbather Rock und einer ſchneeweißen Halsbinde, mit feierlicher hochzeitlicher Miene, ſo daß ſein Volk gleich ſah, es müſſe was ganz Außerordentliches ſich zugetragen haben.

Jetzt nahten die Käufer und Verkäufer und fragten nach den Preiſen. Sie wurden bleich, ſie ſanken in die Knie und ſchlichen zitternd umher; ſie lamentirten ſchrecklich mit den Armen, ſie ſteckten die Finger in den Mund, ſie fluchten Ebräiſch und Syriſch auf den Chriſten, der ſich einen Kurier kommen laſſen, auf den Vater, der den Kurier gezeugt, auf das Pferd, welches das Pferd des Kuriers zur Welt gebracht, auf ſeinen Kopf, auf ſeine vier Füße, kurz auf Alles, ſelbſt auf Sonne, Mond und Sterne, und auf Frankfurt und die Börſenhalle. Jetzt merkte man, warum der ſchlaue Simon ſeine Papiere in den letzten Tagen umgeſetzt habe; jetzt konnte man ſich den Tiefſinn des Kaufmanns aus Deſſau

erklären! — „Das Ultimatum iſt angenommen!“ ſcholl es durch den Hof, „der Reis-Effendi hat zugeſagt!“ hallte es durch die Ecken; und obgleich die drei wichtigen Männer nur entfernt auf ihren Brief anſpielten, nur einige nähere Umſtände angaben, nichts Beſtimmtes ausſprachen, ſo ſtiegen doch die öſterreichiſchen, die Rothſchildſchen und wenige andere Papiere, von welchen durch Zwerners und des alten Simons Sorge gerade nicht ſehr viele auf dem Platz waren, in Zeit von einer halben Stunde um vier und einen halben Procent. Mehrere Häuſer, die ſich nicht vorgeſehen hatten, fingen an zu wanken, eines lag ſchon halb und halb, und hatte es nur ſeiner nahen Seitenverwandtſchaft mit dem regierenden (Börſen-) Hauſe zu verdanken, daß ihm noch einige Stützen untergeſchoben wurden.

Als man um ein Uhr auseinander ging, lautete der Kurszettel der Frankfurter Börſenhalle:

Metalliques $87^3/_8$.
Bethmänniſche $75^1/_2$.
Rothſchildſche Looſe 132.
Preußiſche Staatsſchuldſcheine 84.

In den übrigen war nichts geändert worden.

7.

Die Verlobung.

Dieſes kleine Börſengemetzel entſchied über das Schickſal des Seufzers aus Deſſau. In den zwei nächſten Tagen wirkte er durch die große Menge Metalliques, die er in Händen hatte, mächtig auf den Gang der

Geschäfte, und als einige Tage nachher Herr von Rothschild Privatmittheilungen aus Wien erhielt, wodurch seine Nachrichten vollkommen bestätigt wurden, da drängte sich Alles um den hoffnungsvollen spekulativen Jüngling, um den genialen Kopf, der auf unglaubliche Weise die Umstände habe berechnen können.

Seine Zurückgezogenheit zuvor galt nun für tiefes Studium der Politik, seine Schüchternheit, sein geckenhaftes Stöhnen und Seufzen für Tiefsinn, und jedes Haus hätte ihm freudig eine Tochter gegeben, um mit diesem sublimen Kopf sich näher zu verbinden. Da aber die Polygamie in Frankfurt der Zeit noch nicht förmlich sanctionirt ist und das Herz des Dessauers an Rebekka hing, so schlug er mit großer Tapferkeit alle Stürme ab, die aus den Verschanzungen in der Zeile, aus den Tranchéen der Million, selbst aus den Salons der neuen Mainzerstraße mit glühenden Liebesblicken und Stückseufzern auf ihn gemacht wurden.

Der alte Herr Simon, konnte sich auch der Dessauer in Hinsicht auf Geld und Glücksgüter ihm nicht gleichstellen, rechnete es sich dennoch zur besondern Ehre, einen so erleuchteten Schwiegersohn zu bekommen. Ja, er sah es als eine glückliche Spekulation an, ihn durch Rebekka gefangen zu haben. Er sah ihn als eine prophetische Spekulationsmaschine an, die ihn in kurzer Zeit zum reichsten Mann Europa's machen mußte; denn, wenn er immer mit seinem Schwiegersohn zugleich kaufte oder verkaufte, glaubte er nie fehlen zu können.

Fräulein Rebekka ging ohne vieles Sträuben in die Bedingungen ein, die ihr der Zärtliche auferlegte;

da er eine gewiſſe Abneigung verſpürte, ein Jude zu werden, ſo hielt er es für nothwendig, daß ſie ſich taufen laſſe. Sie nahm ſchon folgenden Tages insgeheim Unterricht bei dem Herrn Paſtor Stein und gab dafür auf einige Zeit ihre Klavierſtunden auf, wobei, wie ſie behauptete, noch etwas Erkleckliches profitirt würde, da ſie dem Klaviermeiſter einen Thaler für die Stunde hatte bezahlen müſſen. Sie ſelbſt legte dafür dem Deſſauer die Bedingung auf, daß er ſich für einige hundert Gulden in den Adelsſtand erheben laſſen und in dem jöttlichen Frankfort leben müſſe.

Er ging es freudig ein und überließ mir dieſes diplomatiſche Geſchäft. Um nun auch von mir zu reden, ſo traf pünktlich ein, was ich vorausgeſehen hatte. Der Seufzer beſchwichtigte für's Erſte ſein Gewiſſen, das ihm allerlei vorwerfen mochte, z. B. daß das ganze Geſchäft unehrlich und nicht ohne Hülfe des Teufels habe zu Stande kommen können. Sobald er mit dieſer Beſchwichtigung fertig war, war auch ſeine Dankbarkeit verſchwunden. Weil ihn Alles als den ſublimſten Kopf, den ſcharfſinnigſten Denker pries, glaubte er ohne Zaudern ſelbſt daran, wurde aufgeblaſen, ſah mich über die Achſel an und erinnerte ſich meiner ſehr gütig als eines Menſchen, mit welchem er im weißen Schwanen einigemal zu Mittag geſpeist habe.

Was mich übrigens am meiſten freute, war, daß er die Strafe ſeines Undankes in ſich und ſeinen Verhältniſſen trug. Es war vorauszuſehen, daß ſeine prophetiſche Kraft, ſein ſpekulativer Geiſt ſich nicht lange halten konnten. Mißglückten nur erſt einige Spekulationen,

die er, auf ſein blindes Glück und ſeinen noch blinderen Verſtand trauend, unternahm, verlor er erſt einmal Fünfzig- oder Hunderttauſend und zog ſeinen Schwiegerpapa in gleiche Verluſte, ſo fing die Hölle für ihn ſchon auf Erden an.

Rebeckchen, das liebe Kind, ſah auch nicht aus, als wolle ſie mit dem neuen Glauben auch einen neuen Menſchen anziehen. War ſie erſt gnädige Frau von Zwerner, ſo war zu erwarten, daß die Liebesintriguen ſich häufen werden; junge wohlriechende Diplomaten, alte Sünder, wie Graf Rebs, fremde Majors mit glänzenden Uniformen waren dann willkommen in ihrer Loge und zu Hauſe, und der Deſſauer hatte das Vergnügen, zuzuſchauen. Und wie wird dieſer ſanfte Engel Rebekka ſich geſtalten zur Furie, wenn die ſpekulative Kraft ihres Eheherrn nachläßt und damit zugleich ſein Vermögen, wenn man das glänzende Hotel in der Zeile, die Loge im erſten Rang, die Equipage und die hungernden Liebhaber ſammt der köſtlichen Tafel aufgeben, wenn man nach Deſſau ziehen muß in den alten Laden des Hauſes Zwerner und Comp., wenn die gnädige Frau herabſinkt aus ihrem geadelten Himmel und zur ehrlichen Kaufmannsfrau wird, wenn man den Gemahl ſtatt mit Papieren, wie es nobel iſt und groß, mit Ellenwaaren und Bändern, ganz klein und unnobel handeln ſieht! Welche Perſpektive!

Doch am vierten Pfingſtfeiertag 1826 dachte man noch nicht an dergleichen im Hauſe des Herrn Simon in der neuen Judenſtraße. Da war ein Hin- und Herrennen, ein Laufen, ein Kochen und Backen; es wurde

ungemein viel Gänſeſchmalz verbraucht, um koſcheres Backwerk zu verfertigen; ein Hammel wurde geſchächtet, um köſtliche Ragouts zu bereiten.

Der geneigte Leſer erräth wohl, was vorging in dem geſegneten Hauſe? Nämlich nichts geringeres, als die Verlobung des vortrefflichen Paares. Die halbe Stadt war geladen und kam. Hatte denn der alte Simon nicht treffliche alte Weine? Speiste man bei ihm, das Gänſefett abgerechnet, nicht trefflich? Hatte er nicht die ſchönſten jüdiſchen und chriſtlichen Fräulein zuſammengebeten, um die Geſellſchaft zu unterhalten durch geiſtreiche Spiele und herrlichen Geſang?

Auch Graf Rebs, das treffliche Kaninchen, war geladen, und nur das brachte ihn einigermaßen in Verlegenheit, daß nicht weniger als zwanzig Frauen und Fräulein zugegen waren, mit denen er ſchon in zärtlichen Verhältniſſen geſtanden hatte. Er half ſich durch ausdrucksvolle Liebesblicke, die er allenthalben umherwarf, wie auch durch die eigene Behendigkeit ſeiner Beinchen, auf welchen er überall umherhüpfte und jeder Dame zuflüſterte, ſie allein ſey es eigentlich, die ſein zartes Herz gefeſſelt. Die übergroße Anſtrengung, zwanzig auf einmal zu lieben, da er es ſonſt nur auf fünf gebracht hatte, richtete ihn aber dergeſtalt zu Grunde, daß er endlich elendiglich zuſammenſank und in ſeinem Wagen nach Hauſe gebracht werden mußte.

Die Geſellſchaft unterhielt ſich ganz angenehm und bewies ſich nach Herrn Simons Begriffen ſehr geſittet und anſtändig, denn als er am Abend, nachdem alle ſich entfernt hatten, mit ſeiner Tochter Rebekka das Silber

ordnete und zählte, riefen ſie einmüthig und vergnügt: „Gotts Wunder! Gotts Wunder! was war das für noble Geſellſchaft, für geſittete Leute! Es fehlt auch nicht ein Kaffeelöffelchen, kein Deſſertmeſſerchen oder Zuckerklämmerchen iſt uns abhanden gekommen! Gotts Wunder!“

Der Festtag im Fegefeuer.

Fortsetzung.

Am Horizont in diesem Jahr
Ist es geblieben, wie es war.
M. Claudius.

1.

Der junge Garnmacher fährt fort, seine Geschichte zu erzählen.

Das Manuscript, aus welchem wir diese infernalischen Memoiren dechiffriren und ausziehen, fährt bei jener Stelle, die wir im ersten Theile nothgedrungen abbrachen, fort, die Geschichte des jungen deutschen Schneider-Barons zu geben. Er ist aus seiner Vaterstadt Dresden entflohen, er will in die weite Welt, für's Erste aber nach Berlin gehen, und erzählt, was ihm unterwegs begegnete.

Meine Herren, fuhr der edle junge Mann fort, als ich mich umsah, stand ein Mann hinter mir, gekleidet wie ein ehrlicher rechtlicher Bürger; er fragte mich, wohin meine Reise gehe, und behauptete, sein Weg sey beinahe ganz der meinige, ich solle mit ihm reisen. Ich

ordnete und zählte, riefen ſie einmüthig und vergnügt: „Gotts Wunder! Gotts Wunder! was war das für noble Geſellſchaft, für geſittete Leute! Es fehlt auch nicht ein Kaffeelöffelchen, kein Deſſertmeſſerchen oder Zuckerklämmerchen iſt uns abhanden gekommen! Gotts Wunder!“

Der Festtag im Fegefeuer.

Fortsetzung.

Am Horizont in diesem Jahr
Ist es geblieben, wie es war.
M. Claudius.

1.

Der junge Garnmacher fährt fort, seine Geschichte zu erzählen.

Das Manuscript, aus welchem wir diese infernalischen Memoiren dechiffriren und ausziehen, fährt bei jener Stelle, die wir im ersten Theile nothgedrungen abbrachen, fort, die Geschichte des jungen deutschen Schneider-Barons zu geben. Er ist aus seiner Vaterstadt Dresden entflohen, er will in die weite Welt, für's Erste aber nach Berlin gehen, und erzählt, was ihm unterwegs begegnete.

Meine Herren, fuhr der edle junge Mann fort, als ich mich umsah, stand ein Mann hinter mir, gekleidet wie ein ehrlicher rechtlicher Bürger; er fragte mich, wohin meine Reise gehe, und behauptete, sein Weg sey beinahe ganz der meinige, ich solle mit ihm reisen. Ich

verſtand ſo viel von der Welt, daß ich einſah, es ſey weniger auffallend, wenn man einen halberwachſenen Jungen mit einem älteren Mann gehen ſieht, als allein. Der Mann entlockte mir bald die Urſache meiner Reiſe, meine Schickſale, meine Hoffnungen. Er ſchien ſich ſehr zu verwundern, als ich ihm von meinem Onkel, dem Herrn von Garnmacher in der Dorotheenſtraße in Berlin erzählte. „Euer Onkel iſt ja ſchon ſeit zwei Monaten todt!“ erwiederte er, „o du armer Junge, ſeit zwei Monaten todt; es war ein braver Mann und ich wohnte nicht weit von ihm und kannte ihn gut. Jetzt nagen ihn die Würmer!“

Sie können ſich leicht meinen Schrecken über dieſe Trauerpoſt denken; ich weinte lange und hielt mich für unglücklicher als alle Helden; nach und nach aber wußte mich mein Begleiter zu tröſten: „Erinnerſt du dich gar nicht, mich geſehen zu haben?“ fragte er; ich ſah ihn an, beſann mich, verneinte. „Ei, man hat mich doch in Dresden ſo viel geſehen,“ fuhr er fort; „alle Alten und beſonders die Jugend ſtrömte zu mir und meinem jungen Griechen.“

Jetzt fiel mir mit einem Mal bei, daß ich ihn ſchon geſehen hatte. Vor wenigen Wochen war nach Dresden ein Mann mit einem jungen unglücklichen Griechen gekommen; er wohnte in einem Gaſthof und ließ den jungen Athener für Geld ſehen; das Geld war zur Erhaltung des Griechen und der Ueberſchuß für einen Griechenverein beſtimmt. Alles ſtrömte hin, auch mir gab der Vater ein paar Groſchen, um den unglücklichen Knaben ſehen zu können. Ich bezeigte dem Manne

meine Verwunderung, daß er nicht mehr mit dem Griechen reise.

„Er ist mir entlaufen, der Schlingel, und hat mir die Hälfte meiner Kasse und meinen besten Rock gestohlen, er wußte wohl, daß ich ihm nicht nachsetzen konnte; aber wie wäre es, Söhnchen, wenn du mein Grieche würdest?“ Ich staunte, ich hielt es nicht für möglich; aber er gestand mir, daß der andere ein ehrlicher Münchner gewesen sey, den er abgerichtet und kostümirt habe, weil nun einmal die Leute die griechische Sucht hätten.

„Wie?“ unterbrach ihn der Engländer, „selbst in Deutschland nahm man Antheil an den Schicksalen dieses Volkes? und doch ist es eigentlich ein deutscher Minister, der es mit der Pforte hält und die Griechen untergehen läßt.“

„Wie es nun so geht in meinem lieben Vaterland,“ antwortete Baron von Garnmacher, des Schneiders Sohn, „was einmal in einem anderen Lande Mode geworden, muß auch zu uns kommen. Das weiß man gar nicht anders. Wie nun vor kurzem die Parganioten ausgetrieben wurden und bald nachher die griechische Nation ihr Joch abschüttelte, da fanden wir dies erstaunlich hübsch, schrieben auf der Stelle viele dicke Bücher darüber und stifteten Hülfsvereine mit sparsamen Kassen. Sogar Philhellenen gab es bei uns, und man sah diese Leute mit großen Bärten, einen Säbel an der Seite, Pistolen im Gürtel, rauchend durch Deutschland ziehen. Wenn man sie fragte, wohin? so antworteten sie: In den heiligen Krieg, nach Hellas gegen die Osmanen! Bat sich nun etwa eine Frau oder ein Mann, der in

der alten Geographie nicht ſehr erfahren, eine nähere Erklärung aus, ſo erfuhr man, daß es nach Griechenland gegen die Türken gehe. Da kreuzigten ſich die Leute, wünſchten dem Philhellenen einen guten Morgen und flüſterten, wenn er mit dröhnenden Schritten einen Fußpfad nach Hellas einſchlug: Der muß wenig taugen, daß er im Reich keine Anſtellung bekommt und bis nach Griechenland laufen muß."

„Iſts möglich!" rief der Marquis, „ſo theilnahmlos ſprachen die Deutſchen von dieſen Männern?"

„Gewiß; es ging mancher hin mit dem ſchönen Gefühl, einer unterdrückten Sache beizuſtehen; mancher, um ſich Kriegsruhm zu erkämpfen, der nun einmal auf den Billards in den Garniſonen nicht zu erlangen iſt; aber Alle barbierte man über einen Löffel, wie mein Vater zu ſagen pflegte, und ſchalt ſie Landläufer."

„Mylord," ſagte der Franzoſe, „es ſind doch dumme Leute, dieſe Deutſchen!"

„O ja," entgegnete jener mit großer Ruhe, indem er ſein Rumglas gegen das Licht hielt, „zuweilen; aber dennoch ſind die Franzoſen unerträglicher, weil ſie allen Witz allein haben wollen."

Der Marquis lachte und ſchwieg. Der Baron aber fuhr fort: Auf dieſe Sitte der Deutſchen hatte jener Mann ſeinen Plan gebaut, und noch oft muß ich mich wundern, wie richtig ſein Calcul war. Die Deutſchen, dachte er, kommen nicht dazu, etwas für einen weit ausſehenden Plan, für ein fernes Land und dergleichen zu thun; entweder ſagen ſie: „es war ja vorher auch ſo, laſſet der Sache ihren Lauf, wer wird da etwas Neues

machen wollen?“ Oder ſie ſagen: „Gut, wir wollen erſt einmal ſehen, wie die Sache geht, vielleicht läßt ſich hernach etwas thun.“ Fällt aber etwas in ihrer Nähe vor, können ſie ſelbſt etwas Seltenes mit eigenen Augen ſehen, ſo laſſen Sie es ſich etwas koſten.

Man war dem Griechen früher oft in mancher kleinen Stadt ſehr dankbar, daß er doch wieder eine Materie zum Sprechen herbeigeführt habe, eine Seltenheit, welche die Weiber beim Kaffee, die Männer beim Bier traktiren konnten.

Was für Ausſichten blieben mir übrig? mein Onkel war todt, ich hatte nichts gelernt; ſo ſchlug ich ein, Grieche zu werden. Jetzt fing ein Unterricht an, bei welchem wir bald ſo vertraut mit einander wurden, daß mir mein Führer ſogar Schläge beibrachte. Er lehrte mich alle Gegenſtände auf neugriechiſch nennen, bläute mir einige Floskeln in dieſer Sprache ein, und nachdem ich hinlänglich inſtruirt war, ſchwärzte er mir Haar und Augenbraunen mit einer Salbe, färbte mein Geſicht gelblich, und — ich war ein Grieche. Mein Koſtüm, beſonders das für vornehme Präſentationen, war ſehr glänzend, manches ſogar von Seide. So zogen wir im Land umher und gewannen viel Geld.

„Aber mein Gott!“ unterbrach ihn der Franzoſe, „ſagen Sie doch, in Deutſchland ſoll es ſo viele gelehrte Männer geben, die ſogar griechiſch ſchreiben. Dieſe müſſen doch auch ſprechen können; wie haben Sie ſich vor dieſen durchbringen können?“

Nichts leichter als dies, und gerade bei dieſen hatte ich meinen größten Spaß; dieſe Leute ſchreiben und leſen

das Griechiſche ſo gut, daß ſie vor zweitauſend Jahren mit Thucydides hätten korreſpondiren können, aber mit dem Sprechen will es nicht recht gehen; ſie mußten zu Haus immer die Phraſen im Lexikon aufſchlagen, wenn ſie ſprechen wollten; da hatte ich nun, um aus aller Verlegenheit zu kommen, eine herrliche Floskel bereitet: — — — — Mein Herr! das iſt nicht griechiſch. Mein Führer unterließ nicht, ſogleich, was ich geſagt, dem Publikum ins Deutſche zu überſetzen, und jene Kathedermänner kamen gewöhnlich über das Lächeln der Menſchen dergeſtalt außer Faſſung, daß ſie es nie wieder wagten, griechiſch zu ſprechen.

So zogen wir längere Zeit umher, bis endlich in Karlsbad die ganze Komödie auf einmal aufhörte. Wir kamen dorthin zur Zeit der Saiſon und hatten viele Beſuche. Unter andern fiel mir beſonders ein Herr mit einem Band im Knopfloch auf, der mir große Aehnlichkeit mit meinem Vater zu haben ſchien. Er beſuchte uns einigemal, und endlich, denken Sie ſich mein Erſtaunen, höre ich, wie man ihn Herr von Garnmacher titulirt. Ich ſtürzte zu ihm hin, fragte ihn mit zärtlichen Worten, ob er mein verehrter Herr Onkel ſey, und entdeckte ihm auf der Stelle, wie ich eigentlich nicht auf klaſſiſchem Boden in Athen, ſondern als königl. ſächſiſches Landeskind in Dresden geboren ſey. Es war eine rührende Erkennungsſcene. Das Staunen des Publikums, als der Grieche auf einmal gutes Deutſch ſprach, die Verlegenheit meines Oheims, der mit vornehmer Geſellſchaft zugegen war und nicht gerne an meinen Vater, den marchand tailleur, erinnert ſeyn wollte, die Wuth

meines Führers, alles dies kam mir trotz meiner tiefen Rührung höchst komisch vor.

Der Führer wurde verhaftet, mein Onkel nahm sich meiner an, ließ mir Kleider machen und führte mich nach Berlin. Und dort begann für mich eine neue Katastrophe.

2.

Der Baron wird ein Recensent.

Mein Onkel war ein nicht sehr berühmter Schriftsteller, aber ein berüchtigter, anonymer Kritiker. Er arbeitete an zehn Journalen, und ich wurde anfänglich dazu verwendet, seine Hahnenfüße ins Reine zu schreiben. Schon hier lernte ich nach und nach in meines Onkels Geist denken, faßte die gewöhnlichen Wendungen und Ausdrücke auf und bildete mich so zum Recensenten. Bald kam ich weiter; der herrliche Mann brachte mir die verschiedenen Klassen und Formen der Kritik bei, über welche ich übrigens hinweggehen kann, da sie einen Fremden nicht interessiren.

„Nein, nein!" rief der Lord, „ich habe schon öfters von dieser kritischen Wuth Ihrer Landsleute gehört. Zwar haben auch wir, z. B. in Edinburgh und London einige Anstalten dieser Art, aber sie werden, höre ich, in einem ganz anderen Geiste besorgt als die Ihrigen."

Allerdings sind diese Blätter in meinem Vaterlande eine sonderbare, aber eigenthümliche Erscheinung. Wie in unserer ganzen Literatur immer noch etwas Engbrüstiges, Eingezwängtes zu verspüren ist, wie nicht das, was leicht und gefällig, sondern was mit einem recht schwerfällig gelehrten Anstrich geschrieben ist, für einzig

gut und schön gilt, so haben wir auch eigene Ansichten über Beurtheilung der Literatur. Es traut sich nämlich nicht leicht ein Mann oder eine Dame in der Gesellschaft ein Urtheil über ein neues Buch zu, das sich nicht an ein öffentlich ausgesprochenes anlehnen könnte; man glaubt darin zu viel zu wagen. Daher gibt es viele öffentliche Stimmen, die um Geld und gute Worte ein kritisches Solo vortragen, in welches dann das Tutti oder der Chorus des Publikums einfällt.

„Aber wie mögen Sie über diese Institute spotten, mein Herr Baron?" unterbrach ihn der Lord, „ich finde das recht hübsch. Man braucht selbst kein Buch als diese öffentlichen Blätter zu lesen, und kann dann dennoch in der Gesellschaft mitstimmen."

Sie hätten Recht, wenn der Geist dieser Institute anders wäre. So aber ergreift der, welcher sich nach diesen Blättern richtet, unbewußt irgend eine Partei, und kann, ohne daß er sich dessen versieht, in der Gesellschaft für einen Goethianer, Müllnerianer, Vossiden oder Creuzerianer, Schellingianer oder Hegelianer, kurz für einen Yaner gelten. Denn das eine Blatt gehört dieser Partei an, und haut und sticht mehr oder minder auf jede andere, ein anderes gehört diesem oder jenem großen Buchhändler. Da müssen nun für's Erste alle seine Verlagsartikel gehörig gelobt, dann die seiner Feinde grimmig angefallen werden, oft muß man auch ganz diplomatisch zu Werk gehen, es mit keinem ganz verderben, auf beiden Achseln (Dichter-) Wasser tragen, und, indem man einem freundlich ein Compliment macht, hinterrücks heimlich ihm ein Bein unterschlagen.

„Aber ſchämen ſich denn Ihre Gelehrten nicht, auf dieſe Art die Kritik und Literatur zu handhaben?“ fragte der Marquis, „ich muß geſtehen, in Frankreich würde man ein ſolches Weſen verachten.“

Ihre politiſchen Blätter, mein Herr, machen es nicht beſſer. Uebrigens ſind es nicht gerade die Gelehrten, die dieſes Handwerk treiben. Die eigentlichen Gelehrten werden nur zu Kernſchüſſen und langſamen gründlichen Operationen verwandt, und mit vier Groſchen bezahlt. Leichter, behender ſind die Halbgelehrten, die eigentlichen Voltigeurs der Literatur. Sie plänkeln mit dem Feind, ohne ihn gründlich und mit Nachdruck anzugreifen; ſie richten Schaden in ſeiner Linie an, ſie umſchwärmen ihn, ſie ſuchen ihn aus ſeiner Poſition zu locken. Auch dürfen ſie ſich gerade nicht ſchämen, denn ſie recenſiren anonym, und nur einer unterſchreibt ſeine kritiſchen Bluturtheile mit ſo kaltem Blute, als wollte er ſeinen Bruder freundlich zu Gevatter bitten.

„Das muß ja ein eigentlicher Matador ſeyn!“ rief der Lord lächelnd.

Ein Matador in jedem Sinne des Worts. Auf ſpaniſch — ein Todtſchläger, denn er hat ſchon manchen niedergedonnert; und wahrhaftig, er iſt der höchſte Trumpf, dieſer Matador, und zählt für zehn, wenn er **Pacat ultimo** macht. Und bei den literariſchen Stiergefechten iſt er Matador! denn er, der Hauptkämpfer iſt es, der dem armen gehetzten und gejagten Stier den Todesſtoß gibt.

„Geſtehen Sie, Sie übertreiben; — Sie haben gewiß einmal den unglücklichen Gedanken gehabt, etwas

zu ſchreiben, das recht tüchtig vorgenommen wurde, und jetzt zürnen Sie der Kritik?“

Der junge Deutſche erröthete: Es iſt wahr, ich habe etwas geſchrieben, doch war es nur eine Novelle, und leider nicht ſo bedeutend, daß es wäre recenſirt worden; aber nein, ich ſelbſt habe einige Zeit unter meines Onkels Protektion den kritiſchen kleinen Krieg mitgemacht, und kenne dieſe Affairen genau. Nun, mein Onkel brachte mir alſo die verſchiedenen Formen und Klaſſen bei. Die erſte war die ſanftlobende Recenſion. Sie gab nur einige Auszüge aus dem Werk, lobte es als brav und gelungen, und ermahnte auf der betretenen Bahn fortzuſchreiten. In dieſe Klaſſe fielen junge Schriftſteller, die dem Intereſſe des Blattes entfernter ſtanden, die man aber für ſich gewinnen wollte. Hauptſächlich aber war dieſe Klaſſe für junge ſchriftſtelleriſche Damen.

„Wie?“ erwiederte der Lord, „haben Sie derer ſo viele, daß man eine eigene Klaſſe für ſie macht?“

Man zählte, als ich noch auf der Oberwelt war, ſechsundvierzig jüngere und ältere! Sie ſehen, daß man für ſie ſchon eine eigene Klaſſe machen kann, und zwar eine gelinde, weil dieſe Damen mehr Anbeter und Freunde haben, als ein junger Schriftſteller. Die zweite Klaſſe iſt die lobpoſaunende. Hier werden entweder die Verlagsartikel des Buchhändlers, der das Blatt bezahlt, oder die Parteimänner gelobt. Man preist ihre Namen, man iſt gerührt, man iſt glücklich, daß die Nation einen ſolchen Mann aufweiſen kann. Die dritte Klaſſe iſt dann die neutrale. Hier werden

die Feinde, mit denen man nicht in Streit gerathen mag, etwas kühl und diplomatisch behandelt. Man spricht mehr über das Genus ihrer Schrift und über ihre Tendenz, als über sie selbst, und gibt sich Mühe, in recht vielen Worten nichts zu sagen, ungefähr wie in den Salons, wenn man über politische Verhältnisse spricht, und sich doch mit keinem Wort verrathen will.

Die vierte Klasse ist die lobhudelnde. Man sucht entweder einen, indem man ihn scheinbar und mit einem Anstrich von Gerechtigkeit ein wenig tadelt, zu loben, oder umgekehrt, man lobt ihn mit vielem Anstand und bringt ihm einige Stiche bei, die ihn entweder tief verwunden oder doch lächerlich machen. Die fünfte Klasse ist die grobe, ernste; man nimmt eine vornehme Miene an, setzt sich hoch zu Roß und schaut hernieder auf die kleinen Bemühungen und geringen Fortschritte des Gegners. Man warnt sogar vor ihm und sucht etwas Versteckes in seinen Schriften zu finden, was zu gefährlich ist, als daß man öffentlich davon sprechen möchte. Diese Klasse macht stillen, aber tiefen Eindruck aufs Publikum. Es ist etwas Mystisches in dieser Art der Kritik, was die Menschen mit Scheu und Beben erfüllt. Die sechste Klasse ist die Todtschlägerklasse. Sie ist eine Art von Schlachtbank, denn hier werden die Opfer des Zornes, der Rache niedergemetzelt ohne Gnade und Barmherzigkeit, sie ist eine Säge- und Stampfmühle, denn der Müller schüttelt die Unglücklichen, die ihm überantwortet werden, hinein und zerfetzt, zersägt, zermalmt sie.

„Aber wer trägt denn die Schuld von dieſem unſinnigen Vertilgungsſyſtem?“ fragte Laſſulot.

Nun, das Publikum ſelbſt! Wie man früher an Turnieren und Thierhetzen Freude hatte, ſo amüſirt man ſich jetzt am kritiſchen Kriege; es freut die Leute, wenn man die Schriftſteller mit eingelegten Lanzen auf einander anrennen ſieht, und — wenn die Rippen krachen, wenn einer ſinkt, klaſcht man dem Sieger Beifall zu. Ländlich, ſittlich. „Ein Stier, ein Stier! ruft's dort und hier.“ In Spanien treibt man das in der Wirklichkeit, in Deutſchland metaphoriſch, und wenn ein paar tüchtige Fleiſcherhunde einen alten Stier anfallen und ſich zu Helden an ihm beißen, wenn der Matador von der Gallerie hinab in den Circus ſpringt,

und zieht den Degen
und fällt verwegen
zur Seite den wüthenden Ochſen an —

da freut ſich das liebe Publikum, und von „Bravo!“ ſchallt die Gegend wieder!

„Das iſt köſtlich!“ rief der Engländer, doch war man ungewiß, ob ſein Beifall der deutſchen Kritik oder dem Rum gelte, den er zu ſich nahm; „und ein ſolcher Klaſſenkritikus wurden Sie, Maſter Garnmacher?“

Mein Onkel war, wie ich Ihnen ſagte, für mehrere Journale verpachtet; wunderbar war es übrigens, welches heterogene Intereſſe er dabei befolgen mußte. Er hatte es ſo weit gebracht, daß er an einem Vormittag ein Buch las und ſechs Recenſionen darüber ſchrieb, und oft traf es ſich, daß er alle ſechs Klaſſen über einen Gegenſtand erſchöpfte. Er zündete dann zuerſt dem Schlachtopfer

ein kleines gelindes Lobfeuer aus Zimmtholz an; dann warf er kritiſchen Weihrauch dazu, daß es große Wolken gab, die dem Publikum die Sinne umnebelten und die Augen beizten. Dann dämpfte er dieſe niedlichen Opferflammen zu einer düſteren Glut, blies ſie dann mit dem kalten Hauch der vierten Klaſſe friſcher an, warf in der fünften einen ſo großen Holzſtoß zu, als die sancta simplicitas in Conſtanz dem Huß, und fing dann zum ſechsten an, den Unglücklichen an dieſer mächtigen Lohe des Zornes zu braten und zu röſten, bis er ganz ſchwarz war.

„Wie konnte er aber nur mit gutem Gewiſſen ſechſerlei ſo verſchiedene Meinungen über einen Gegenſtand haben? Das iſt ja ſchändlich!“

Wie man will. Ich erinnere Sie übrigens an die liberalen und an die miniſteriellen Blätter Ihres Landes; wenn heute einer Ihrer Publiciſten eine Ode an die Freiheit auf der Poſaune geblaſen hat, und ihm morgen der Herr von ..... einige Sous mehr bietet, ſo hält er eine Schimpfrede gegen die linke Seite, als hätte er von je in einem miniſteriellen Vorzimmer gelebt.

„Aber dann geht er förmlich über,“ bemerkte der Marquis; „aber Ihr Onkel, der Schuft, hatte zu gleicher Zeit ſechs Zungen und zwölf Augen, die Hälfte mehr als der Höllenhund.“

Die Deutſchen haben es von jeher in allen mechaniſchen Künſten und Handarbeiten weit gebracht, erwiederte mit großer Ruhe der junge Mann, ſo auch in der Kritik. Als mich nun mein Onkel ſo weit gebracht hatte, daß ich nicht nur ein Buch von dreißig Bogen in zwei Stunden

durchleſen, ſondern auch den Inhalt einer unaufgeſchnittenen Schrift auf ein Haar errathen konnte, wenn ich wußte, von welcher Partei ſie war; ſo gebrauchte er mich zur Kritik. „Ich will dir,“ ſagte er, „die erſte, zweite, fünfte und ſechste Klaſſe geben. Die Jugend, wie ſie nun einmal heutzutage iſt, kann nichts mit Maaß thun. Sie lobt entweder über alle Grenzen, oder ſie ſchimpft und tadelt unverſchämt. Solche Leute, beſonders wenn ſie ein recht ſcharfes Gebiß haben, ſind übrigens oft nicht mit Gold zu bezahlen. Man legt ſie an die Kette, bis man ſie braucht, und hetzt ſie dann mit unglaublichem Erfolg, denn ſie ſind auf den Mann dreſſirt, trotz der beſten Dogge. Zu den Mittelklaſſen, zu dem Neutralitätsſyſtem, zu dem verdeckten Tadel, zu dem ruhigen, aber ſicheren Hinterhalt gehört ſchon mehr kaltes Blut.“

So ſprach mein Onkel und übergab mir die Kränze der Gnade und das Schwert der Rache. Alle Tage mußte ich von frühe acht bis ein Uhr recenſiren. Der Onkel ſchickte mir ein neues Buch, ich mußte es ſchnell durchleſen und die Hauptſtellen bezeichnen. Dann wurden Kritiken von Nr. 1 und 2 entworfen und dem Alten zugeſchickt. Nun ſchrieb er ſelbſt 3 und 4, und war dann noch ein Hauptgericht zu exequiren, ſo ließ er mir ſagen: Mein lieber Neffe! nur immer Nr. 5 und 6 draufgeſetzt; es kann nicht ſchaden, nimm ihn ins Teufels Namen tüchtig durch; und den ich noch vor einer Stunde mit wahrer Rührung bis zum Himmel erhoben, denſelben verdammte ich jetzt bis in die Hölle. Vor Tiſch wurden dann die kritiſchen Arbeiten verglichen, der Onkel

that, wie er zu ſagen pflegte, Salz hinzu, um das Gebräu pikanter zu machen; dann packte ich alles ein und verſchickte die heil- und unheilſchweren Blätter an die verſchiedenen Journale.

„God dam! habe ich in meinem Leben dergleichen gehört?“ rief der Lord mit wahrem Grauen, „aber wenn Sie alle Tage nur ein Buch recenſirten, das macht ja im Jahr 365! Gibt es denn in Ihrem Vaterland jährlich ſelbſt nur ein Drittheil dieſer Summe?“

Ha! da kennen Sie unſere geſegnete Literatur ſchlecht, wenn Sie dies fragen. So viele gibt es in einer Meſſe, und wir haben jährlich zwei. Alle Jahre kann man achtzig Romane, zwanzig gute und vierzig ſchlechte Luſt- und Trauerſpiele, hundert ſchöne und miſerable Erzählungen, Novellen, Hiſtorien oder Phantaſien ꝛc., dreißig Almanache, fünfzig Bände lyriſcher Gedichte, einige erhabene Heldengedichte in Stanzen oder Hexametern, vierhundert Ueberſetzungen, achtzig Kriegsbücher rechnen, und die Schul-, Lehr-, Katheder-, Profeſſions-, Confeſſionsbücher, die Anweiſungen zum frommen Leben, zu Bereitung guten Champagners aus Obſt, zu Verlängerung der Geſundheit, die Betrachtungen über die Ewigkeit und wie man auch ohne Arzt ſterben könne u. ſ. w. ſind nicht zu zählen; kurz, man kann in meinem Vaterland annehmen, daß unter fünfzig Menſchen immer einer Bücher ſchreibt; iſt einer einmal im Meßkatalog geſtanden, ſo gibt er das Handwerk vor dem ſechzigſten Jahr nicht auf. Sie können alſo leicht berechnen, meine Herren, wie viel bei uns gedruckt wird. Welcher Reichthum der Literatur, welches weite Feld für die Kritik!

Der junge Deutſche hatte dieſe letzten Worte mit einer Ehrfurcht, mit einer Andacht geſprochen, die ſogar mir höchſt komiſch vorkam; der Lord und der Marquis aber brachen in lautes Lachen aus, und je verwunderter der junge Herr ſie anſah, deſto mehr ſchien ihr Lachreiz geſteigert zu werden.

„Monsieur de Garnmacre! nehmen Sie es nicht übel, daß ich mich von Ihrer Erzählung bis zum Lachen hinreißen ließ," ſagte der Marquis, „aber Ihre Nation, Ihre Literatur, Ihre kritiſche Manufaktur kam mir unwillkürlich ſo komiſch vor, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu lachen. Ihr ſeyd ſublime Leute, das muß man Euch laſſen."

„Und der Herr hier hat Recht," bemerkte Mylord mit feinem Lächeln. „Alles ſchreibt in dieſem göttlichen Lande, und was das Schönſte iſt, nicht jeder über ſein Fach, ſondern lieber über ein anderes. So fuhr ich einmal auf meiner grand tour in einem deutſchen Ländchen. Der Weg war ſchlecht, die Pferde wo möglich noch ſchlechter. Ich ließ endlich durch meinen Reiſebegleiter, der deutſch reden konnte, den Poſtillon fragen, was denn ſein Herr, der Poſtmeiſter, denke, daß er uns ſo miſerable Pferde vorſpanne? Der Poſtillon antwortete: Was das Poſt- und das Stallweſen anbelangt, ſo denkt mein Herr nichts. Wir waren verwundert über dieſe Antwort und mein Begleiter, dem das Geſpräch Spaß machte, fragte, was ſein Herr denn anderes zu denken habe? Er ſchreibt! war die kurze Antwort des Kerls. — Wie? Briefverzeichniſſe, Poſtkarten? — Ei, behüte, ſagt er, Bücher, gelehrte Bücher. — Ueber das Poſtweſen?

fragten wir weiter. — Nein, meinte er, Verſe macht mein Herr, Verſe, oft ſo breit als meine fünf Finger und ſo lang als mein Arm; und klatſch! klatſch! hieb er auf die mageren Brüder des Pegaſus und trabte mit uns auf dem ſtoßenden Steinweg, daß es uns in der Seele wehe that. God dam! ſagte mein Begleiter, wenn der Herr Poſtmeiſter ſo ſchlecht auf dem Hypogryphen ſitzt wie ſein Schwager auf dieſen Kleppern, ſo wird er holperigte Verſe zu Tage fördern! Und auf Ehre, meine Herren, ich habe mich auf der nächſten Station erkundigt, dieſer Poſtmeiſter iſt ein Dichter und wie Sie, Mr. Garnmacher, ein großer Kritiker."

Ich weiß, wen Sie meinen, erwiederte der Deutſche mit etwas unmuthiger Miene, und Ihre Erzählung ſoll wohl ein Stich auf mich ſeyn, weil ich eigentlich auch nicht für dieſes Gebiet der Literatur erzogen worden. Uebrigens muß ich Ihnen ſagen, Mylord, in Ihrem kalten ſyſtematiſchen, nach Geſetzen ängſtlich zugeſchnittenen Land möchte etwas dergleichen auffallen, aber bei uns zu Lande iſt das was anderes. Da kann jeder in die Literatur hinein pfuſchen, wann und wie er will, und es gibt kein Geſetz, das einem verböte, etwas Miſerables drucken zu laſſen, wenn er nur einen Verleger findet. Bei den Kritikern und Poeten meines Vaterlandes iſt nicht nur in Hinſicht auf die Phantaſie die ſchöne romantiſche Zeit des Mittelalters, nein wir ſind und ich rechne mich ohne Scheu dazu, ſammt und ſonders edle Raubritter, die einander die Blumen der Poeſie abjagen und in unſere Verließe ſchleppen; wir üben das Fauſtrecht auf heldenmüthige Weiſe und halten literariſche

Wegelagerungen gegen den reich beladenen Krämer und Juden. Die Poesie ist bei uns eine Gemeindewiese, auf welcher jedes Vieh umherspazieren und Blumen und Gras fressen kann nach Belieben.

„Herr von Garnmacker," unterbrach ihn der Marquis de Lassulot, „ich würde Ihre Geschichte erstaunlich hübsch und anziehend finden, wenn sie nur nicht so langweilig wäre. Wenn Sie so fortmachen, so erzählen Sie uns achtundvierzig Stunden in einem fort. Ich schlage daher vor, wir verschieben den Rest und unsere eigenen Lebensläufe auf ein ander Mal und gehen jetzt auf die Höllenpromenade, um die schöne Welt zu sehen!"

„Sie haben Recht," sagte der Lord, indem er aufstand und mir ein Sixpencestück zuwarf, „der Herr von Garnmacher weiß auf unterhaltende Weise einzuschläfern. Brechen wir auf; ich bin neugierig, ob wohl viele Bekannte aus der Stadt hier sind?"

„Wie?" rief der junge Deutsche nicht ohne Ueberraschung, „Sie wollen also nicht hören, wie ich mich in Berlin bei den Herren vom Mühlendamm zu einem Elegant perfektionirte? Sie wollen nicht hören, wie ich einen Liebeshandel mit einer Prinzessin hatte und auf welche elendigliche Weise ich endlich verstorben bin? O, meine Herren, meine Geschichte fängt jetzt erst an, interessant zu werden."

„Sie können Recht haben," erwiederte ihm der Lord mit vornehmem Lächeln, „aber wir finden, daß uns die Abwechslung mehr Freude macht. Begleiten Sie uns; vielleicht sehen wir einige Figuren aus Ihrem Vaterland, die Sie uns zeigen können."

„Nein, wirklich! ich bin gespannt auf Ihre Geschichte," sagte der Marquis lachend, „aber nur jetzt nicht. Es ist jetzt die Zeit, wo die Welt promenirt, und um keinen Preis, selbst nicht um Ihre interessante Erzählung möchte ich diese Stunde versäumen. Gehen wir!"

„Gut," erwiederte der deutsche Stutzer, resignirt und ohne beleidigt zu scheinen. „Ich begleite Sie; auch so ist mir Ihre werthe Gesellschaft sehr angenehm, denn es ist für einen Deutschen immer eine große Ehre, sich an einen Franzosen oder gar an einen Engländer anschließen zu können."

Lachend gingen die Beiden voran, der Baron folgte und ich veränderte schnell mein Kostüm, um diese merkwürdigen Subjekte auf ihren Wanderungen zu verfolgen, denn ich hatte gerade nichts besseres zu thun.

Die Menschen bleiben sich unter jeder Zone gleich — es ist möglich, daß Klima und Sitten eines andern Landes eine kleine Veränderung in manchem hervorbringen; aber lasset nur eine Stunde lang Landsleute zusammen sprechen, der Nationalcharakter wird sich nicht verleugnen, wird mehr und mehr sich wieder hervorheben und deutlicher werden. So kommt es, daß dieser Geburtstag meiner lieben Großmutter mir Stoff zu tausend Reflexionen gibt, denn selbst im Fegefeuer, wenn diesen Leutchen nur ein Tag vergönnt ist, findet sich Gleiches zu Gleichem, und es spricht und lacht, geht und liebt wie im Prater, wie auf der Chaussée d'Antin oder im Palais royal, wie unter den Linden, oder wie in .....

Welchen Anblick gewährte diese hölliſche Promenade! Die Stutzer aller Jahrhunderte, die Courtisanen und

Merveilleuſes aller Zeiten, Theologen aller Confeſſionen, Juriſten aller Staaten, Financiers von Paris bis Conſtantinopel, von Wien bis London, und ſie alle in Streit über ihre Angelegenheiten, und ſie alle mit dem ewigen Refrain: „zu unſerer Zeit, ja, zu unſerer Zeit war es doch anders!“ Aber ach, meine Stutzer kamen zu ſpät auf die Promenade, kaum daß noch Baron von Garnmacher einen jungen Dresdner Dichter umarmen und einer Berliner Sängerin ſein Vergnügen ausdrücken konnte, ihre Bekanntſchaft hier zu erneuern! Der edle junge Herr hatte durch ſeine Erzählung die Promenadezeit verkümmert und die große Welt ſtrömte zum Theater.

3.

Das Theater im Fegefeuer.

Man wundert ſich vielleicht über ein Theater im Fegefeuer? Freilich iſt es weder opera buffa noch seria, weder Trauer- noch Luſtſpiel; ich habe zwar Schauſpieldichter, Sänger, Acteurs und Actricen, Tänzer und Tänzerinnen genug; aber wie könnte man ein ſo gemiſchtes Publikum mit einem dieſer Stücke unterhalten? Ließe ich von Zacharias Werner eine ſchauerlich-tragi-komiſch-hiſtoriſch-romantiſch-heroiſche Komödie aufführen, — wie würden ſich Franzoſen und Italiener langweilen, um von den Ruſſen, die mehr das Trauerſpiel und Mordſcenen lieben, gar nicht zu ſprechen. Wollte ich mir von Kotzebue ein Luſtſpiel ſchreiben laſſen, etwa die Kleinſtädter in der Hölle, wie würde man über verdorbenen Geſchmack ſchimpfen! Daher habe ich eine andere Einrichtung getroffen.

Mein Theater ſpielt große pantomimiſche Stücke, welche wunderbarer Weiſe nicht die Vergangenheit, ſondern die Zukunft zum Gegenſtand haben; aber mit Recht. Die Vergangenheit, ihr ganzes Leben liegt abgeſchloſſen hinter dieſen armen Seelen. Selten bekömmt eine einen Erlaubnißſchein, als revenant die Erde um Mitternacht beſuchen zu dürfen. Denn was nützt es mir? was frommt es dem irren Geiſt einer eiferſüchtigen Frau, zum Lager ihres Mannes zurückzukehren? was nützt es dem Mann, der ſich ſchon um eine zweite umgethan, wenn durch die Gardine bringt —

eine kalte weiße Hand;
wen erblickt er? ſeine Wilhelmine,
die im Sterbekleide vor ihm ſtand?

Was kann es dem Teufel, was einer ausgeleerten herzoglichen Kaſſe helfen, wenn der Finanzminiſter, der ſich aus Verzweiflung mit dem Federmeſſer die Kehle abſchnitt, allnächtlich ins Departement ſchleicht, angethan mit demſelben Schlafrock, in welchem er zu arbeiten pflegte, ſchlurfend auf alten Pantoffeln und die Feder hinter dem Ohr? zu was dient es, wenn er ſeufzend vor die Akten ſitzt und mit glühendem Auge ſeinen Reſt immer noch einmal wieder berechnet? Was kann es dem fürſtlichen Keller helfen, wenn der Schloßküfer, den ich in einer böſen Stunde abgeholt, durch einen Kellerhals herniederfährt und mit krampfhaft gekrümmten Fingern an den Fäſſern anpocht, die er beſtohlen? Zu welchem Zweck ſoll ich den General entlaſſen, wenn oben der Zapfenſtreich ertönt und die Hörner zur Ruhe blaſen? wozu den Stutzer, um zu ſehen, ob ſein bezahltes Liebchen

auf frische Rechnung liebt? Zwar sie alle, ich gestehe es, sie alle würden sich unglücklicher fühlen, könnten sie sehen, wie schnell man sie vergessen hat; es wäre eine Schärfung der Strafe, wie etwa ein König, als ihm ein Urtheil zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe vorgelegt wurde, „noch sechs Jahre länger" unterschrieb, weil er den Mann haßte. Aber sie würden mir auf der andern Seite so viel verwirrtes Zeug mit herabbringen, würden mir manchen fromm zu machen suchen, wie der reiche Mann im Evangelium, der zu Lebzeiten so viel getrunken, daß er in der Hölle Wasser trinken wollte, — ich habe darin zu viele Erfahrungen gemacht und kann es in neuern Zeiten, wo ohnedies die Missionarien und andere Mystiker genug thun, nicht mehr erlauben. Daher kommt es, daß es in diesen Tagen wenig mehr in den Häusern, desto mehr aber in den Köpfen spukt.

Um nun den Seelen im Fegefeuer dennoch Nachrichten über die Zukunft zu geben, lasse ich an Festtagen einige erhebliche Stücke von meiner hölliſchen Bande aufführen. Auf dem heutigen Zettel war angezeigt:

Mit allerhöchster Bewilligung.

Heute als am Geburtsfeste

der Großmutter, diabolischen Hoheit:

Einige Scenen aus dem Jahr 1826.

Pantomimische Vorstellung

mit Begleitung des Orchesters.

Die Musik ist aus Mozarts, Haydns, Glucks und andern Meisterwerken zusammengesucht von Rossini.

(Bemerkungen an das Publikum.) Da gegenwärtig sehr viele allerhöchste Personen und hoher

Adel hier ſind, ſo wird gebeten, die erſten Ranglogen den Hoheiten, Durchlauchten und Miniſtern bis zum Grafen abwärts incluſive, die zweite Gallerie der Ritterſchaft ſammt Frauen bis zum Lieutenant abwärts zu überlaſſen.

Die Direktion des infernal. Hof- und Nationaltheaters.

Das Publikum drängte ſich mit Ungeſtüm nach dem Haus. Ich bot mich den drei jungen Herren als Cicerone an und führte ſie glücklich durch das Gedränge ins Parquet; obgleich der Lord ohne Anſtand auf die erſte, der Marquis und der deutſche Baron auf die zweite Loge hätten eintreten dürfen. Dieſe drei Subjekte fanden es aber amüſanter, von ihrem niederen Standpunkt aus Logen und Parterre zu lorgnettiren. Wie mancher Ausruf des freudigen Staunens entſchlüpfte ihnen, wenn ſie wieder auf ein bekanntes Geſicht trafen. Beſonders Garnmacher ſchien vor Erſtaunen nicht zu ſich ſelbſt kommen zu können. „Nein, iſt es möglich?“ rief er wiederholt aus, „iſt es möglich? Sehen Sie, Marquis! jener Herr dort oben in der zweiten Gallerie rechts, mit den rothen Augen, er ſpricht mit einer bleichen jungen Dame, dieſer ſtarb in Berlin im Geruch der Heiligkeit und ſoll auch hier ſeyn an dieſem unheiligen Ort? und jene Dame, mit welcher er ſpricht, wie oft habe ich ſie geſehen und geſprochen! Sie war eine liebenswürdige fromme Schwärmerin, ging lieber in die Dreifaltigkeitskirche als auf den Ball — ſie ſtarb und wir alle glaubten, ſie werde ſogleich in den dritten Himmel ſchweben, und jetzt ſitzt ſie hier im Fegefeuer! Zwar wollte man behaupten, ſie ſey in Töplitz an einem heimlichen Wochenbett

verſchieden, aber wer ihren frommen Lebenslauf geſehen, wer konnte das glauben?"

„Ha! die Naſe von Frankreich!" rief auf einmal der Marquis mit Ekſtaſe. „Heiliger Ludwig, auch Ihr, auch Ihr unter euern verlorenen Kindern? Ha, und ihr, ihr verdammten Kutten, die ihr mein ſchönes Vaterland in die Kapuze ſtecken wollet. Sehen Sie, Mylord, jene häßlichen, kriechenden Menſchen? Sehen Sie dort — das ſind berühmte Miſſionäre, die uns glauben machen wollten, ſie ſeyen frommer als wir. Dem Teufel ſey es gedankt, daß er dieſe Schweine auch zu ſich verſammelt hat."

„O, mein Herr," ſagte ich, „da hätten Sie nicht nöthig gehabt, bis ins Theater ſich zu bemühen, um dieſe Leutchen zu ſehen. Sie zeigen ſich zwar nicht gerne auf den Promenaden, weil ſelbſt in der Hölle nichts Erbärmlicheres zu ſeyn pflegt, als ein entlarvter Heuchler; aber im Café de Congrégation wimmelt es von dieſen Herren, vom Kardinal bis zum ſchlechten Pater; Sie können manche heilige Bekanntſchaft dort machen."

„Mein Herr, Sie ſcheinen bekannt hier," erwiederte Mylord; „ſagen Sie doch, wer ſind dieſe ernſten Männer in Uniform neben an? Sie unterhalten ſich lebhaft, und doch ſehe ich ſie nicht lächeln. Sind es Engländer?"

„Verzeihen Sie," antwortete ich, „es ſind Soldaten und Offiziere von der alten Garde, die ſich mit einigen Preußen über den letzten Feldzug beſprechen."

„Alle drei ſchienen erſtaunt über dieſes Zuſammentreffen und wollten mehr fragen, aber der Kapellmeiſter

hob den Stab, und die Trompeten und Pauken der Roſſiniſchen Ouverture ſchmetterten in das volle Haus. Es war die herrliche Ouverture aus il maestro ladro, die Roſſini auf ſich ſelbſt gedichtet hat, und das Publikum war entzückt über die ſchönen Anklänge aus der Muſik aller Länder und Zeiten, und Jedes fand ſeinen Lieblingsmeiſter, ſeine Lieblingsarie in dem herrlich componirten Stück. Ich halte auch außer der gazza ladra den maestro ladro für ſein Beſtes, weil er darin ſeine Tendenz und ſeine künſtleriſche Gewandtheit im Componiren ganz ausgeſprochen hat. Die Ouverture endete mit dem ergreifenden Schluß von Mozarts Don Juan, dem man zur Vermehrung der Rührung einen Nachſatz von Pauken, Trommeln und Trompeten angehängt hatte, und — der Vorhang flog auf.

Man ſah einen Saal der Börſenhalle von London. Aengſtlich drängten ſich Juden und Chriſten durcheinander; in maleriſchen Gruppen ſtanden Geldmäkler, große und kleine Kaufleute, und ſteigerten die Papiere. Nachdem dieſe Introduktion einige Zeit lang gedauert hatte, kamen in ſonderbaren Sprüngen und Capriolen zwei Kuriere hereingetanzt. Allgemeine Spannung; die Depeſchen werden in einem pas de deux entſiegelt, die Nachrichten mitgetheilt. In dieſem Augenblick erſcheint mein erſter Solotänzer, das Haus Goldſmith vorſtellend, in der Scene. Seine Mienen, ſeine Haltung drücken Verzweiflung aus; man ſieht, ſeine Fonds ſind erſchöpft, ſein Beutel leer, er muß ſeine Zahlungen einſtellen. Ein Chor von Juden und Chriſten dringen auf ihn ein, um ſich bezahlt zu machen. Er flieht, er

bittet, ſeine Geberdenſprache iſt bezaubernd — es hilft nichts. Da raffte er ſich verzweiflungsvoll auf, er tanzte ein Solo voll Ernſt und Majeſtät; wie ein gefallener König iſt er noch im Unglück groß, ſeine Sprünge reichen zu einer immenſen Höhe und mit einem prachtvollen Fußtriller fällt das Haus Goldſmith in London. Komiſch war es nun anzuſehen, wie das Chor der engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Häuſer, vorgeſtellt von den Herren vom Corps de ballet, dieſen Fall weiter fortſetzten. Sie wankten künſtlich und fielen noch künſtlicher, beſonders excellirten hiebei einige Berliner Börſenkünſtler, die durch ihre ungemeine Kunſt einen wahrhaft tragiſchen Effekt hervorbrachten und allgemeine Senſation im Parterre erregten.

Plötzlich ging die lamentable Börſenmuſik in einen Triumphmarſch über; die herrliche Paſſage aus der Italienerin in Algier: „Heil dem großen Kaimakan“ ertönte; ein glänzender Zug von Chriſtenſklaven, Goldbarren und Schüſſeln mit gemünztem Gold tragend, tanzten aufs Theater. Es war, wie wenn in der Hungersnoth ein Wagen mit Brod in eine ausgehungerte Stadt kommt. Man denkt nicht daran, daß der ſpekulative Kopf, der das Brod herbeiſchaffte, nichts als ein gemeiner Wucherer iſt, der den Hunger benützt und ſein Brod zu ungeheuren Preiſen losſchlägt; man denkt nicht daran, man verehrt ihn als den Retter, als den ſchützenden Schild in der Noth. So auch hier. Die gefallenen Häuſer richteten ſich mit Grazie empor, ſie ſchienen Hoffnung zu ſchöpfen, ſie ſchienen den Meſſias der Börſe zu erwarten. Er kam. Acht Finanzminiſter berühmter

Könige und Kaiser trugen auf ihren Schultern eine Art von Triumphwagen, der die transparente Inschrift: „Seyd umschlungen, Millionen!“ trug. Ein Herr mit einer pikanten morgenländischen Physiognomie, wohlbeleibt und von etwas schwammigem Ansehen, saß in dem Wagen und stellte den Triumphator vor.

Mit ungemeinem Applaus wurde er begrüßt, als er von den Schultern der Minister herab auf den Boden stieg. „Das ist Rothschild! es lebe Rothschild!“ schrie man in den ersten Ranglogen und klatschte und rief Bravo, daß das Haus zitterte. Es war mein erster Grotesktänzer, der diese schwierige Rolle meisterhaft durchführte; besonders als er mit dem englischen, österreichischen, preußischen und französischen Ministerium einen Cosaque tanzte, übertraf er sich selbst. Rothschild gab in einer komischen Solopartie seinem Reich, der Börse, den Frieden', und der erste Akt der großen Pantomime endigte sich mit einem brillanten Schlußchor, in welchem er förmlich gekrönt und zu einem allerhöchsten cher cousin gemacht wurde.

Als der Vorhang gefallen war, ließ sich Mylord ziemlich ungnädig über diese Scene aus. „Es war zu erwarten,“ sagte er, „daß diese Menschen bedeutenden Einfluß auf die Curse bekommen werden, aber daß auf der Börse von London ein solcher Scandal vorfallen werde im Jahr 1826, das ist unglaublich.“

„Mein Herr!“ erwiederte der Marquis lachend, „unglaublich finde ich es nicht. Bei den Menschen ist Alles möglich, und warum sollte nicht einer, wenn er auch im Judenquartier zu Frankfurt das Licht der Welt

erblickte, durch Combination ſo weit kommen, daß er Kaiſer und Könige in ſeinen Sack ſtecken kann?"

„Aber England, Alt-England! ich bitte Sie!" rief der Lord ſchmerzlich. „Ihr Frankreich, Ihr Deutſchland hat von jeher nach jeder Pfeife tanzen müſſen! Aber God dam! das engliſche Miniſterium mit dieſem Hephep einen Coſaque tanzen zu ſehen; o! es iſt ſchmerzlich!"

„Ja, ja!" ſprach Baron von Garnmacher, des Schneiders Sohn, ſehr ruhig, „es wird und muß ſo kommen. Freilich ein bedeutender Unterſchied zwiſchen 1826 und der Zeit des Königs David."

„Das finde ich nicht," antwortete der Marquis; „im Gegentheil, Sie ſehen ja, welch großen Einfluß die Juden auf die Zeit gewinnen!"

„Und dennoch finde ich einen bedeutenden Unterſchied," erwiederte der Deutſche. „Damals, mein Herr, hatten alle Juden nur einen König, jetzt aber haben alle Könige nur einen Juden."

„Wenn Sie ſo wollen, ja. Aber neugierig bin ich doch, was für eine Scene uns der Teufel jetzt geben wird. Ich wollte wetten, Frankreich oder Italien kommt ans Brett."

„Ich denke, Deutſchland," erwiederte Garnmacher; „ich wenigſtens möchte wohl wiſſen, wie es im Jahr 1826 oder 1830 in Deutſchland ſeyn wird. Als ich die Erde verließ, war die Conſtellation ſonderbar. Es roch in meinem Vaterlande wie in einer Pulverkammer, bevor ſie in die Luft fliegt. Die Lunte glühte und man roch ſie aller Orten. Die feinſten diplomatiſchen Naſen

machten ſich weit und lang, um dieſen geheimnißvollen Duft einzuziehen und zu errathen, woher der Wind komme. Meinen Sie nicht auch, es müſſe bedeutende Veränderungen geben?“

„Es wird heißen: auch in dieſem Jahr iſt es geblieben wie es war,“ antwortete ich dem guten Deutſchen. „Um eine Lunte auszulöſchen, bedarf es keiner großen Künſte. Man wird bleiben, wie man war, man wird höchſtens um einige Procente weiſer vom Rathhaus kommen. Sie wollen Ihr Vaterland in die Scene geſetzt ſehen, um zu erfahren, wie es Anno 1826 dort ausſieht? Armer Herr! da müßte ich ja zuvor noch fragen, was für ein Landsmann Sie ſind.“

„Wie verſtehen Sie das?“ fragte der Baron unmuthig.

„Nun? was könnte man Ihnen denn Allgemeines und Nationelles vorſpielen, da Sie keine Nation ſind? Sind Sie ein Baier, ſo müßte man Ihnen zeigen, wie man dort noch immer das alte ehrliche Bier, nur nach neuen Recepten, braut; ſind Sie Würtemberger, ſo könnten Sie erfahren, wie man die Landſtände wählte; ſind Sie ein Rheinpreuße und drückt Sie der Schuh, ſo laſſen Sie ſich den eigenen Fuß operiren, denn an dem Normalſchuh darf nichts geändert werden. Sind Sie ein Heſſe, ſo trinken Sie ganz ruhig ihren Doppelkümmel zum Butterbrod, aber denken Sie nichts, nicht einmal, ob es in der letzten Woche ſchön war und in der nächſten regnen wird; ſind Sie ein Brandenburger, ſo machen Sie, daß Ihnen die Haare zu Berg ſtehen, und hungern Sie, bis Sie eine ſchöne Taille bekommen.“ —

„Herr, Sie ſind des Teufels!“ fuhr der Baron auf, „wollen Sie uns alles Nationalgefühl abſprechen? Wollen Sie“ —

„Stille! Sie ſehen, der Vorhang geht wieder in die Höhe!“ rief der Marquis; „wie, was ſehe ich? das iſt ja das Portal von Notre-Dame! das finde ich ſonderbar. Wenn man von Frankreich etwas in die Scene ſetzen will, warum gibt man uns kein Vaudeville, warum nicht den Kampf der Kammer?“

Die Glocken von Notre-Dame ertönten in feierlichen Klängen, Chorgeſang und das Murmeln kirchlicher Gebete näherte ſich, und eine lange Proceſſion, angeführt von den Miſſionären, betrat die Bühne. Da ſah man königliche Hoheiten und Fürſten mit den Mienen zerknirſchter Sünder, den Roſenkranz in der Hand, einherſchleichen; da ſah man Damen des erſten Ranges, die ſchönen Augen gen Himmel gerichtet, die à la Madonna gekämmten Haare mit wohlriechender Aſche beſtreut, die niedlichen Füßchen blos und baar in dem Staube wandelnd. Das Publikum ſtaunte; man ſchien ſeinen Augen nicht zu trauen, wenn man die Herzogin D—s, die Comteſſe de M—u, die Fürſtin T—n im Koſtüm einer Büßenden zur Kirche wandeln ſah. Doch, als Offiziere der alten Armee, nicht mit Adlern, ſondern mit heiligen Fahnen in der Hand, herein wankten, als ſogar ein Mann in der reichen Uniform der Marſchälle, den Degen an der Seite, die Kerze in der Hand und Gebetbücher unter dem Arm, über die Scene ging, da wandte ſich der Marquis ab, die Soldaten der alten Garde an unſerer Seite ballten die Fäuſte und riefen

Verwünſchungen aus, und wer weiß, was meinen Acteurs geſchehen wäre, hätte man faule Aepfel oder Steine in der Nähe gehabt? Das hohe Portal von Notre-Dame hatte endlich die Prozeſſion aufgenommen, und nur der Schluß ging noch über die Scène. Es war ein Affe, der eine Kerze in der Hand und unter dem Arm eine Vulgate trug; man hatte ihm einen ungeheuren Roſenkranz als Zaum um den Hals gelegt, an welchem ihn zwei Miſſionäre wie ein Kalb führten. So oft er aus dem ruhigen Prozeſſionsſchritt in wunderliche Seitenſprünge fallen wollte, wurde er mit einer Kapuzinergeißel gezüchtigt, und ſchrie dann, um ſeine Zuchtmeiſter zu verſöhnen: „vive le bon Dieu! vive la croix!“ So brachten ſie ihn endlich mit großer Mühe zur Kirche, Orgel und Chorgeſang erſcholl und der Vorhang fiel.

„Haben Sie nun Genugthuung?“ ſagte der Marquis zu dem Lord, „was iſt Ihr Scandal auf der Börſe gegen dieſen kirchlichen Unfug? o mein Frankreich, mein armes Frankreich!“

„Es iſt wahr,“ antwortete Mylord ſehr ernſt, indem er dem Franzoſen die Hand drückte, „Sie ſind zu beklagen. Aber ich glaube nicht an dieſe tollen Poſſen; Frankreich kann nicht ſo tief ſinken, um ſich ſo unter den Pantoffel zu begeben. Frankreich, das Land des guten Geſchmacks, der fröhlichen Sitten, der feinen Lebensart, Frankreich ſollte ſchon im Jahr 1826 vergeſſen haben, daß es einſt der geſunden Vernunft Tempel erbaute und den Jeſuiten die Kutte ausklopfte? Nicht möglich, es iſt ein Blendwerk der Hölle!“

„Das möchte doch nicht so sicher seyn," sagte ich. „Das Vaterland des Herrn Marquis gefiel sich von jeher in Kontrasten; wenn einmal der Jesuitismus dort zur Mode wird, möchte ich für nichts stehen."

„Aber was wollten sie nur mit dem Affen in Notre-Dame?" fragte der Baron, „was hat denn dieses Thier zu bedeuten?"

„Das ist, wie ich von der Theaterdirektion vernahm, der Affe Joco, der sonst diese Leute im Theater belustigte. Jetzt ist er wohl auch von den Missionären bekehrt worden, und wenn er, wie man aus seinen Seitensprüngen schließen könnte, ein Protestant ist, so werden sie ihn wohl in der Kirche taufen."

„God dam! was Sie sagen? doch Sie scheinen mit der Theaterdirektion bekannt; sagen Sie uns, was noch aufgeführt wird; wenn es nichts Interessantes ist, so denke ich, gehen wir weiter, denn ich finde diese Pantomimen etwas langweilig."

„Es kommt nur noch ein Akt, der mehr allgemeines Interesse hat," antwortete ich; „es wird nämlich ein diplomatisches Diner aufgeführt, das der Reis-Effendi den Gesandten hoher Mächte gibt, das Siegesfest der Festung Missolunghi vorstellend. Es werden dabei Ragouts aus Griechenohren, Pastetchen von Philhellennasen aufgetischt. Das Hauptstück der Tafel macht ein Rostbeef von dem griechischen Patriarchen, den sie lebendig geröstet haben, und zum Beschluß wird ein kleiner Ball gegeben, den ein bestallter Staatsmann, so alt er seyn mag, mit der schönsten Griechensklavin aus dem Harem seiner muhamedanischen Majestät eröffnet."

„Ei!“ rief der Marquis, „was, wollen wir dieſe Schande der Menſchheit ſehen? Ihre Londner Börſe war lächerlich, die Proceſſion gemein und dumm, aber dieſe ekelhafte Erbärmlichkeit, ich kann ſie nicht anſehen! Kommt, meine Freunde! wir wollen lieber noch die Geſchichte des Herrn von Garnmacher hören, ſo langweilig ſie iſt, als dieſes diplomatiſche Diner betrachten!“

Der Lord und der deutſche Baron willigten ein. Sie ſtanden auf und verließen mein Theater, und der Lord ſah, als er heraustrat, mit einem derben Fluche zurück und rief: „Wahrlich, es ſteht ſchlimm um die Zukunft von 1826.“

Der Fluch.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Man kann sich denken, daß ich in Rom immer viele Geschäfte habe. Die heilige Stadt hatte immer einen Ueberfluß von Leuten, die in der ersten, zweiten oder dritten Abstufung mein waren.

Man wird sich wundern, daß ich eine Klassifikation der guten Leute (von andern Sünder genannt) mache; aber, wer je mit der Erde zu thun hatte, hat den Menschen bald abgelernt, daß nur das Systematische mit Nutzen bei ihnen betrieben werden könne. Es ist dies besonders in Städten, wie Rom, unumgänglich nothwendig; wo so vielerlei Nüancen guter Leute vom rothen Hut bis auf die Kapuze, vom Fürsten, der die Macht hat, Orden zu verleihen, bis auf den Armen, dem solche um dreißig Thaler angeboten werden, vorfinden, da muß man Klassen haben. Ich werde in der Bibel und von den heutigen Philosophen als das negirende Princip vorgestellt, daher theilte ich meine guten Leute ein, in: erste Klasse, mit dem Prädikat recht gut,

ſolche, die geradehin verneinen, als da ſind: Freigeiſter, Gottesleugner ꝛc. Zweite Klaſſe: gut; ſie ſagen mit einigem Umſchweif nein, gelten unter ſich für Heiden, bei Vernünftigen für liberale Männer, bei der Menge für fromme Menſchen. In dieſer Klaſſe befinden ſich viele Türken und Pfaffen. Die dritte Klaſſe, mit dem Prädikat mittelmäßig, ſind jene, die ihr Nein nur durch ein Kopfſchütteln andeuten. Es ſind jene, die ſich ſelbſt für eine Art von Gott halten, mögen ſie nun Ablaß verkaufen oder als evangeliſch-myſtiſch-pietiſtiſche Seelen einen Separatfrieden mit dem Himmel abſchließen; der letzteren gibt es übrigens in Rom wenige.

Es läßt ſich annehmen, daß das Innere dieſes Syſtems, die verſchiedenen Uebergänge der Klaſſen, beinahe mit jedem Jahr ſich ändern. Geld, Sitten, der Zeitgeiſt üben hier einen großen Einfluß aus, und machen beinahe alle zwei Jahre eine Reiſe an Ort und Stelle nothwendig.

Als ich vor einiger Zeit auf einer ſolchen Viſitationsreiſe in Rom verweilte, war ich Zeuge folgender Scenen, die ich aufzuzeichnen nicht unterlaſſen will, weil ſie vielleicht für manchen Leſer meiner Memoiren von Intereſſe ſeyn möchten.

Ich ging eines Morgens unter den Säulengängen der Peterskirche ſpazieren, dachte nach über mein Syſtem und die Veränderungen, die ihm durch die Miſſionäre in Frankreich und das Ueberhandnehmen der Jeſuiten drohte, da ſtieß mir ein Geſicht auf, das ſchon in irgend einer intereſſanten Beziehung zu mir geſtanden ſeyn mußte. Ich ſtand ſtille, ich betrachtete ihn von der Seite.

Er war ein ſchlanker, ſchöner, junger Mann; ſeine Züge trugen die Spuren von ſtillem Gram; dem Auge, der Form des Geſichtes nach war er kein Italiener, — ein Deutſcher, und jetzt fiel mir mit einem Male bei, daß ich ihn vor wenigen Monaten in Berlin, im Salon jener Dame geſehen hatte, die mir und dem ewigen Juden einen äſthetiſchen Thee zu trinken gegeben hatte. Es war jener junge Mann, deſſen anziehende Unterhaltung, deſſen angenehme Perſönlichkeit mir damals ein ſo großes Intereſſe eingeflößt hatten. Er war es, der uns damals ein Abenteuer aus ſeinem Leben erzählt hatte, das ich für würdig fand, bei der Beſchreibung jenes Abends mit aufzuzeichnen.

Ob ihn wohl die Liebe zu jener jungen Dame noch einmal in die heilige Stadt gezogen hatte? Ob ihm, wie mir, der düſtere Himmel ſeines Landes und die ſüße Langeweile der äſthetiſchen Thees im Hauſe ſeiner Tante ſo drückend wurde, daß er ſich unter eine ſüdlichere Zone flüchtete? Ich beſchloß, ſeine Bekanntſchaft zu erneuen, um über jenes intereſſante Begegniß, deſſen Erzählung der Jude unterbrochen, um über ihn ſelbſt, über ſeine Schickſale etwas Näheres zu vernehmen. Er ſtand an einer Säule des Portals, den Blick feſt auf die Thüre gerichtet; fromme Seelen, ſchöne Frauen, junge Mädchen ſtrömten aus und ein. Ich ſah, er blieb gleichgültig, wenigſtens ſchien ihn keine dieſer Geſtalten zu intereſſiren. Endlich erſcheint ein kleiner Florentiner Strohhut in der Thüre; war es die Form dieſes Hutes, waren es die weißen wallenden Federn, war es die einfache Roſe, aus welcher dieſer Buſch herwallte, was dem jungen

Mann so reizend, so bekannt dünkte? Noch konnte man weder Gestalt noch Gesicht der Dame sehen, aber seine Augen glänzten, ein Lächeln der erfüllten Hoffnung flog um seinen Mund, seine Wangen rötheten sich, er richtete sich höher auf und schaute unverwandt den Säulengang hin. Noch verdeckten zwei Pfaffen mit ihren Kapuzen die Nahende, jetzt bogen sie rechts ein, und ich sah ein holdes süßes Wesen heranschweben.

Wer, wie ich, erhaben über jede Leidenschaft, die den Sterblichen auf der Erde quält, die Dinge betrachtet, wie sie sind, nicht wie sie euch Liebe oder Haß, oder eure tausend Vorurtheile schildern, dem ist eine solche seltene Erscheinung ein Fest, denn es ist etwas Neues, Originelles. Ich gedachte unwillkürlich jener Worte des jungen Mannes, wie er uns den Eindruck beschrieb, den der Anblick jener Dame zum ersten Mal auf ihn machte, mit welchem Entzücken er uns ihr Auge beschrieb; — ich war keinen Augenblick im Zweifel, daß diese liebliche Erscheinung, die auf uns zukam, und jene räthselhafte Dame eine und dieselbe sey.

Ein glühendes Roth hatte die Züge des Jünglings übergossen. Er hatte den Hut gezogen; es war, als schwebte ihm ein Morgengruß oder eine freundliche Rede auf den Lippen, und überrascht von der stillen Größe des Mädchens sey er verstummt. Auch sie erröthete, sie schlug die Augen auf, als er sich verbeugte, sie warf einen fragenden Blick auf ihn, hielt einen kurzen Moment ihre Schritte an, als erwartete sie, von ihm angeredet zu werden; er schwieg, sie eilte bewegt weiter.

Der junge Mann ſah ihr mit trüben Blicken nach, dann folgte er langſamen Schrittes; oft blieb er, wie in Gedanken verloren, ſtehen. Ich ging ihm einige Straßen nach, er trat endlich in ein Kaffeehaus, wo ſich die deutſchen Künſtler zu verſammeln pflegen. Hatte ſchon früher dieſer Menſch und ſeine Erzählung meine Theilnahme erregt, ſo war ich jetzt, da ich Zeuge eines flüchtigen, aber ſo bedeutungsvollen Zuſammentreffens geweſen war, um ſo neugieriger, zu erfahren, in welchem Verhältniß der Berliner zu dieſer Dame ſtehe; daß es kein glückliches Verhältniß, kein gewöhnliches Liebesverſtändniß war, glaubte ich in ihren Mienen, in ihrem ſonderbaren Benehmen geleſen zu haben.

Man wird ſich erinnern, daß ich als hoffnungsvoller Zögling des ewigen Juden, als Herr von Stobelberg die Bekanntſchaft dieſes Mannes machte. Daher trat ich in dieſer Rolle in das Kaffeehaus. Der junge Herr ſaß in einem Fenſter und las in einem Brief. Ich wartete eine Weile, ob er wohl bald ausgeleſen haben werde, um ihn dann anzureden; aber er las immer. Ich trat von der Seite hinter ihn, um nach dem Schluß dieſes rieſengroßen Briefes zu blicken, — es waren wenige Zeilen von einer Frauenhand, die er, wie es ſchien, gedankenlos anſtarrte.

„Habe ich die Ehre, Herrn von S. vor mir zu zu ſehen?“ fragte ich in deutſcher Sprache, indem ich vor ihn trat.

„Der bin ich,“ antwortete er, indem er den düſtern Blick von dem Brief auf mich ſchlug und mein Compliment durch ein leichtes Neigen des Hauptes erwiederte.

„Sie ſcheinen mich nicht mehr zu kennen, und doch war ich ſo glücklich, einmal einen Abend im Hauſe Ihrer Tante in Berlin zu genießen, den vorzüglich Ihre Unterhaltung, Ihre intereſſanten Mittheilungen mir unvergeßlich machen.“

„Im Hauſe meiner Tante?“ fragte er, aufmerkſamer werdend. „Wie, war es nicht ein höchſt ennuyanter Thee? waren nicht einige männliche Weiber und einige zartweibliche Herren zugegen? Ich erinnere mich, ich mußte etwas erzählen. Doch Ihr Name, mein Lieber, iſt mir leider entfallen.“

„Baron von Stobelberg; ich reiste damals mit“ —

„Ah! mit einem ganz ſonderbaren Kauz von Hofmeiſter; jetzt erinnere ich mich ganz; er war ſo unglücklich, allen Damen, ohne es zu wollen, Sottiſen zu ſagen, und überſchnappte endlich, nämlich mit dem Stuhl?“

„So iſt's; wollten Sie erlauben, meinen Kaffee hier zu trinken? Ich bin noch ſo fremd hier, ich kenne keine Seele. Sie ſind wohl ſchon lange hier bekannt?“

Ein melancholiſches Lächeln zog um ſeinen Mund. „O ja, bin ſchon lange hier bekannt,“ antwortete er düſter. „Ich war früher in Geſchäften hier, jetzt zu — meiner Erholung.“

„Sie erinnern mich da auf einmal wieder an den Abend bei Ihrer Tante, mein Hofmeiſter brachte mich damals um einen köſtlichen Genuß. Sie erzählten uns ein kleines Abenteuer, das Sie mit einer Deutſchen in Rom gehabt. Ihre Erzählung war auf dem Punkte, eine Wendung zu nehmen, die uns über Vieles, namentlich über Ihre ſonderbare Verwechslung mit einem

Ebenbilde aufgeklärt hatte, da zerstörte mein Mentor durch seinen Fall meine schöne Hoffnung; ich war genöthigt, mit ihm den Salon zu verlassen und plage mich seitdem mit allerlei Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, wie es Ihnen möchte ergangen seyn, ob Sie sich mit Ihrem Ebenbilde geschlagen haben, ob Sie auch ferner der schönen Louise sich nahen konnten, ob nicht endlich ein Liebesverhältniß zwischen Ihnen entstanden. Kurz, ich kann Sie versichern, es peinigte mich Tage lang, die tollsten Conjekturen erfand ich, aber nie wollten sie passen."

Der junge Mann war während meiner Reden nachdenklich geworden; es schien etwas darin zu liegen, das ihm nicht ganz recht war; vielleicht ahnete er meine unbezwingliche Neugierde nach seinem Abenteuer, er blickte mich scharf an, aber er wich in seiner Antwort aus.

„Ich erinnere mich," sagte er, „daß wir damals alle bedauerten, Ihre Gesellschaft entbehren zu müssen. Sie waren uns allen werth geworden, und die Damen behaupteten, sie haben etwas Eigenes, Anziehendes, das man nicht recht bezeichnen könne, Sie haben einen höchst pikanten Charakter. Nun, Sie werden in der Zeit diese Damen entschädigt haben; wann waren Sie das letzte Mal bei meiner Tante?"

Ich sah ihn staunend an; „Ich hatte nie die Ehre, bei Ihrer Tante gesehen zu werden, als an jenem Abend."

Er entgegnete hierauf nichts, sprach vom Papst und dergleichen, kam aber immer wieder darauf zurück, mich durch eine Zwischenfrage nach Berlin ins Haus seiner Tante zu verlocken. „Was wollen Sie nur immer

wieder mit Berlin?“ fragte ich endlich, „ich war ſeit jenem Abend nicht mehr dort und reiste in dieſer Zeit in Frankreich und England. Sehen Sie einmal in meinen Paß, welch ungeheure Tour ich in dieſer Zeit gemacht habe!“

Er warf einen flüchtigen Blick hinein und erröthete. „Verzeihen Sie, Baron!“ rief er, indem er meine Hand ungeſtüm drückte, „vergeben Sie, ich hielt Sie für einen Spion meiner Tante.“

„Ihrer Tante? für einen Spion, den man Ihnen bis Rom nachſchickt?“

„Ach, die Menſchen ſind zu keiner Thorheit zu gut. Ich halte mich etwa ſeit zwei Monaten wieder hier auf. Meine Verwandten toben, weil ich meinen Poſten im Büreau des Miniſters plötzlich und ohne Urlaub verlaſſen habe; ſie beſtürmten mich mit Briefen, ich kam nicht; ſie wandten ſich an die preußiſche Geſandtſchaft hier; ſie fand aber nichts Verdächtiges an mir und ließ mich ungeſtört meinen Weg gehen. Vor einigen Tagen ſchrieb mir ein Freund, ich ſolle auf meiner Hut ſeyn, man werde einen Spion in meine Nähe ſenden, um alle meine Schritte zu bewachen.“

„Iſts möglich? und warum denn dies alles?“

„Ach, es iſt eine dumme Geſchichte, eine Anordnung meines verſtorbenen Vaters legt mir Pflichten auf, die — ein andermal davon — ich nicht erfüllen kann. Und Sie, lieber Stobelberg, hielt ich für den Spion. Sie vergeben mir doch?“

„Unter zwei Bedingungen,“ erwiederte ich ihm, „einmal, daß Sie mir erlauben, Sie recht oft zu

begleiten, um der Spion Ihres Spions zu seyn. Halten Sie mich nicht für indiskret, es ist wahre Theilnahme für Sie und der Wunsch, Ihnen nützlich zu werden. Sodann — theilen Sie mir, wenn es Ihnen anders möglich ist, den Schluß Ihres Abenteuers mit."

„Den Schluß?" rief er und lachte bitter, „den Schluß? ich wünschte, es schlösse sich, könnte es auch nur mit meinem Leben schließen. Doch kommen Sie, wir wollen unter jene Arkaden gehen. Die Künstler kommen um diese Zeit hieher, wir könnten nicht ungestört reden; wer weiß, ob man nicht einen von ihnen zu meinem Wächter ersehen hat."

Ich folgte Otto von S. — so hieß der junge Mann — unter die Arkaden. Er legte seinen Arm in den meinigen, wir gingen eine Weile schweigend auf und ab; er schien mehr nachdenklich als zerstreut.

„Es ist etwas, was mir Vertrauen zu Ihnen einflößt," hub er lächelnd an; „ich habe über den Ausspruch jener Damen in Berlin nachgedacht und finde ihn, so komisch er mir damals vorkam, dennoch bestätigt. Es ist mir, in den paar Viertelstunden, die wir beisammen sind, als seyen Sie ein Wesen, das ich längst kannte, als seyen Sie schon Jahre lang mein Freund. Und doch haben Sie nicht jenes Gutmüthige, Ehrliche, was an den Deutschen sogleich auffällt, was bewirkt, daß man ihnen gerne vertraut; Sie haben für Ihre Jahre viel Beobachtungsgeist in Ihrem Auge, und um Ihren Mund in gewissen Augenblicken einen Zug, der

nicht immer das beſtätigt, was Sie ſagen wollten. Und dennoch fühle ich, daß mir der Zufall viel geſchenkt hat, der Sie in jenes Haus führte, ich fühle auch, daß man Ihnen trauen kann, mein Lieber.“

„Ich halte nichts auf Geſichter und habe durch Erfahrung gelernt, daß ſie nicht immer der Spiegel der Seele ſind. Es freut mich übrigens, wenn etwas an mir iſt, das Ihnen Vertrauen einflößt. Es iſt vielleicht der rege Wunſch, Ihnen dienen zu können, was Ihnen einiges Vertrauen gibt?“

„Möglich; doch ich bin Ihnen einige Aufſchlüſſe über mich und mein Abenteuer hier in Rom ſchuldig. Ich erzählte Ihnen, wie ich mit Louiſe von Palden bekannt wurde“ —

„Erlauben Sie, nein; dieſen Namen höre ich zum erſten Mal. Sie erzählten uns, daß Sie eine junge Dame in den Lamentationen der ſixtiniſchen Kapelle kennen lernten, die Ihre ganze Aufmerkſamkeit erregte. Sie wurden von ihr mit einem Andern verwechſelt, Sie gefielen ſich in dieſem Quiproquo und verſetzten ſich unwillkürlich ſo in die Stelle des Liebhabers, daß Sie das Mädchen ſogar liebten“ —

„Und wie liebe ich ſie!“ rief er bewegt.

„Sie ſuchten die Dame lange vergeblich in Rom, der Zufall führte endlich das ſchöne Kind im Carneval als Maske an Ihre Seite. Es iſt ſchon dunkel, ſie glaubt in Ihnen den Freund zu finden; Sie, lieber Freund, benützen die Gelegenheit noch einmal, dieſen Scherz, der Ihnen ſo angenehm iſt, fortzuführen. Sie bringen die Dame auf eine Loge, um das Pferderennen

anzuſehen. Da erſcheint auf einmal der rechte Liebhaber, und Sie — erblicken ſich. Bis hieher hörte ich damals. Sie können Sich denken, wie begierig ich bin, zu hören, wie es Ihnen erging.“

Ich geſtehe, fuhr Herr v. S. fort, mir ſelbſt fiel die Aehnlichkeit dieſes Mannes mit meinen Zügen, meiner Geſtalt, ſelbſt meiner Kleidung überraſchend auf. Das letztere hatte wohl die Mode verſchuldet, die damals alle junge Welt zwang, ſich ſchwarz zu kleiden. Doch auch für die große Aehnlichkeit unſerer Züge, ſo auffallend ſie iſt, hat man Beiſpiele. Sie erinnern ſich vielleicht des Falles, der in Frankreich vorkam. Zwei Franzoſen trafen in Amerika zuſammen. Ihre Aehnlichkeit war ſo groß, daß man ſie gewöhnlich mit einander verwechſelte, der eine ſtarb, der andere, ein armer Teufel, wußte ſich ſeine Papiere zu verſchaffen, reiste nach Frankreich zurück und lebte mit der Frau des Verſtorbenen noch lange Jahre, bis der Betrug an den Tag kam.*

Der Herr und die Dame ſchienen nicht weniger überraſcht als ich; die letztere erröthete, ſie gedachte

---

* Die Möglichkeit einer ſolchen Verwechslung beweist ein Fall, der ſich vor einigen Monaten in Ravensburg im Würtembergiſchen zutrug. Zwei Zwillingsbrüder ſahen ſich täuſchend ähnlich. Der eine tödtete einen Mann und floh. Er wußte, daß ſein Bruder, der in Bregenz in einem öſterreichiſchen Regiment diente, deſertirt war. Der Mörder wandte ſich dorthin, zeigte ſich in der Gegend, ließ ſich als Deſerteur gefangen nehmen und viermal Spiesruthen jagen. Er diente einige Zeit in der Stelle ſeines Bruders, bis der Betrug durch einen Zufall entdeckt wurde.

vielleicht jenes Kuſſes, und es wurde ihr wohl mit einem Mal klar, daß es ſchon an jenem Abend nicht ihr Otto geweſen ſey, gegen den ſie ſich ſo zärtlich bewieſen. Der Herr mit meinen Geſichtszügen fragte mich in etwas barſchem Ton in ſchlechtem Franzöſiſch, wie ich dazu komme, dieſe Komödie zu ſpielen. Ich nahm, nicht aus Furcht vor ſeinem rollenden Auge, ſondern im Gefühl, ein Unrecht, vielleicht eine Unſchicklichkeit wieder gut machen zu müſſen, alle Artigkeit, die ich in der Welt gelernt hatte, zuſammen, und bat die Dame, mir einen Scherz zu vergeben, zu dem ſie mich ſelbſt verleitet habe. „Sie ſelbſt?“ rief bei dieſen Worten jener Mann, und ſeine Züge verzogen ſich immer mehr zum Zorn, „ſie ſelbſt? Es iſt ein abgekartetes Spiel, ich ſehe ſchon, ich bin der betrogene Theil. Doch ich will nicht ſtören.“ — Er ſagte dies vor Wuth zitternd, indem er ſich von ſeinem Platz entfernen wollte. Louiſe, — o ich habe ſie nie ſo ſüß, ſo wundervoll geſehen, wie in jenem Augenblicke; ſie ſchien mit aller Hingebung der Zärtlichkeit an dieſem Manne zu hängen; ſie ergriff bebend ſeine Hand, ſie rief ihn mit den liebevollſten Tönen; ſie betheuerte, ſich unſchuldig zu wiſſen, ſie rief mich zürnend zum Zeugen auf. Ich war hingeriſſen von dieſem Zauber der Liebe, der ſich mir hier zum erſtenmal in ſeiner ganzen Schönheit darſtellte. Es iſt etwas Schönes um ein Mädchen, das in ſanfter ſtiller Liebe iſt, es iſt etwas Heiliges, möchte ich ſagen. Aber der Schmerz inniger Liebe, das Zittern zärtlicher Angſt und dieſe Thränen in den blauen Augen, dieſes Flüſtern der ſüßeſten Namen von den feinen Lippen, und dieſe Röthe

der Angſt und der Beſchämung auf den zarten Wangen, es iſt ein Bild, irdiſcher zwar als jenes, aber von einer hinreißenden Gewalt.

„Ich kenne das,“ unterbrach ich dieſe redneriſchen Schilderungen des verliebten Berliners, dem die Dame ſeines Herzens in jeder neuen Form wieder lieblicher ſchien, „ich kenne das, ſo was Heiliges, ſo was Weinendes, Madonnenartiges, Grazienhaftes, Süßes, Bitterſchmerzliches, kurz ſo was Klagendes, Anziehendes, ich kenne das; aber wie war es denn mit dem zornigen Patron, der Euer Wohlgeboren ſo ähnlich?“

Er glaubte ihren Verſicherungen nicht; war es Eiferſucht, war es ſein leidenſchaftlicher Zorn, den er nicht bemeiſtern konnte, er ſtieß ſie zurück, er drohte, ſie nie mehr zu ſehen. Das Mädchen ſetzte ſich weinend auf ihren Stuhl. Die tobende Freude der Römer an dem Pferderennen, ihr Jauchzen, ihr Rufen ſtand in ſchneidendem Kontraſt mit dem ſtillen Schmerz dieſes Engels. Ich fühlte inniges Mitleiden mit ihr, ich fühlte mich tief verletzt, daß ein Mann eine Dame, ein Liebender die Geliebte ſo ſchnöde beleidigen könne. „Mein Herr,“ ſagte ich, „das Wort eines Mannes von Ehre kann Sie vielleicht überzeugen, daß die Schuld dieſer Scene allein auf mir ruht.“ „Eines Mannes von Ehre?“ rief er höhniſch lachend, „ſo kann ſich jeder Tropf nennen.“ Jetzt glaubte ich die Formen der geſellſchaftlichen Höflichkeit nicht weiter beobachten zu müſſen. Ich gab ihm ein wohlbekanntes Zeichen, flüſterte ihm meinen Namen, die Nummer meines Hauſes und die Straße zu, in welcher ich wohnte, und verließ ihn.

Es waren widerſtreitende Gefühle, die in meiner Bruſt erwachten, als ich zu Haus über dieſen Vorfall nachdachte. Ich mußte mir geſtehen, daß ich unbeſonnen, thöricht gehandelt hatte, die Rolle eines Andern bei dieſem Mädchen zu übernehmen. Es iſt wahr, der Zufall war ſo überraſchend, die Gelegenheit ſo lockend, ihre Erſcheinung ſo reizend, ſo anziehend, daß wohl Keiner der Verſuchung widerſtanden hätte. Aber mußte mich nicht ſchon der Gedanke zurückſchrecken, daß es ihr bei dem Geliebten ſchaden könnte, traf er uns beide zuſammen? in welch ungünſtigem Lichte mußte ich, mußte auch ſie ihm erſcheinen!

Und doch — wo iſt der Menſch, der nicht in einem ſolchen Falle ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen wüßte? Ich fühlte, daß ich dieſes unbekannte reizende Weſen liebe, und wie leicht entſchuldigt Liebe! und weil ich ſie liebte, haßte ich den begünſtigten Mann. Er war ein Barbar in meinen Augen; wie konnte er die Geliebte ſo grauſam behandeln? Wie durfte er, wenn er ſie wahrhaft liebte, an ihrer Tugend zweifeln, und wer, der jemals in dieſes treue ſeelenvolle Auge geſehen, wer konnte an der Reinheit dieſes Engels zweifeln?

Am Morgen nach dieſer Begebenheit bekam ich einen italieniſchen, ſchlechtgeſchriebenen Brief, er enthielt die Bitte einer Signora Maria Campoco, dem Ueberbringer des Briefes in ihr Haus zu folgen, wo ſie mir etwas Wichtiges zu ſagen habe. Ich kannte keine Dame dieſes Namens, ich fragte den Diener nach der Straße, er nannte mir eine, von welcher ich nie gehört hatte. Eine Ahnung ſagte mir übrigens, dieſer Brief

könnte mit meinem Abenteuer von geſtern zuſammenhängen; ich entſchloß mich, zu folgen. Der Diener führte mich durch viele Straßen in eine Gegend der Stadt, die mir völlig unbekannt war. Er beugte endlich in eine kleine Seitenſtraße, ein Brunnen, eine Madonna von Stein fiel mir ins Auge, es war kein Zweifel, ich befand mich an dem Haus, wohin ich Louiſen aus den Lamentationen begleitet hatte.

Es war ein kleines unſcheinbares Haus, deſſen Thüre der Diener aufſchloß; über einen finſtern Gang, eine noch dunklere Treppe brachte er mich in ein Zimmer, deſſen Eleganz nicht mit dem übrigen Anſehen des Hauſes übereinſtimmte. Nachdem ich eine Weile gewartet hatte, erſcholl das Klaffen vieler Hunde, die Thüre öffnete ſich — aber nicht meine Schöne, ſondern eine kleine, wohlbeleibte, ältliche Frau trat, umgeben von einer Schaar kleiner Hunde, ins Zimmer.

Es dauerte ziemlich lange, bis Taſſo, Arioſto, Dante, Alfieri und wie die Kläffer alle hießen, über den Anblick eines fremden Mannes beruhigt waren und die kleine Dame endlich zum Wort kommen konnte. Sie ſagte mir ſehr höflich, ſie habe mich rufen laſſen, um wegen einer Angelegenheit ihrer Nichte, Louiſe von Palden, mit mir zu ſprechen. — Das Verlangen, das ſchöne Kind wiederzuſehen, mich bei ihr ſelbſt zu entſchuldigen, gab mir eine Nothlüge ein: ich fragte ſie in ſo miſerablem Italieniſch, als mir nur möglich war, ob ſie Franzöſiſch oder Deutſch verſtehe. Sie verneinte es, ich zuckte die Achſeln und gab ihr mehr durch Zeichen als Worte zu verſtehen, daß ich der italieniſchen

Sprache durchaus nicht mächtig ſey. Sie beſann ſich eine Weile, ſagte dann, ich könnte in ihrer Gegenwart mit ihrer Nichte ſprechen und entfernte ſich.

Wie ſchlug mein Herz von Erwartung, von Liebe bewegt! Wie beſchämt fühlte ich mich, in ihren Augen als ein Nichtswürdiger zu ſcheinen, der ihren Irrthum auf ſo indiskrete Art benutzte! Die hündiſche Leibwache der Signora verkündete, daß ſie nahe. Ich fühlte ſeit langer Zeit zum erſten Mal eine Verlegenheit, ein Beben; ich fühlte, wie ich erröthete, jene Sicherheit des Benehmens, das mich Jahre lang begleitet hatte, wollte mich in dieſem Augenblicke verlaſſen.

Sie kam, ſie dünkte mir in dem einfachen reizenden Negligé lieblicher als je und ihre Verwirrung, als ſie mich ſah, der Unmuth, den ich in ihrem Auge zu leſen glaubte, vermochte ihre Anmuth nicht zu ſchwächen. „Mein Herr, es iſt eine ſonderbare Begebenheit, die Sie in dieſes Haus führt," ſprach ſie mit jenen klangvollen Tönen, die ich ſo gerne hörte; „Sie müſſen ſelbſt geſtehen," ſetzte ſie hinzu, aber ſey es, daß die Erinnerung an jenen Abend ſie zu unangenehm berührte, ſey es, daß ſie einem meiner Blicke begegnete, die vielleicht mehr als Ehrfurcht ausdrückten, ſie ſchlug die Augen nieder, erröthete aufs neue und ſchwieg.

Ich faßte mich, ich ſuchte mich zu entſchuldigen ſo gut es ging; ich erzählte ihr, wie ich ſie hülflos und in Ohnmacht in der Kirche gefunden, wie ich ihren Irrthum nicht habe berichtigen können, aus Furcht, ſie möchte meine Begleitung ablehnen, die ihr in ihrem damaligen Zuſtande ſo nothwendig war. Meine zweite Unbeſonnenheit

ſchob ich auf die Maskenfreiheit des Carnevals, ich ſuchte einen Scherz daraus zu machen, ich behauptete, es ſey an dieſem Abend erlaubt, jede Maske vorzunehmen, und ſo habe ich die ihres Freundes vorgenommen. Ich glaubte, ſagte ich, in dieſen Scherz um ſo eher eingehen zu dürfen, da wir Landsleute ſind und die Deutſchen in Rom, als Kinder einer Heimath, nur eine große Familie ſeyn ſollten.

„Eine gefährliche Verwandtſchaft!“ unterbrach ich den jungen Berliner, indem ich mich im Stillen über ſeine jeſuitiſche Logik freute; „wie? brachte die Dame nicht das Corpus juris und den — — — — gegen Sie in Anwendung? In Schwaben möchte zur Noth ein ſolches Verwandtſchaftsſyſtem gelten, oder bei den Juden, welche Herren und Knechte, Norden und Süden „unſere Leute“ nennen; aber Deutſchland, bedenken Sie, daß es in zweiunddreißig Staaten getheilt iſt, wo iſt da ein Verwandtſchaftsband möglich? Wenn Sie ſich im Himmel oder in der Hölle treffen, ſo heißen ſie nur Oeſterreicher, Preußen, Hechinger und fürſtlich Reußiſche Landeskinder!“

Louiſe mochte auch ſo denken, fuhr er fort. Doch nöthigte ihr meine Deduction ein Lächeln ab, es ſchien ihr angenehm, über dieſe Punkte ſo leicht weggehen zu können. Sie klagte ſich ſelbſt an, dieſen Irrthum veranlaßt zu haben, ſie vergab, ſie erlaubte mir, ihre ſchöne Hand zu küſſen. Doch ihre Blicke wurden wieder düſter. Sie ſagte, wie ſie nur zu deutlich bemerkt habe, daß ich tief beleidigt weggegangen ſey, daß dieſer Streit noch eine gefährlichere Folge haben könne. Ihr Auge füllte ſich mit Thränen, als ſie dies ſagte. Sie beſchwor mich,

ihrem Freund zu vergeben, ſie ſuchte ihn zu entſchuldigen, ihn, der ſie ſelbſt ſo tief beleidigt hatte; ſie ſprach mit ſo zärtlicher Wärme für den Mann, der ſo ganz vergeſſen hatte, daß die wahre Liebe glauben und vertrauen müſſe, der ſo niedrig war, dieſer reinen Seele gegenüber gemeine Eiferſucht zu zeigen. Ich wäre glücklich, ſelig geweſen, hätte dieſes Mädchen ſo von mir geſprochen!

Ich fragte ſie, ob ſie in ſeinem Auftrag mir dieſes ſage? Sie war betreten, ſie antwortete, daß ſie gewiß wiſſe, daß es ihm leid ſey, mir jene Worte geſagt zu haben; ich verſprach, wenn er mir dies ſelbſt ſagen werde, nicht mehr an die Sache zu denken. Wie heiter war ſie jetzt, ſie ſcherzte über ihren Irrthum, ſie verglich meine Züge mit denen ihres Freundes, ſie glaubte große Aehnlichkeit zu finden, und doch ſchien es ihr unbegreiflich, wie ſie nicht an meinen Augen, meiner Stimme, an meinem ganzen Weſen ihren Mißgriff erkannt habe. Sie rief ihrer Tante zu, daß ſie ihren Zweck vollkommen erreicht habe.

Signora Campoco, die während der ganzen Scene am Fenſter geſeſſen und bald die Leute auf der Straße, bald ihre Hündchen, bald uns betrachtet hatte, kam freundlich zu mir, dankte für meine Gefälligkeit, ihr Haus beſucht zn haben, und bemerkte, ſie hätte nie geglaubt, daß unſere barbariſche Sprache ſo wohltönend geſprochen werden könne. Sie ſehen, ich hatte jetzt nichts mehr in dieſem Hauſe zu thun; ſo gerne ich noch ein Stündchen mit Fräulein von Palden geplaudert hätte, ſo neugierig ich war, ihre Verhältniſſe in Deutſchland und ihre Lage in Rom zu erfahren, — der Anſtand forderte, daß ich Abſchied nahm, mit dem unglücklichen

Gefühle Abſchied nahm, dieſe Schwelle nie mehr betreten zu können. Signora, ſie hätte ſich vielleicht gekreuzt, hätte ſie gewußt, daß ein Ketzer vor ihr ſtehe, Signora empfahl mich der Gnade der heil. Jungfrau und Louiſe reichte mir traulich die Hand zum Scheiden. Ich fragte ſie noch, wie der Herr heiße, mit welchem ich das Glück gehabt habe, verwechſelt zu werden. Sie erröthete und ſagte: „er will zwar hier nicht gekannt ſeyn und ſo zurückgezogen als möglich leben, doch warum ſollte ich Ihnen ſeinen Namen verhehlen? Ich möchte ſo gerne, daß Sie Freunde würden. Er heißt — — — — und wohnt — — — —“

So „etwas breit nach Art der lieben Jugend“ hatte mir der junge Mann den weiteren Verlauf ſeines Abenteuers erzählt; ich hörte im gerne zu, obgleich nichts peinlicher für mich iſt, als eine lamentable Liebesgeſchichte recht lang und gehörig breit erzählen zu hören; aber intereſſant war mir dabei die Art, wie er mir erzählte. Sein ausdrucksvolles Auge ſchien die Glut ſeiner Gefühle wiederzuſtrahlen, ſeine Züge nahmen den Charakter düſterer Wehmuth an, wenn er ſich unglücklich fühlte, und ein angenehmes Lächeln erheiterte ſie, wenn er mir die Reize der jungen Dame zu beſchreiben ſuchte. Plötzlich, als er mir eben erzählte, wie er das Haus der Signora verlaſſen habe, drückte er meinen Arm feſter und brach in einen kleinen Fluch aus. „So muß der Teufel dieſen Pfaffen doch überall haben!“ rief er und wandte ſich unmuthig um. Ich war erſtaunt, welchen Pfaffen ſollte ich denn überall haben? Ich fragte ihn, was ihn ſo aufbringen könne.

„Sehen Sie nicht hin, sonst müssen wir grüßen," gab er mir zur Antwort, „ich kann ihn nicht ansehen, den Jesuiten."

Ich stellte mich, als befolge ich treulich seinen Befehl; doch konnte ich nicht umhin, einen Seitenblick in die Straße zu werfen und sah wirklich ein höchst ergötzliches Schauspiel. Die Straße herauf kam ein hoher Prälat der Kirche, der Kardinal Rocco, ein Mann, der schon längst als einer der zweiten Klasse mit dem Prädikat gut auf meinen Tafeln verzeichnet ist. Eine große majestätische Gestalt voll stolzer Würde; sein weißes Haar, von einem einfachen rothen Käppchen bedeckt, stach sonderbar ab gegen ein Gesicht, das man eigentlich reich nennen könnte. Gewölbte Brauen, große Augen, eine Adlernase, die Unterlippe etwas übermüthig gezogen, das Kinn und die Wangen voll und kräftig. Ueber das rollende Untergewand trug er einen Talar, dessen eines Ende er in malerischen Falten über den Arm gelegt hatte, das andere Ende hielt in einiger Entfernung hinter ihm herschleichend sein Diener, ebenfalls ein Mönch, ein dürres bleiches Geschöpf, dessen tückische Augen nach allen Seiten spähten, ob seine Eminenz von den Gläubigen ehrfurchtsvoll, wie es sich gebührt, berüßt werden.

Der Gang des Kardinals war der eines Siegers und eine solche Erscheinung in diesen Straßen erinnerte nur zu leicht an die Senatoren der ewigen Stadt.

„Sehen Sie, wie er hingeht, dieser Pharisäer," flüsterte der junge Mann, mit den Zähnen knirschend. „Sehen Sie, wie der Pöbel sich zum Handkuß drängt,

mit welcher Würde, mit welcher Grazie er ſeinen Segen ertheilt. Theaterpoſſen! Wenn dieſe Leute wüßten, was ich von ihm weiß, ſie würden dieſem Phariſäer, dieſem Verfälſcher des Geſetzes die Inſignien ſeiner Würde vom Leibe reißen, oder ſie wären werth, von einem Türken beherrſcht zu werden."

„Was bringt Sie ſo auf, verehrter Freund? Wer iſt dieſer Ehrenmann? was hat er Ihnen zu leid gethan? hängt er mit Ihren Abenteuern zuſammen?" Ich mußte lange fragen, bis er mich hörte, denn er ſchaute mit durchbohrenden Blicken der Eminenz nach und murmelte Verwünſchungen wie ein Zauberer.

„Ob ich ihn kenne? ob er mir etwas zu leid gethan? O! dieſer Menſch hat ein Leben vergiftet, ein Herz zu Boden getreten, das — doch Sie werden mehr von ihm hören; es iſt der Kardinal Rocco, der Satan iſt nicht ſchwärzer als er; mit ſeinem rothen Hut deckt er alle Sünden zu, aber trotz dem, daß er geweiht iſt, wird ihn dennoch der Teufel holen!"

Da hat es gute Wege, dachte ich; Nr. 2, gute Sorte! doch was konnte dieſer Berliner gegen Rocco haben? Unmöglich konnte ich glauben, daß ſein Proteſtantismus ſo tief gehe, daß er jeden, der violette Strümpfe trug, in die Hölle wünſchen mußte. Er hatte ſich wieder geſammelt. „Vergeben Sie dieſe Hitze, Sie werden mir einſt Recht geben, ſo zu urtheilen, wenn ich Sie erſt mit dem Treiben dieſes Menſchen bekannt mache. Doch jetzt noch einiges zum Verſtändniß meines Abenteuers. Die Geſchichte mit — war bald abgethan. Er ſchickte einen Franzoſen zu mir, der mir erklärte, daß jener ſich in

mir geirrt habe und um Verzeihung bitte. Durch ihn erfuhr ich auch, daß Louisens Geliebter früher Offizier, und zwar in .... schen Diensten gewesen sey.

Um diese Zeit kam die Schwester des sächsischen Gesandten nach Rom, sich einige Zeit mit ihrer Familie bei ihrem Bruder aufzuhalten. Ich war am ersten Abend ihres Aufenthalts zufällig zugegen, und — stellen Sie sich einmal mein Erstaunen vor, als ich hörte, wie sie eine andere Dame fragte, ob nicht ein Fräulein von Palden hier lebe? Ich wandte mich unwillkürlich ab, um nicht dem ganzen Kreise mein Erröthen, mein Entzücken zu zeigen; es war mir etwas so Neues, so Schönes, Louisens Namen aus einem fremden Munde zu hören. Jedoch keine der anwesenden Damen wollte von ihr wissen, und ich fühlte mich nicht berufen, unaufgefordert mein Geheimniß mitzutheilen.

Deutsche, besonders Frauen, pflegen immer großen Antheil an Landsleuten zu nehmen; es konnte daher nicht anders seyn, als daß man seine Verwunderung laut darüber aussprach, daß ein deutsches Fräulein in Rom lebe, die auch nicht einem von allen bekannt seyn sollte? Wer ist sie? ist sie schön? wie kommt sie nach Rom? fragte man einstimmig, und wie lauschte ich, wie pochte mein Herz, endlich über das interessante Wesen etwas zu hören.

Sie erzählte, wie sie in ....th Louisen kennen gelernt, die damals durch ihr schönes Aeußere, durch ihre Liebenswürdigkeit, ihren Verstand die ganze Stadt beschäftigt, ihre näheren Bekannten bezaubert habe. Um so auffallender sey auf einmal ein Liebeshandel gewesen,

der ſich zwiſchen einem Offizier, einem bürgerlichen Subjekt, und der Tochter des Geheimraths Palden entſpann. Dieſer Menſch habe außer ſeiner ſchönen Figur und einem blühenden Geſicht keine Vorzüge, nicht einmal gute Sitten gehabt. Dem Vater ſey dieſe Geſchichte zu ernſtlich geworden, er habe den Offizier zu einem Regiment zu verſetzen gewußt, das mit einem Theil der franzöſiſchen Armee nach Spanien beſtimmt war. Man habe ſich in ....th allgemein gefreut über die Art, wie ſich Fräulein Palden in dieſe Wendung fügte; doch bald erfuhr man, daß die Verbindung mit dem Offizier nichts weniger als abgebrochen ſey, ſondern durch Armeekuriere und dergleichen Briefe gewechſelt werden. Es vergingen ſo beinahe zwei Jahre. Die Armee kehrte zurück, doch nicht mit ihr jener Offizier. Man ſagte in Geſellſchaften und in Louiſens Nähe, er ſey wegen einer Ehrenſache aus dem Dienſt getreten. Seine Kameraden ſchwiegen hartnäckig hierüber, doch gab es einige Stimmen im Publikum, die von einer vortheilhaften Heirath, andere, die von einer Entführung oder von beiden ſprachen, kurz man bemerkte, daß Herr v...., ſo hieß der Offizier, ſeiner Dame ungetreu geworden ſey. Um dieſe Zeit ſtarb der alte Herr von Palden. Seine erſte Frau war eine Römerin, das Fräulein entſchloß ſich auf einmal zu großer Verwunderung der Stadt ....th, zu ihren Verwandten nach Rom zu ziehen.

So viel wußte die Schweſter des Geſandten von Louiſen. Es war mir genug, um ihr Verhältniß zu..... ganz in der Ordnung zu finden; nur war es mir unbegreiflich, was ihn bewogen haben könnte, nach Rom zu gehen;

oder kam er erſt nach ihr hierher? und warum heirathen ſie ſich nicht, da doch ihre Hand jetzt frei und von niemand abhängig iſt?

Ich quälte mich mit dieſen Gedanken. Ich hätte ſo gerne mehr und immer mehr von dem holden Kind erfahren; ich fühlte lebhaft den Wunſch, ſie wieder zu ſehen, zu ſprechen; ich wollte ja nicht geliebt werden, nur ſehen, nur lieben wollte ich ſie. Da fiel mir bei, wie ich dies ſo leicht möglich machen könnte. Ich durfte ja nur der Schweſter des Geſandten ſagen, wo ſich Louiſe aufhalte, und dann konnte ich gewiß ſeyn, ſie ſchon in den nächſten Tagen im Hotel des Geſandten zu ſehen. Ich that dies, und mein Wunſch wurde erfüllt.

Ein Bekannter des Herrn von S. geſellte ſich hier zu uns und unterbrach zu meinem großen Aerger die Erzählung. Ich machte noch einige Gänge mit ihnen unter den Arkaden; als ich aber ſah, daß der Bekannte ſich nicht entfernen wolle, fragte ich den Berliner nach ſeiner Wohnung und ging mit dem Vorſatz, ihn am nächſten Morgen zu beſuchen. Ich muß geſtehen, ich fing an, die Geſchichte des jungen Mannes weniger anziehend zu finden, weil ſie mir in eine gewöhnliche Liebesgeſchichte auszuarten ſchien. Doch zwei Umſtände waren es, die mir von neuem wieder Intereſſe einflößten und mich beſtimmten, ſeine Abenteuer zu hören. Ich erinnerte mich nämlich, wie überraſchend ſein Anblick, ſein ganzes Weſen in Berlin auf mich gewirkt hatten. Es war nicht der gewöhnliche Kummer der Liebe, wie er ſich bei jedem Amoroſo vom Mühlendamm ausſpricht; es war ein Gram, ein tieferes Leiden, das mir um ſo anziehender

dünkte, als es nur ganz unmerklich und leiſe durch jene Hülle ſchimmerte, womit die geſellſchaftlichen Formen die weinende Seele umgeben. Er ſchien ein Unglück zu kennen, zu theilen, das ihn unausgeſetzt beſchäftigte, zu welchem ihn die Erinnerung ſogar mitten in einem äſthetiſchen Thee zurückführte.

Das Zweite, das mich zu dem jungen Mann und ſeinem Abenteuer zog, war die Scene, die ich Morgens vor der Peterskirche beobachtet hatte. Ich hatte dort bemerkt, daß er ſie mit Sehnſucht erwarte; ſie war gekommen, aber es ſchien kein fröhliches Zuſammentreffen. Sie ſchien ihn etwas mit ihren Blicken zu fragen, das er nicht beantworten, ſie ſchien etwas zu verlangen, das er nicht erfüllen konnte; wie ſchwer mußte es ihm werden, in der Ferne zu ſtehen und dem holden Mädchen durch keine Sylbe zu antworten! Er ließ ſie gehen, wie ſie gekommen, aber dann ſandte er ihr Blicke voll zärtlicher Liebe nach. Warum ſagte er ihr nicht auf der Stelle, wie er ſie liebe? Welche Gewalt mußte ſie über ihn ausüben, um ihn in dieſe engen Schranken einer beinahe blöden Beſcheidenheit zurückzuweiſen? Wie viel es *ſie* koſte, ſah ich an ihrem Auge, in welchem eine Thräne perlte, als ſie weiterging.

Dieſe Fragen drängten ſich mir auf, als ich über den jungen Mann und die räthſelhafte Dame nachdachte. Wo nicht ein blindes Fatum waltet, und ein Uhrwerk die Gedanken der Sterblichen treibt, da lernt keiner aus, ſey er Gott oder Teufel. Wohl ſagt der Menſch, der kleinlich nur auf die Reſultate ſeiner Geſchichte ſieht: „es wiederholt ſich alles im Leben;“ aber *wie* es ſich

wiederhole, wie der endliche Geist in seiner kurzen Spanne Zeit wächst und ringt und strebt, und gegen die alte Nothwendigkeit ankämpft, das ist ein Schauspiel, das sich täglich mit ewig neuem Reize wiederholt; und das Auge, das von Weltintriguen gesättigt, vom Anschauen der Kämpfe großer Massen ermüdet ist, senkt sich gerne abwärts zum kleineren Treiben des Einzelnen. Drum möge es keinem jener verehrlichen Leute, für die ich meine Memoiren niederschreibe, kleinlich dünken, daß ich in Rom, wo so unendlich viel Stoff zur Intrigue, ein so großer Raum zu einem diabolischen Festtagsspiel ist, mit einer Liebeshistorie mich befasse.

Am Abend dieses Tages fuhr ich mit einigen griechischen Kaufleuten auf der Tiber. Wir hatten eine der größeren Barken bestiegen und die freien Sitze des Vordertheils eingenommen, weil das Zelt in der Mitte, wie uns die Schiffer sagten, schon besetzt war. Der Abend war schwül und wirkte selbst mitten im Fluß so drückend und ermattend auf diese Menschen, daß unser Gespräch nach und nach verstummte. Ich vernahm jetzt ein halblautes Reden und Streiten im Innern des Zeltes, ich setzte mich ganz nahe hin und lauschte. Es waren zwei Männer und eine Frau, so viel ich aus ihren Stimmen schließen konnte. Sie sprachen aber etwas verwirrt und gebrochen; der eine hatte gutes wohltönendes Italienisch, er sprach langsam und mit vieler Salbung. Die Dame mischte unter sechs italienische Worte immer zwei spanische und ein französisches; der andere Mann, der wenig, aber schnell und mit Leidenschaft sprach, hatte jene murmelnde, undeutliche

Ausſprache, an welcher man in Italien ſogleich den Deutſchen oder Engländer erkennt.

Ein kleiner Riß in der Gardine des Zeltes ließ mich die kleine Geſellſchaft überſchauen; und o Wunder! jene ſalbungsvolle Rede entſtrömte dem Kardinal Rocco. Ihm gegenüber ſaß eine Dame, ſchon über die erſte Blüthe hinaus, aber noch immer ſchön zu nennen. Ihre beweglichen ſchwarzen Augen, ihre vollen Lippen, ihr etwas nachläſſiges Koſtüm, deſſen Schuld der ſchwüle Abend tragen mußte, zeigten, daß ſie mit den erſten Dreißig die Luſt zum Leben noch nicht verloren habe. An ihrer Seite glaubte ich auf den erſten flüchtigen Anblick Otto von S. zu erkennen. Doch die Züge des Mannes im Zelte waren düſterer, ſein Auge blickte nicht ſo offen und frei, wie das des Berliners, — ich war keinen Augenblick im Zweifel, es mußte ſein Doppelgänger ſeyn. Aber wie! die Dame war nicht Louiſe von Palden; durfte dieſer Mann ſo traulich neben einer andern ſitzen, ohne dieſelbe Schuld wirklich zu tragen, die er der Geliebten aufbürden wollte?

„Gilt dir denn meine Liebe, meine Zärtlichkeit gar nichts?“ hörte ich die Dame ſagen, „nichts meine Aufopferung, nichts meine Leiden, nichts meine Schande, der ich mich um deinetwillen ausſetzte? Ein Wort, ein einziges Wort kann uns glücklich machen. Du ſagſt immer morgen, morgen! Es iſt jetzt Abend, warum willſt du morgen doch wieder nicht?“

„Mein Sohn!“ ſprach der Kardinal, „ich will nichts davon ſagen, daß Euer langes Zögern, Eure fortwährende Weigerung für unſere heilige Kirche

Beleidigung iſt. Ich weiß zwar wohl, nicht Ihr ſeyd es, der dieſe Zögerungen verſchuldet, der Teufel, der leibhaftige Satan ſpricht aus Euch; es iſt das letzte Zucken Eurer ketzeriſchen Irrthümer, was Euch die Wahrheit nicht ſehen läßt; aber beim heiligen Kreuz, den Nägeln und der heiligen Erde beſchwöre ich Euch, folget mir; laſſet Euch aufnehmen in den heiligen Schooß der Kirche zur Verherrlichung Gottes."

Ha! dachte ich, den haben ſie gerade recht in den Krallen. Ein ſchönes Weib, ein Kardinal Rocco und ein paar Gewiſſensbiſſe, wie der Herr im Zelte zu haben ſchien — da kann es nicht fehlen! — Er ſeufzte, er blickte bald die Dame, bald den Prieſter mit unmuthigen Blikken an. „Ich will ja alles thun, ins Teufels Namen, alles thun," ſagte er, „mein Leben iſt ohnedies ſchon verſchuldet und vergiftet, aber wozu dieſe ſonderbare Procedur? Warum ſoll ich vor der Welt zum Narren werden, um die Ehre von Donna Ines wiederherzuſtellen?"

„Mein Sohn, mein Sohn, wie frevelt Ihr! Zum Narren werden, ſagt Ihr? o Ihr verſtockter Ketzer, Ihr alle ſeyd von eurer Taufe an, wo der Satan zu Gevatter ſteht, Renegaten, Abtrünnige! Es iſt alſo nur eine Rückkehr, kein Uebertritt, keine Ableugnung eines früheren Glaubens. Ihr hattet ja vorher keinen Glauben; Ihr werdet doch nicht die Ketzerei ſo nennen wollen, die der Erzketzer in Wittenberg aus den Fetzen, die er dem Heiligthum geſtohlen, zuſammen ſtückelte?"

„Laſſet mich, Eminenz! es iſt einmal gegen meine Ueberzeugung; ich müßte mich ja vor ganz Deutſchland ſchämen."

„O verſtockter Ketzer! Schämen, ſagt Ihr? hat ſich der liebe Mann, der Herr von Haller, auch geſchämt? Schämen! wie ein Heiliger würdet Ihr da ſtehen; braucht ſich ein Heiliger zu ſchämen? Hat ſich der treffliche Hohenlohe geſchämt, umgeben von Ketzern, ſeine Wunder zu verrichten? Es ſey gegen Eure Ueberzeugung, ſaget Ihr? da ſieht man wieder den Deutſchen, nicht wahr, Donna Ines, den ehrlichen Deutſchen? Zu was denn immer Ueberzeugung? Das iſt ja gerade das Wunderbare am Glauben, daß er von ſelbſt wirkt ohne Ueberzeugung. Geſetzt, Ihr wäret krank, mein lieber Freund; man ſchickt Euch den erſten Arzt der Chriſtenheit; Ihr ſeyd nicht überzeugt, daß er der alleinige wahre Arzt iſt, aber Ihr laßt Euch gefallen, ſeine Arzneien einzunehmen, und ſiehe, ſie wirken auf Euren Körper, ohne Ueberzeugung, gerade wie unſer Glaube auf die Seele.“

„Otto!“ ſprach Dame Ines mit ſchmelzenden Tönen, „theurer Otto! Siehe, wenn mich der heilige Mann hier nicht abſolvirt und beruhigt hätte, ich müßte ja ſchon längſt verzweifelt ſeyn, einen Ketzer ſo innig zu lieben! Wie leicht wird es dir gemacht, einer der Unſrigen zu ſeyn, und dann ein Weib auf ewig glücklich zu machen, das dir alles opferte! Und bedenke die ſchöne Villa an der Tiber, und das köſtliche Haus neben dem Palaſt Seiner Eminenz! dies alles will uns der heilige Vater zur Ausſtattung ſchenken; biſt du nicht gerührt von ſo vieler Liebe?“

„Nicht verhehlen kann ich es Euch, mein Sohn,“ fuhr der beredte Mann mit dem rothen Hute fort, „nicht

verhehlen kann ich es Euch, daß man im Lateran noch heute von Euch ſprach, daß es ſogar Seiner Heiligkeit ſelbſt auffällt, daß Ihr ſo lange zögert. Bis über acht Tage naht ein großes Feſt heran; welch herrliche Gelegenheit, etwas zu Gottes Ehre zu thun, bietet ſich Euch dar!"

„Wozu doch dieſe Oeffentlichkeit?" fragte Otto, „ich haſſe dieſes Rühmen und Ausſchreien in alle Welt. Laſſet mich ſtill in einer Kapelle die Ceremonie verrichten; was nützt es Euch, ob ich laut und offen das Opfer bringe! O Louiſe, Louiſe! Es tödtet ſie, wenn ſie es hört!"

„Elender!" rief die Dame, indem ſie in Thränen ausbrach, „ſind das deine Schwüre? Du falſches Herz! ich habe dir Alles, Alles geopfert, und ſo kannſt du vergelten? O Barbar! gehe hin zu ihr, lege dich nieder in ihre Feſſeln, aber wiſſe, daß ich mich in die Tiber ſtürze, über meine armen Würmer, meine unglücklichen Kinder mag ſich Gott erbarmen!"

„Kinder, Kinder! Meine fromme Tochter, mein lieber, aber verblendeter Sohn, wozu dieſer Scandal, dieſe Scene auf dem Schiffe? ſtillet Eure Thränen, ſchöne Frau, es wird noch alles gut werden; kommt, ich will einen väterlichen Kuß auf Eure Augen drücken, ſo. Und Ihr, wiſſet Ihr nicht, daß Ihr Euch verſündiget gegen Donna Ines? Was wollt Ihr nur immer wieder mit der Ketzerin, die einſt Eure Sinne zu beſtricken wußte? Haben wir Euch nicht Beweiſe genug gegeben, daß ſie in einem ſtrafwürdigen Verhältniß zu dem Teufel iſt, der Eure Geſtalt und Sprache angenommen hat?"

„Welch einfältiges Mährchen!“ rief der junge Mann; „was wollt Ihr auch den Teufel ins Spiel ziehen? ein ehrlicher Berliner iſt er, ein Tropf, dem ich das Mädchen nicht gönnen mag, wenn ſie mich auch zehnmal betrog?“

„Mein Sohn, die heilige Jungfrau ſchütze uns, aber der Satan ſelbſt iſt es; hat es nicht letzthin meinem dienenden Frater Piccolo geträumt, der Teufel gehe hier in der heiligen Stadt ſpazieren? Alle ſeine Träume ſind noch eingetroffen; der deutſche Baron iſt der hölliſche Geiſt ſelbſt. Wer es aber auch ſey, ſie hat Euch betrogen. Hat nicht die fromme Frau Maria Campoco Euch ſelbſt dieſes Geſtändniß über ihre Nichte gemacht? was wollet Ihr nur auf die treuloſe Ketzerin Rückſicht nehmen! — Und ſchaut, was ich Euch hier mitgebracht habe,“ fuhr Seine Eminenz fort, indem ſie ein großes Papier entfaltete. „Sehet, wie ich Wort halte: ich habe Euch verſprochen, die Liſte aller derer mitzubringen, welche in Eurem Deutſchland öffentliche Ketzer, insgeheim aber gute Chriſten der wahren Kirche ſind; da, leſet!“

Der junge Mann las und ſtaunte; er ſah den Kardinal fragend an, ob er denn wirklich dieſer Schrift trauen dürfe. Donna Ines, welche bemerkte, welch günſtigen Eindruck dieſe Liſte mache, zog die Hand des heiligen Mannes an den Mund und bedeckte ſie mit feurigen Küſſen der Andacht.

„Nicht wahr,“ fuhr Rocco fort, „da ſtehen wohlklingende Namen? Profeſſoren, Grafen, Fürſten ſogar; freilich dieſe Leute können nicht ſo öffentlich ſich erklären,

Freundchen, die Politik, die Rückſicht auf ihre ketzeriſchen Unterthanen erlaubt das nicht; aber im Herzen, im Herzen ſind ſie unſer. Da, dieſer Nr. 8, ich kann Eure barbariſchen Namen nicht ausſprechen, der wird ſich ſogar öffentlich erklären und ſeine Irrthümer abſchwören. Der da oben wird auch einen wichtigen Schritt vorwärts thun. O! und bedenket, was erſt in Frankreich, ſelbſt in England für uns gethan wird; bald, vielleicht erlebe ich es noch, bald werdet Ihr alle ſammt und ſonders zu uns zurückgekehrt ſeyn. Wie herrlich muß dann ein Name wie der Eurige leuchten, der nicht mit der Menge, ſondern lang zuvor auf unſere heiligen Tafeln verzeichnet wurde!"

„Aber, o Himmel! Kardinal, ich bin ja ſchlechter als die ganze Liſte dieſer Heimlichen. Ihr ſelbſt wiſſet, daß, wenn ich zu Eurer Kirche abfalle, es nur geſchieht, um den ewigen Klagen der Donna Ines zu entgehen. Dieſe Heimlichen haben keinen Vortheil bei ihrer Heimlichkeit. Sie gelten von außen für echte Lutheraner, und was haben ſie davon, daß ſie von innen römiſch ſind?"

„O Einfalt! es iſt gut, daß Ihr nicht die ketzeriſche Theologie ſtudirt habt; Ihr wäret durch das Examen gefallen! Was iſt denn das Schöne an unſerer Kirche? he? Nicht nur, daß ſie die alleinſeligmachende, daß ſie gleichſam eine Brandverſicherungsanſtalt gegen die Hölle, eine Seelenaſſekuranz gegen den Tod iſt; denn ſchon aus phyſiſchen Gründen kann man annehmen, daß keine Seele von den Unſrigen lange im Fegefeuer oder gar in der Hölle verweilt, wenn ſie auch

ohne Beichte abfährt. Antonio Montani hat berechnet, daß im Durchschnitt hundertundzwanzig Millionen Menschen in der Hölle und eben so viele im Fegefeuer sind. Nun kann man annehmen, daß seit Eurer verfluchten Reformation neunzig Millionen Ketzer, zwanzig Millionen Türken und zehn Millionen Juden hinab gefahren sind; das macht zusammen hundertundzwanzig."

„O wie gut haben wir es, hochwürdiger Herr!" sagte Ines mit zauberischem Lächeln. „Ach Otto! dich soll ich an jenem Ort wissen, in der Gesellschaft des Teufels und seiner Großmutter? O Gott! es ist nicht möglich!"

„Sodann weiter," fuhr der Salbungsvolle fort, „Euer Erzketzer in Berlin, der Schleiermacher, nimmt selbst an, daß alle Menschen prädestinirt sind, und zwar so beiläufig die Hälfte zum Bösen. Diese müssen nun eine Art von Seelenwanderung in verschiedenen Stationen des Elends machen, bis sie selig werden, und fangen mit der Hölle an; der Mann hat vernünftige Gedanken, und wäre werth, einst nur ins Fegefeuer zu kommen; aber das weiß er doch nicht recht; wenn einer auch zehnmal prädestinirt, zur Hölle plombirt, zum Teufel recommandirt ist, wir können ihn doch absolviren und recta in den Himmel schicken. Nun, und wenn man annimmt, daß das Fegefeuer hundertundzwanzig Millionen faßt, und darunter hundert Millionen Türken und zwanzig Millionen Ketzer, so ist, weiß Gott, auch dort wenig Raum für eine etwas liederliche Seele."

„Ihr wisset, Eminenz, was ich von solchen Berechnungen halte, machet mir doch Eure Sache nicht noch

lächerlicher. Eure Seelenassekuranz kann mich nicht locken; doch ist sie gut für's Volk, und ich begreife nicht, warum Ihr nicht schon lange ganze Regimenter, Divisionen, ja Armeen, Kavallerie, Infanterie, Artillerie, sammt dem Generalstab öffentlich verassekurirt habt. Das wäre eine Anstalt à la Mahomed, die Kerls würden sich schlagen wie der Teufel, denn sie wüßten, wenn sie heute erschossen werden, wachen sie morgen im Paradiese auf. Lasset mich lieber noch einen Blick in die Liste werfen, sie ist mir tröstlicher, denn es stehen ganz vernünftige Männer dort."

„O daß Ihr nur ein Jahr auf einer deutschen Universität zugebracht hättet! unsere Agenten geben uns herrliche Berichte, die ketzerische Jugend soll gegenwärtig ganz absonderlich fromm, heilig und mystisch seyn; das Mittelalter, das gute liebe Mittelalter versetzt sie in diesen liebenswürdigen Schwindel. Sie neigen sich schon ganz zu uns, und lasset nur erst die Jesuiten recht in Deutschland überhand nehmen, dann sollt Ihr erst Wunder sehen! Auch einige brave Männer, Professoren, nehmen sich unserer Sache an: seht dieser da Nro. 172 Signor Crusado, der umhüllt sie mit einem so tiefen symbolischen Dunkel, daß sie bald unser sind. Wahrlich der Hofmechanikus seiner Heiligkeit, der berühmte Sgn. Carlo Fiorini hat vollkommen Recht. Er hat berechnet, wenn Deutschland einige Grade südlicher läge, wenn Ihr eine schönere Natur, ein wenig mehr Sinnlichkeit und Phantasie hättet — die Ketzerei hätte nie aufkommen können oder Ihr wäret wenigstens schon lange wieder zurückgekehrt."

Die Barke ſtieß bei dieſen Worten ans Land; wie gerne hätte ich dieſem trefflichen Pfaffen noch länger zugehört, wie er dieſe deutſche Seele bearbeitete; es war ein ſchweres Stück Arbeit, ich geſtehe es. Ein Menſch ohne Phantaſie, der in den Ceremonien nur Ceremonien ſieht, der die Tendenz dieſer Römer durchſchaut, der durch keinen weltlichen Vortheil zu blenden iſt, wahrlich ein ſolcher iſt ſchwer zu gewinnen. Doch für dieſen war mir nicht bange. Ein Kardinal Rocco und ein ſchönes Weib haben ſchon andere geangelt als dieſen.

Der heilige Mann ſtieg aus: mit Ehrfurcht empfingen die Schiffer ſeinen Segen, den er mit einer Würde, einem Anſtand, würdig eines Fürſten der Kirche, ertheilte. Donna Ines folgte. Ich bewunderte, während ſie über das Brett ging, ihren feinen zierlichen Wuchs, die Harmonie in ihren Bewegungen und die Glut, die aus ihren Augen ſtrahlte und den Abend ſchwül zu machen ſchien. Sie reichte dem geliebten Ketzer ihre ſchöne Hand mit ſo beſorgter Zärtlichkeit, mit einem ſo bedeutungsvollen Lächeln, daß ich im Zweifel war, ob ich mehr ſeine transmontaniſche Kälte belächeln oder den Muth bewundern ſollte, mit welchem er den geiſtlichen Lockungen dieſer in Liebe aufgelösten Circe widerſtand. — Am Ufer hielt ein ſchöner Wagen; der dienende Bruder Piccolo, welchem ich im Traum, in Rom ſpazieren gehend, erſchienen war, ſtand am Schlag und erwartete Seine Eminenz. Es koſtete einige Zeit, bis dieſer ſein Gewand zu gehöriger Wirkung drapirt hatte, dann erſt folgte der Frater Piccolo; der Ketzer und ſeine Dame ſchlugen einen Fußpfad ein und gingen der Stadt zu.

„Wer sind diese?“ fragte ich den Schiffer.

„Kennt Ihr den heiligen Mann, den Kardinal Rocco nicht; o es ist einer der besten Füße des heiligen Stuhles! Alle Abende fährt er in meiner Barke auf dem Fluß.“

„Und die Dame?“

„Ha! das ist eine gute Christin,“ antwortete er mit Feuer. „Sie fährt beinahe immer mit dem Kardinal, zuweilen allein mit ihm, zuweilen mit dem Mann, den Ihr gesehen. Dem traue ich nicht ganz, es ist entweder ein Deutscher oder ein Engländer, und die sind doch Kinder des Teufels.“

„So? da sagt Ihr mir etwas Neues; und dieser Mann, ist er ihr Gemahl?“

„Bewahre uns die heilige Jungfrau! Ihr Gemahl! wo denkt Ihr hin? da würde er nicht so zärtlich mit ihr spazieren fahren. Ich denke, es ist ihr Geliebter.“

„So ist es,“ sagte einer der griechischen Kaufleute, „die Dame wohnt nicht weit von mir. Sie lebt allein mit ihren Kindern. Sie sieht niemand bei sich, als einige fromme Geistliche und diesen jungen Mann; es ist ihr Geliebter. Aber sie führen ein Hundeleben zusammen. Man hört sie oft beide weinen und zanken und schreien. Der junge Mann flucht und donnert und jammert mit schrecklicher Stimme, und die Donna weint und klagt, und die Kinder erheben ein Zetergeschrei, daß die Nachbarn zusammenlaufen. Dann stürzt oft der junge Mann verzweifelnd aus dem Haus und will fliehen, aber die Donna setzt ihm mit fliegenden Haaren nach und die Kinder laufen heulend hinten drein; sie faßt ihn unter der Thüre am Gewand, sie achtet nicht auf die

Menſchen, die umher ſtehen; ſie zieht ihn zurück ins Haus und beſänftigt ihn, und dann iſt es oft auf viele Tage ſtille, bis das Wetter von neuem losbricht."

„Heilige Jungfrau!" rief der Schiffer, „und hat er ſie noch nie todt geſtochen im Zorn?"

„Wie Ihr ſehet, nein!" erwiederte der Grieche, „aber krank iſt ſie ſchon oft geworden, wenn er ſo greulich raste; dann lief er ſchnell zu drei, vier Doktoren, um ſie wieder ins Leben zurückzurufen. Es ſind doch gute Seelen, dieſe Deutſchen!"

So ſprachen dieſe Männer und ich ging von ihnen in tiefen Gedanken über das, was ich gehört und geſehen hatte. Jenes Wort des jungen Berliners fiel mir wieder bei, der den Kardinal Rocco beſchuldigte, ein ſchönes gutes Herz gebrochen zu haben. Welches andere Herz konnte dies ſeyn, als Louiſens? Ich glaubte deutlich zu ſehen, daß der Prieſter den Kapitän der Geliebten entzogen, indem er ſie verläumdet, daß er ihn in die Feſſeln dieſer Donna Ines geſchmiedet habe, um ihn für die Kirche zu gewinnen. Aber wie war alles dies geſchehen? Wie hatte er dieſen Mann aus den Armen ſeines Mädchens ziehen, von einem Herzen hinwegreißen können, das ihn mit ſo heißer Glut umfing? Sollten jene Beſchuldigungen von Untreue wahr ſeyn, die der Kardinal dem Kapitän einflüſterte, hatte ſie wirklich den jungen Mann, der ihm ſo ähnlich ſah, vorgezogen? Doch ich wußte ja, wo ich mir Gewißheit verſchaffen konnte; ich beſchloß bei guter Zeit am nächſten Morgen den Berliner wieder aufzuſuchen.

Herr von S..... ſchien mich liebgewonnen zu haben, denn er empfing mich mit Herzlichkeit und einem Wohlwollen, das ſelbſt den Teufel erfreut, wenn er auch ſchon an dergleichen gewöhnt iſt. Ich hatte mir vorgenommen, von meiner geſtrigen Fahrt und den Wunderdingen, die ich gehört hatte, noch nichts zu erwähnen, um den Verlauf ſeiner Geſchichte zuvor deſto ungeſtörter zu vernehmen.

„Von allem Unglück, das die Erde trägt," fuhr er zu erzählen fort, „ſcheint mir keines größer, ſchmerzlicher und rührender, als jener ſtille tiefe Gram eines Mädchens, das unglücklich liebt oder deſſen zartes glühendes Herz von einem Elenden zur Liebe hingeriſſen und dann betrogen wird. Der Mann hat Kraft, ſeinen Gram zu unterdrücken, den Verrath ſeiner Liebe zu rächen, die gepreßte Bruſt dem Freunde zu öffnen; das Leben bietet ihm tauſend Wege, in Mühe und Arbeit, in weiter Ferne Vergeſſenheit zu erringen. Aber das Weib? — Der häusliche Kreis iſt ſo enge, ſo leer. Jene täglich wiederkehrende Ordnung, jene ſtille Beſchäftigung mit tauſend kleinen Dingen, der ſie ſich in der Zeit glücklicher Liebe fröhlich, beinahe unbewußt hingab, wie drückend wird ſie, wenn ſich an jeden Gegenſtand die Erinnerung an ein verlorenes Glück heftet! Wie träge ſchleicht der Kreislauf der Stunden, wenn nicht mehr die ſüßen Träume der Zukunft, nicht der Zauber der Hoffnung, nicht die Seligkeit der Erwartung den Minuten Flügel gibt, wenn nicht mehr das von glücklicher Liebe pochende Herz den Schlag der Glocke übertönt!

Doch, wozu Sie auf ein Unglück vorbereiten, das Sie nur zu bald erfahren werden? hören Sie weiter: Mein Wunsch, Louise von Palden im Hause des Gesandten zu sehen, gelang. Schon nach einigen Tagen wurde sie durch seine Schwester dort eingeführt. Sie erröthete, als sie mich zum ersten Mal dort sah, doch sie schien mich wie einen alten Bekannten dort zu nehmen; es schien sie zu freuen, unter so vielen fremden Männern einen zu wissen, der ihr näher stand. Denn so war es; sey es, daß die Erinnerung an unser sonderbares Abenteuer mich aus einem Fremden zum Bekannten machte, sey es, daß sie gerne zu mir sprach, weil ich die Züge ihres Freundes trug, sie unterschied mich auffallend von allen übrigen Männern, die dieser seltenen Erscheinung huldigten. Sie lächeln, Freund? Ich errathe Ihre Gedanken" —

„Ich finde, Sie sind zu bescheiden; könnte es nicht auch Ihre eigene Persönlichkeit gewesen seyn, was das Fräulein anzog?"

„Nein, denken Sie nicht so von diesem himmlischen Geschöpf; ich gestehe, ich war ein Thor, ich machte mir Hoffnung, sie für mich gewinnen zu können; ja, mein Freund, ich sagte ihr sogar, was ich fühlte."

„Und Sie wurden nicht erhört? Das treue ehrliche Kind! und ihr Kapitän lag vielleicht gerade in den Armen einer andern!"

Der Berliner stutzte; „wie? was wissen Sie?" fragte er betroffen, „wer hat Ihnen gesagt, daß West noch eine andere liebe?"

„Nun, Sie ſelbſt haben mich genug darauf vorbereitet," erwiederte ich; „ſagten Sie nicht, daß jener das Mädchen betrog?"

Sie haben Recht; — nun, ich wurde lächelnd abgewieſen, abgewieſen auf eine Art, die mich dennoch glücklich, unausſprechlich glücklich machte. Sie war keinen Augenblick ungehalten, ſie geſtand mir, daß ich ihr als Freund willkommen ſey, daß ihr Herz keinem andern mehr gehören könne. Sie ſagte mir auch manches von ihren Verhältniſſen, was ganz mit dem übereinſtimmte, was uns die Schweſter des Geſandten erzählte; ſie geſtand, daß ſie nur darum nach Rom gezogen ſey, weil den Kapitän ſeine Verhältniſſe hierher riefen; ſie geſtand, daß er einen Rechtsſtreit wegen einer Erbſchaft hier habe, daß er, ſobald die Sache entſchieden ſey, vielleicht ſchon in wenigen Wochen, ſie zum Altar führen werde.

Etwa eine Woche nach dieſem aufrichtigen Geſtändniß rief mich eines Abends der Geſandte aus dem Salon, in welchem die Geſellſchaft verſammelt war, zu ſich. Es war nichts ſeltenes, daß er ſich mir in Geſchäftsſachen mittheilte, weil ich ſein Vertrauen auf eine ehrenvolle Art beſaß; doch die Zeit war mir auffallend und es mußte etwas von Wichtigkeit ſeyn, weßwegen er mich aus dem Kreis der Damen aufſtörte.

„Kennen Sie einen gewiſſen Kapitän Weſt?" fragte er, indem er mich mit forſchenden Blicken anſah.

„Ich habe einen Kapitän Weſt flüchtig kennen gelernt," gab ich ihm zur Antwort.

„Nun, ſo flüchtig muß es doch nicht ſeyn," entgegnete er mir, „da Sie ein Duell mit ihm gehabt."

Ich ſagte ihm, daß ich Streit mit ihm gehabt wegen einer ziemlich gleichgültigen Sache, es ſey aber alles gütlich beigelegt worden. Dennoch war es mir auffallend, woher der Geſandte dieſen Streit erfahren hatte, den ich ſo geheim als möglich hielt und von welchem Louiſe in ſeinem Hauſe gewiß nichts erwähnt hatte.

„Wegen einer Dame haben Sie Streit gehabt,“ ſagte er; „doch möchte ich Ihnen rathen, ſolche Händel wegen einer ſo zweideutigen Perſon zu vermeiden. Sie wiſſen ſelbſt, wenn man einmal einen öffentlichen, beſonders einen diplomatiſchen Charakter hat, iſt dergleichen in einem fremden Lande wegen der Folgen für beide Theile fatal.“

Der Ton, worin dies geſagt wurde, fiel mir auf. Er war ſehr ernſt, ſehr warnend; noch ſchmerzlicher berührte mich, was er über jene Dame ſagte, „zweideutige Perſon!“ Und doch ſaß gerade dieſe Perſon als Krone der Geſellſchaft in ſeinem Salon; er ſelbſt, ich hatte es deutlich geſehen, er ſelbſt hatte noch vor einer halben Stunde mit ihr auf eine Art geſprochen, die mich in dem alten Herrn einen aufrichtigen Bewunderer ihrer Reize und ihres glänzenden Verſtandes ſehen ließ. Ich konnte eine Bemerkung hierüber nicht unterdrücken, ich bat ihn höflich, aber ſo feſt als möglich, in meiner Gegenwart nicht mehr ſo von einer Dame zu ſprechen, die ich achte und die einen ſo entſchiedenen Rang in der Geſellſchaft einnehme. Ich wolle davon gar nicht reden, daß er ſelbſt ſein Haus beſchimpfe, wenn er in ſolchen Ausdrücken von ſeinen Gäſten ſpreche.

Er ſah mich verwundert an; er ſagte mir, er könne meine Reden nicht begreifen, denn weder behaupte die

Dame einen Rang in der Geſellſchaft, die er ſehe, noch habe ſie je einen Fuß über ſeine Schwelle geſetzt. Die Reihe zu erſtaunen war jetzt an mir; ich ſah, daß hier ein Irrthum vorwalte, und belehrte ihn, daß Fräulein von Palden die Dame ſey, um die wir uns ſchlagen wollten. „Verzeihen Sie!“ rief er, „man ſagte mir, Sie haben ſich wegen der Geliebten dieſes Kapitän Weſt geſchlagen, daher glaubte ich Ihnen dies ſagen zu müſſen.“

„Und wenn dies nun dennoch wäre?“ fragte ich, „kennen Sie denn die Geliebte des Kapitän?“

„Gott ſoll mich bewahren,“ entgegnete er. „Nein, ich glaube, er hat ſchon ſelbſt genug an ſeiner Spanierin.“

Ich ſtaunte von neuem; „von einer Spanierin ſprechen Sie? wie kommen Sie nur darauf? Ich weiß beſtimmt, daß der Kapitän eine deutſche Dame liebt!“

„Um ſo ſchlimmer für das arme Kind in Deutſchland,“ war ſeine Antwort; „wie die Sachen ſtehen, ſcheint man im Lateran ernſtlich daran zu denken, den goldenen Quadrupeln der ſchönen Donna Gehör zu geben, und ihre frühere Ehe, weil ſie nicht ganz gültig vollzogen war, für nichtig zu erklären. Der Kapitän macht eine gute Partie, aber — jeder Mann von Ehre wird dieſen Schritt mißbilligen.“

Ich ſtand wie vom Donner gerührt vor dem alten Mann; entweder lag hier eine Verwechslung der Namen und Perſonen zu Grunde, oder es war ein ſchreckliches Geheimniß, und der Kapitän ein Betrüger, der Louiſens Glück vielleicht auf ewig zerſtört hatte.

Ich ſagte dem Geſandten geradezu, daß er mit mir über Dinge ſpreche, die mir völlig unbekannt ſeyen. Er

staunte, doch glaubte er, da er schon so viel gesagt hatte, mir die weitere Erklärung dieser Räthsel schuldig zu seyn. „Dieser Kapitän West ist ein Sachse, erzählte er; „er diente früher im Generalstab und wurde dann zu einer diplomatischen Sendung nach Spanien verwandt; er soll ein Mann von vielen Talenten, aber etwas zweideutigem Charakter seyn. Warum die Wahl gerade auf ihn fiel, da noch ältere Leute, und aus guten Häusern, im Departement waren, ist mir unbekannt; nur so viel erfuhr ich zufällig, daß man ihn damals von Dresden habe entfernen wollen. Man erzählt sich, er habe in Madrid in einem Verhältniß zu einer schönen jungen Frau gelebt; sie war eine Spanierin, aber an einen alten Engländer verheirathet, der sie vielleicht nicht so strenge unter Schloß und Riegel hielt, wie man sonst in Spanien zu thun pflegt.

„Als aber endlich dieses Verhältniß zu den Ohren des Engländers kam, bewirkte dieser, daß der Kapitän von seinem Posten abgerufen und sogar aus dem Dienst entlassen wurde. Doch sagen andere, er selbst habe aus Aerger über seine schnelle Abrufung quittirt. Doch das Beste kommt noch; einige Wochen nach seiner Abreise war die Frau des Engländers mit ihren beiden Kindern plötzlich verschwunden, man kann sagen, spurlos verschwunden, denn so viel Mühe sich ihr Gatte gab, ihrer habhaft zu werden, alles war vergeblich. Vielleicht scheiterten auch seine Bemühungen an den Unruhen, die gerade in jener Zeit ausbrachen und die Kommunikation mit Frankreich sehr erschwerten.

„Der Verdacht dieses Engländers fiel natürlich vor Allem auf den Kapitän West. Er wußte es zu

machen, daß dieſer in Paris angehalten und verhört wurde. Man ſagt, er ſolle ſehr betreten geweſen ſeyn, als er die Nachricht von der Flucht dieſer Dame hörte; er wies ſich aber aus, daß er die Reiſe bis nach Paris allein gemacht habe, und bekräftigte mit einem Eid, daß er von dieſem Schritt der Donna nichts wiſſe.

Etwa ein Vierteljahr nachher kam er nach Rom und lebt ſeitdem hier ſehr ſtill und eingezogen, beſucht keine Geſellſchaft, hat keinen Freund, keinen Bekannten; vorzüglich vermeidet er es, mit Deutſchen zuſammenzutreffen.

Um dieſe Zeit, fuhr der Geſandte fort, ſey von ſeinem Hofe die Anfrage an ihn ergangen, ob dieſer Weſt ſich in Rom befinde; wie er lebe, und ob er nicht in Verhältniß mit einer Spanierin ſey, die ſich ebenfalls hier aufhalten müſſe. Man habe ihm dabei die Geſchichte dieſes Kapitän Weſt mitgetheilt und bemerkt, daß der Engländer von neuem Spuren von ſeiner Frau entdeckt habe, die beinahe mit Gewißheit annehmen laſſen, daß ſie in Rom ſich aufhalte. Man habe deßwegen von Spanien aus ſich an die päpſtliche Curie gewandt, es ſcheine aber, man wolle ſich hier der Dame annehmen, denn die Antwort ſey ſehr zweifelhaft und unbefriedigend ausgefallen. Der Geſandte machte die nöthigen Schritte und erfuhr wenigſtens ſo viel, daß jener Verdacht beſtätigt ſchien. Er wandte ſich nun auch an Conſalvi, um zu erfahren, ob der römiſche Hof in der That die Dame in ſeinen Schutz nehme, und erhielt die in eine ſehr beſtimmte Bitte gefaßte Antwort, man möchte dieſe Sachen beruhen laſſen, da die Ehe der Donna Ines mit dem Engländer wahrſcheinlich für ungültig erklärt werde.

Dies erzählte mir der Geſandte; er fügte noch hinzu, daß er aus beſonderem Intereſſe an dieſem Fall dem Kapitän immer nachgeſpürt habe, und ſo ſey ihm auch der Streit zu Ohren gekommen, den ich im Carneval mit jenem „wegen einer Dame" gehabt habe.

Sie können ſich denken, Freund, welche Qualen ich ſchon während ſeiner Erzählung empfand, und als ich das ganze Unglück erfahren hatte, ſtand ich wie vernichtet. Der Geſandte verließ mich, um zu der Geſellſchaft zurückzukehren; ich hatte kaum noch ſo viel Faſſung, ihn zu bitten, er möchte niemand etwas von dieſen Verhältniſſen wiſſen laſſen, das Warum verſprach ich ihm ein andermal.

Ich konnte von dem Zimmer, wohin der Geſandte mich gerufen, den Salon überſehen, ich konnte Louiſen ſehen, und wie ſchmerzlich war mir ihr Anblick. Sie ſchien ſo ruhig, ſo glücklich. Der Friede ihrer ſchönen Seele lag wie der junge Tag freundlich auf ihrer Stirne; ihr ſanftes blaues Auge glänzte, vielleicht von der Erwartung einer ſchönen Abendſtunde, und das Lächeln, das ihren Mund umſchwebte, ſchien der Nachklang einer freudigen Erinnerung hervorgelockt zu haben. Nein, es war mir nicht möglich, dieſen Anblick länger zu ertragen, ich eilte ins Freie, um dieſes Bild durch neue Bilder zu verdrängen; aber wie war es möglich? der Gedanke an ſie kehrte ſchmerzlicher als je zurück, denn der Friede der Natur, der zauberiſche Schmelz der Landſchaft, die ſüße Ruhe, die dieſe Fluren athmeten, erinnerten ſie mich nicht immer wieder an jenes holde

Weſen? und die Wolken, die ſich am fernen Horizont ſchwärzlich aufthürmten und ein nächtliches Gewitter verkündeten, hingen ſie nicht über der friedlichen Landſchaft wie das Unglück, das Louiſen drohte?

Ich ging nach Hauſe; ich dachte nach, ob nicht Rettung möglich ſey, ob ich ſie nicht losmachen könne von dieſer ſchrecklichen Verbindung. Doch, war nicht zu befürchten, daß Sie mir mißtrauen werde? Sie wußte, ich liebe ſie, kannte ſie mich hinlänglich, um nicht an der Reinheit meiner Abſichten zu zweifeln? Ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihr ſelbſt ihr Unglück zu verkünden. Nur einen Ausweg glaubte ich offen zu ſehen, ich wollte ihn ſelbſt zur Rede ſtellen, den Elenden, ich wollte ihn bewegen, einen entſcheidenden Schritt auf die eine oder die andere Seite zu thun. Ja, darin glaubte ich einen glücklichen Weg gefunden zu haben; er ſelbſt mußte ihr ſagen, daß er nicht mehr verdiene, von ihr geliebt zu werden; und dann, dachte ich, dann wird ſie zwar unglücklich ſeyn, aber ich will verſuchen, ſie glücklich zu machen, durch ein langes Leben voll Treue und Liebe will ich ihr Unglück zu mildern ſuchen.

„Aber wie konnten Sie glauben," rief ich, über dieſe romantiſchen Ideen unwillkürlich lächelnd, „wie konnten Sie glauben, Freund, daß ein Kapitän Weſt zu dieſem ſonderbaren Geſtändniſſe ſich hergeben werde? In Romanen mag dies der Fall ſeyn, aber, Herr! in der Wirklichkeit? Haben Sie je einen Narren der Art gekannt?"

„Ach, ich dachte zu gut von den Menſchen," antwortete er. „Ich dachte, wie ich muß jeder fühlen. —

Ich ging in die Wohnung des Kapitän West. Er wohnte schlecht, beinahe ärmlich. Ich traf ihn, wie er einen schönen Knaben von acht Jahren auf den Knien hatte, welchen er lesen lehrte. Erröthend setzte er den Knaben nieder und stand auf, mich zu begrüßen. „Ei, Papa!“ rief der Kleine, „wie sieht dir dieser Herr so ähnlich.“

Der Kapitän gerieth in Verlegenheit und führte den Knaben aus dem Zimmer. „Wie?“ sagte ich zu ihm, „Sie haben schon einen Knaben von diesem Alter? waren Sie früher verheirathet?“

Er suchte zu lachen und die Sache in einen Scherz zu drehen; er behauptete, der Knabe gehöre in die Nachbarschaft, besuche ihn zuweilen und nenne ihn Papa, weil er sich seiner annehme.

„Er gehört wohl der Donna Ines?“ fragte ich, indem ich ihn scharf ansah. Noch nie zuvor hatte ich gesehen, wie schrecklich das böse Gewissen sich kundthut; er erblaßte, seine Augen glänzten wie die einer Schlange, ich glaubte, er wolle mich durchbohren. Noch ehe er sich hinlänglich gesammelt hatte, um mir zu antworten, sagte ich ihm gerade ins Gesicht, was ich von ihm wisse und was ich von ihm verlange, um das Fräulein nicht völlig unglücklich zu machen.

Er lief in Wuth im Zimmer umher, er schimpfte auf Zwischenträger und Zudringliche, er behauptete, ich habe die ganze Geschichte aufgedeckt, um Louisen von ihm zu entfernen. Ich ließ ihn ausreden; dann sagte ich ihm mit kurzen Worten, wie ich sein Verhältniß zu der Spanierin erfahren habe, und bat ihn noch einmal

mit den herzlichen Tönen unſerer Sprache, das Fräulein ſo ſchonend als möglich von ſich zu entfernen.

Es gelang mir, ihn zu rühren; aber nun hatte ich eine andere unangenehme Scene durchzukämpfen; er klagte ſich an, er weinte, er verfluchte ſich, das holde Geſchöpf ſo ſchändlich betrogen zu haben. Er ſchwor, ſich von der Spanierin zu trennen; er flehte mich an, ihn zu retten; er geſtand mir, daß er ſich von einem Netz umſtrickt ſehe, das er nicht gewaltſam durchbrechen könne, weil einige hohe Geiſtliche der Kirche kompromittirt würden. Er ging ſo weit, mich zu zwingen, ſeine Geſchichte anzuhören, um vielleicht milder über ihn urtheilen zu können. Es war die Geſchichte eines — Leichtſinnigen. Dieſes Wort möge entſchuldigen, was vielleicht ſchlecht genannt werden könnte. Es lag in dem Weſen dieſes Mannes ein Etwas, das ihn bei den Frauen ſehr glücklich machen mußte. Es war der äußere Anſchein von Kraft und Entſchloſſenheit, die ihm übrigens ſein ganzes Leben hindurch gemangelt zu haben ſchienen. Er mußte eine für ſeinen Stand ausgezeichnete Bildung gehabt haben, denn er ſprach ſehr gut, ſeine Ausdrücke waren gewählt, ſeine Bilder oft wahrhaft poetiſch, er konnte hinreißen, ſo daß ich oft glaubte, er ſpreche mit Eifer von einem Dritten, während er mir ſeinen eigenen beklagenswerthen Zuſtand ſchilderte. Ich habe dies oft an Menſchen bemerkt, die ſonſt ihrem Triebe folgen, in den Tag hinein leben, ohne ſich ſelbſt zu prüfen, und erſt in dem Moment der Erzählung über ſich ſelbſt flüchtig nachdenken. Sie werden dann durch die Sprache ſelbſt zu einem

eigenthümlichen Feuer geſteigert, ſie ſprechen mit Umſicht von ſich ſelbſt, doch eben weil dieſe ihnen ſonſt abging, iſt man verſucht zu glauben, ſie ſprechen von einem Dritten.

Es war Louiſe, die ihn zuerſt liebte; er erkannte ihre Neigung; Eitelkeit, die herrlich aufblühende Schönheit, die Tochter eines der erſten Häuſer der Stadt für ſich gewonnen zu haben, riß ihn zu einem Gefühl hin, das er für Liebe hielt. Der Vater ſah dies Verhältniß ungerne. Ich konnte mir denken, daß es vielleicht weniger Stolz auf ſeine Ahnen, als die Furcht vor dem ſchwankenden Charakter des Kapitäns war, was ihn zu einer Härte ſtimmte, welche die Liebe eines Mädchens wie Louiſe immer mehr anfachen mußte. Er ſoll ihr, was ich jetzt erſt erfuhr, auf ſeinem Sterbebette den Fluch gegeben haben, wenn ſie je mit dem Kapitän ſich verbinde.

Weſt ſuchte die Geſchichte mit der Frau des Engländers auf Verführung zu ſchieben. Ich habe eine ſolche bei einem Mann, der das Bild der Geliebten feſt im Herzen trägt, nie für möglich gehalten. Doch die Strafe ereilte ihn bald. Er geſtand mir, daß er froh geweſen ſey, als er, vielleicht durch Vermittlung des Engländers, von ſeinem Poſten zurückberufen wurde. Donna Ines habe ihm allerlei ſonderbare Vorſchläge zur Flucht gemacht, in die er nicht eingehen können; er ſey, ohne Abſchied von ihr zu nehmen, abgereist. Was ihn eigentlich beſtimmte, nach Rom zu gehen, ſah ich nicht recht ein, und er ſuchte auch über dieſen Punkt ſo ſchnell als möglich hinweg zu kommen. Er erzählte

ferner, wie er durch Louiſens Ankunft erfreut worden ſey, wie er ſich vorgenommen, nur ihr, ihr allein zu leben. Doch da ſey plötzlich Donna Ines in Rom erſchienen, ſie habe ſich mit zwei Kindern geflüchtet, ſey ihm nachgereist, und habe jetzt verlangt, er ſolle ſie heirathen.

Es entging mir nicht, daß der Kapitän mich hier belog. Ich hatte von dem Geſandten beſtimmt erfahren, daß jener ſchon in Paris angehalten und über die Flucht der Donna zu Rede geſtellt worden ſey; er konnte ſich alſo denken, daß ſie ihm nachreiſen werde, und dennoch knüpfte er die Liebe zu Louiſen von neuem an. Ferner, wie hätte es Ines wagen können, ihm zu folgen, wenn er ihr nicht verſprochen hätte, ſie zu heirathen, wenn er ſie nicht durch tauſend Vorſpiegelungen aus ihrem ruhigen Leben herausgelockt und zur Abenteuerin gemacht hätte?

Er ſchilderte mir nun ein Gewebe von unglücklichen Verhältniſſen, in welche ihn dieſe Frau, die mit allen Kardinälen, namentlich mit Pater Rocco, ſchnell bekannt geworden, geführt habe. Es wurde ernſtlich an der Auflöſung ihrer früheren Ehe gearbeitet, und es war als bekannt angenommen worden, daß er die Geſchiedene heirathen werde.

„Sie ſagten mir hier nichts Neues,“ antwortete ich ihm, „dies alles beinahe wußte ich vorher. Aber ich hoffe, daß Sie als Mann von Ehre einſehen werden, daß das Verhältniß zu Fräulein von Palden nicht fortdauern kann, oder Sie müſſen ſich von der Spanierin losſagen.“

Das letztere könne er nicht, ſagte er, er habe von ihr und dem Kardinal Rocco Vorſchüſſe empfangen, die ſein Vermögen überſteigen, er könne alſo wenigſtens im Augenblick keinen entſcheidenden Schritt thun.

„Im Augenblick heißt hier nie,“ erwiederte ich ihm. „Sie werden ſich aus dieſen Banden, wenn ſie ſo beſchaffen ſind, nie mit Anſtand losmachen können. Ich halte es alſo für Ihre heiligſte Pflicht, Louiſe nicht noch unglücklicher zu machen; denn was kann endlich das Ziel Ihrer Beſtrebungen ſeyn?“

Er erröthete und meinte, ich halte ihn für ſchlechter, als er ſey. Doch er fühle ſelbſt, daß man einen Schritt thun müſſe. Er glaube aber, es ſey dies meine Sache. Er trete mir Louiſen ab, ich ſolle mir auf jede Art ihre Gunſt zu erwerben ſuchen und ſie glücklich machen. Er hatte Thränen in den Augen, als er dies ſagte und ich ſah mit beinahe zu mitleidigen Augen, wie weit ein Menſch durch Leichtſinn kommen könne.

Ich ging, um nichts weiſer geworden, ohne daß ein wirklicher Entſchluß gefaßt worden war, von dem Kapitän; mein Gefühl war eine Miſchung von Verachtung und Bedauern. Auf der Treppe begegnete mir wieder der ſchöne Knabe und fragte, ob er wohl jetzt zu Papa kommen dürfte.

„Ha! und jetzt ſpannten Sie wohl alle Segel aus, Freundchen?“ fragte ich, „jetzt machten Sie wohl Jagd auf die ſchöne Galeere Louiſe?“

„Ja und nein,“ antwortete er trübe; „ſie ſchien meine Liebe zu überſehen, nicht zu achten, aber bald bemerkte ich, daß ſie ängſtlicher wurde in meiner Nähe;

es schmerzte sie, daß mir ihre Freundschaft nicht genügen wolle. Und jener Elende, sey es aus Bosheit oder Leichtsinn, zog sich nicht von ihr zurück, ich vermuthe es sogar, er hat sie vor mir gewarnt. So standen die Sachen, als die Zeit, die ich in Rom zubringen sollte, bald zu Ende ging. Im Kabinet des Gesandten arbeitete man schon an Memoiren, die man mir nach Berlin mitgeben wollte, man wunderte sich, daß ich noch keine Abschiedsbesuche mache, — und ich, ich lebte in dumpfem Hinbrüten, ich sah nicht ein, wie ich dieser Reise entfliehen konnte, und dennoch hielt ich es nicht für möglich, Louisen zu verlassen, jetzt da ihr vielleicht bald der schrecklichste Schlag bevorstand. Oft war ich auf dem Punkt, ihr alles, alles zu entdecken, aber wie war es mir möglich, ihre himmlische Ruhe zu zerstören, das Herz zu brechen, das ich so gerne glücklich gewußt hätte?

Da stürzte eines Morgens der Kapitän West in mein Zimmer; er war bleich, verstört; es dauerte eine lange Zeit, bis er sich fassen und sprechen konnte. „Jetzt ist alles aus!“ rief er, „sie stirbt, sie muß sterben, dieser Kummer wird sie zerschmettern!“ Er gestand, daß Donna Ines oder der Kardinal Rocco seine Liebe zu Louisen entdeckt hätten, ihr schrieben sie sein Zögern, sein Schwanken zu, und der Kardinal hatte geschworen, er wolle an diesem Tage zu dem deutschen Fräulein gehen und sie zur Rede stellen, wie sie es wagen könne, einen Mann, der schon so gut als verehlicht sey, von seinen Pflichten zurückzuhalten.

Ich kannte diesen Priester und seine tückische Arglist; ich erkannte, daß die Geliebte verloren sey. Ich

weiß Ihnen von dieſer Stunde, von dieſem Tag wenig mehr zu erzählen. Ich weiß nur, daß ich den Kapitän in kalter Wuth zur Thüre hinaus ſchob, mich ſchnell in die Kleider warf und wie ein gejagtes Wild durch die Straßen dem Hauſe der Signora Campoco zulief. Als ich unten an dieſer Straße anlangte, ſah ich einen Kardinal ſich demſelben Hauſe nähern. Er ſchritt ſtolz einher, Frater Piccolo trug ihm den Mantel, es war kein Zweifel, es war Rocco. Ich ſetzte meine letzten Kräfte daran, ich rannte wie ein Wahnſinniger auf ihn zu, doch — ich kam eben an, als mir Piccolo mit teufliſchem Lächeln die Thüre vor der Naſe zuwarf.

Eine Art von Inſtinkt trieb mich, all dieſem Jammer zu entfliehen. Ich ging, wie ich war, zu dem Geſandten und ſagte ihm, daß ich noch in dieſer Stunde abreiſen werde. Er war es zufrieden, gab mir ſeine Aufträge und bald hatte ich die heilige — unglückſelige Stadt im Rücken. Erſt als ich nach langer Fahrt zu mir ſelbſt kam, als meine Vorſtellungen ſich wieder ordneten und deutlicher wurden, erſt dann tadelte ich meine Feigheit, die mich zu dieſer übereilten Flucht verführte. Ich tadelte meine ganze Handlungsweiſe, ich klagte mich an, die Unglückliche auf dieſen Schlag nicht vorbereitet zu haben; — doch es war zu ſpät, und wenn ich mir meine Gefühle, meine ganze Lage zurückrief, ach, da ſchien es ſo verzeihlich, die Geliebte verſchont zu haben! So kam ich nach Berlin, in dieſer Stimmung trafen Sie mich dort, und ein Theil dieſer Geſchichte war es, den ich ich damals im Hauſe meiner Tante erzählt habe.

Der junge Mann hatte geendet; ſeine Züge hatten nach und nach jene Trauer, jene Wehmuth angenommen, die ich in ſeinem Weſen, als ich ihn in Berlin ſah, zu bemerken glaubte; er war ganz derſelbe, der er an jenem Abend war, und die Worte ſeiner Tante, er ſehe ſeit ſeiner Zurückkunft ſo geheimnißvoll aus, kamen mir wieder in den Sinn und ließen mich den richtigen Blick dieſer Dame bewundern. An ſeiner ganzen Hiſtorie ſchienen mir übrigens nur zwei Dinge auffallend. Unglückliche Mädchen wie das Fräulein, abenteuernde Damen wie Ines, intriguante Prieſter wie Kardinal Rocco hatte ich auf der Welt ſchon viele geſehen. Aber die beiden Männer waren mir, als Menſchenkinder, etwas räthſelhaft. Der Kapitän hatte allerdings ſchon einen bedeutenden Grad in meinem Reglement erlangt, aber unbegreiflich war es mir, wie ſich dieſer Mann ſo lange auf einer Stufe halten konnte, da doch nach moraliſchen wie nach phyſiſchen Geſetzen ein Körper, welcher abwärts gleitet, immer ſchneller fällt. Er war falſch, denn er ſpielte zwei Rollen; er war leichtſinnig, denn er vergaß ſich alle Augenblicke; er war eiferſüchtig, obgleich er es ſelbſt mit zwei Frauen hielt; er war ſchnell zum Zorn reizbar, als deutſcher Kapitän liebte er wahrſcheinlich auch das est, est, est, Eigenſchaften, die nicht lange auf einer Stufe laſſen. Ein anderer an ſeiner Stelle wäre vielleicht aus Eiferſucht und Zorn ſchon längſt ein Todtſchläger geworden; ein zweiter wäre, leichtſinnig wie er, all dieſem Jammer entflohen, hätte die Donna Ines hier und Fräulein Louiſe dort ſitzen laſſen und vielleicht an einem andern Ort eine andere gefreit; ein

dritter hätte vielleicht der Donna Gift beigebracht, um die ſchöne Sächſin zu beſitzen, oder aus Verzweiflung die letztere erdolcht.

Aber wie langweilig dünkte es mir, daß das Fräulein noch in demſelben Zuſtande war, daß die beiden Anbeter noch nicht in Streit gerathen waren, daß das Ende von dieſen Geſchichten ein Uebertritt zur römiſchen Kirche, eine Hochzeit der Donna Ines und vielleicht eine zweite, Louiſe mit dem Berliner, werden ſollte?

Denn eben dieſer ehrlicher Berliner, er ſtand zwar in etwas entfernten Verhältniſſen zu mir, doch wußte ich, wenn ich ihm das Ziel ſeines heimlichen Strebens, das Fräulein, recht lockend, recht reizend vorſtellte, wenn ich ihren Beſitz ihm von ferne möglich zeige, ſo machte er Rieſenſchritte abwärts, denn ſeine Anlagen waren gut. Ich beſchloß daher, mir ein kleines Vergnügen zu machen und die Leutchen zu hetzen.

Während dieſe Gedanken flüchtig in mir aufſtiegen, wurde dem Herrn von S. ein Brief gebracht. Er ſah die Aufſchrift an und erröthete, er riß das Siegel auf, er las und ſein Auge wurde immer glänzender, ſeine Stirne heiterer. „Der Engel!“ rief er aus, „ſie will mich dennoch ſehen! wie glücklich macht Sie mich! Leſen Sie, Freund,“ ſagte er, indem er mir den Brief reichte; „müſſen ſolche Zeilen nicht beglücken?“

Ich las:

Mein treuer Freund!

Mein Herz verlangt darnach, Sie zu ſprechen. Ich wollte Sie nicht mehr ſehen, nicht mehr ſprechen, bis Sie mir gute Nachrichten zu bringen hätten; Sie

ſelbſt ſind es eigentlich, der dieſen Bann ausſprach. Doch heben Sie ihn auf, Sie wiſſen, wie tröſtlich es mir iſt, mit Ihnen ſprechen zu können. Der Fromme iſt wieder hier; er verſpricht ſich das Beſte von Weſt. Ach! daß er ihn zurückbrächte von ſeinem Abwege, nicht zu mir, meine Augen dürfen ihn nicht mehr ſehen, nur zurück von dieſer Schmach, die ich nicht ertragen kann.

L. v. P.

N. S. Wiſſen Sie in Rom keinen Deutſchen, der in Mecklenburg bekannt wäre? Weſt hat dort Verwandte, die vielleicht in der Sache etwas thun könnten.

„Ich kann mir denken, daß dieſes ſchöne Vertrauen Sie erfreuen muß," ſagte ich; „doch Einiges iſt mir nicht recht klar in dieſem Brief, das Sie mir übrigens aufklären werden. Wegen der Verwandten in Mecklenburg kann ſich übrigens das Fräulein an niemand beſſer wenden, als an mich; denn ich war mehrere Jahre dort, und bin beinahe in allen Familien genau bekannt."

Der junge Mann war entzückt, dem Fräulein ſo ſchnell dienen zu können. „Das iſt trefflich!" rief er, „und Sie begleiten mich wohl jetzt eben zu ihr? Ich erzähle Ihnen unterwegs noch Einiges, was Ihnen die Verhältniſſe klarer machen wird."

Ich ſagte mit Freuden zu, wir gingen.

„In Berlin," erzählte er, „hielt ich es nur zwei Monate aus; ich hatte niemand hier in Rom, der mir über das unglückliche Geſchöpf hätte Nachricht geben können, und ſo lebte ich in einem Zuſtand, der beinahe an Verzweiflung grenzte; nur einmal ſchrieb mir der ſächſiſche Geſandte: Der Papſt habe ſich jetzt öffentlich

für den Kapitän Weſt erklärt, man ſpreche davon, daß der Preis dieſer Gnade der Uebertritt des Kapitäns zur römiſchen Kirche ſeyn ſolle. In demſelben Brief erwähnte er mit Bedauern, daß die junge Dame, die uns alle ſo ſehr angezogen habe, die mich immer beſonders auszuzeichnen geſchienen, ſehr gefährlich krank ſey, die Aerzte zweifeln an ihrer Rettung.

„Wer konnte dies anders ſeyn, als die arme Louiſe. Dieſe letzte Nachricht entſchied über mich. Zwar hätte ich mir denken können, daß das, was ihr der Kardinal mittheilte, Krankheit, vielleicht den Tod zur Folge haben werde; aber jetzt erſt, als ich dieſe Nachricht gewiß wußte, jetzt erſt kam ſie mir ſchrecklich vor; ich reiſte nach Rom zurück, und meine Bekannten hier haben ſich nicht weniger darüber gewundert, mich ſo unverhofft zu ſehen, als meine Anverwandten in Berlin, mich ſo plötzlich wieder entlaſſen zu müſſen. Beſonders die Tante konnte es mir nicht verzeihen, denn ſie hatte ſchon den Plan gemacht, mich mit einem der Fräulein, die Sie beim Thee verſammelt fanden, zu verheirathen.

„Erlaſſen Sie es mir, zu beſchreiben, wie ich das Fräulein wieder fand! Nur eins ſchien dieſe ſchöne Seele zu betrüben, der Gedanke, daß Weſt zu ſeiner großen Schuld noch einen Abfall von der Kirche fügen wolle. Ich lebe ſeitdem ein Leben voll Kummer. Ich ſehe ihre Kräfte, ihre Jugend dahin ſchwinden, ich ſehe, wie ſie ein Herz voll Jammer unter einer lächelnden Miene verbirgt. Um mich zu noch thätigerem Eifer, ihr zu dienen, zu zwingen, gelobte ich, ſie nicht mehr zu ſprechen, bis ich von dem Kapitän erlangt hätte, daß er nicht zum

Apoſtaten werde, — oder bis ſie mich ſelbſt rufen laſſe. Das letztere iſt heute geſchehen. Es ſcheint, ſie hat Hoffnung, ich habe keine; denn er iſt zu allem fähig, und Rocco hat ihn ſo im Netze, daß an kein Entrinnen zu denken iſt."

„Aber der Fromme," fragte ich, „ſoll wohl der ſeine Bekehrung übernehmen?"

„Auf dieſen Menſchen ſcheint ſie ihre Hoffnung zu gründen. Es iſt ein deutſcher Kaufmann, ein ſogenannter Pietiſt, er zieht umher, um zu bekehren; doch leider muß er jedem Vernünftigen zu lächerlich erſcheinen, als daß ich glauben könnte, er ſey zur Bekehrung des Kapitäns berufen. Eher ſetze ich einige Hoffnungen auf Sie, mein Freund, wenn Sie durch die Verwandten etwas bewirken könnten; doch auch dies kommt zu ſpät! Wie ſie ſich nur um dieſen Elenden noch kümmern mag?"

Viel verſprach ich mir von dieſem Beſuch bei dem Fräulein von Palden. Was ich von ihr geſehen, von ihr gehört, hatte mir ein Intereſſe eingeflößt, das dieſe Stunde befriedigen mußte. Ich hatte mir ſchon lange zuvor, ehe ich ſie ſah, ein Bild von ihr entworfen, ich fand es, als ſie mir damals in Porticus erſchien, beinahe verwirklicht; nur eins ſchien noch zu fehlen, und auch das hatte ſich jetzt beſtätigt; ich dachte mir ſie nämlich etwas fromm, etwas ſchwärmeriſch, und ſie mußte dies ſeyn, wie konnte ſie ſonſt einem deutſchen Pietiſten die Heilung des Kapitän Weſt zutrauen?

Wir wurden von der Signora Campoco und ihren Hunden freundlich empfangen; den Berliner führte ſie zu ihrer Nichte, mich bat ſie, in ein Zimmer zu treten,

wo ich einen Landsmann finden werde. Ich trat ein. Am Fenster stand ein langer hagerer Mann, von kaltem finsteren Aussehen. Er heftete seine Augen immer zu Boden, und wenn er sie einmal aufschlug, so glühten sie von einem trüben unsicheren Feuer. Ich machte ihm mein Compliment, er erwiederte es mit einem leichten Neigen des Hauptes und antwortete: „Gegrüßet seyst du mit dem Gruße des Friedens."

Ha! dachte ich, das ist niemand anders als der Pietist! Solche Leute sind eine wahre Augenweide für den Teufel; er weiß, wie es in ihrem Innern aussieht, und diese herrliche Charaktermaske, lächerlicher als Policinello, komischer als Pasiaglio, pathetischer als Truffaldin, und wahrer als sie alle, trifft man besonders in Deutschland, und seit neuerer Zeit in Amerika, wohin sie die Deutschen verpflanzt haben. Diese Protestanten glauben im echten Sinne des Wortes zu handeln, wenn sie gegen alles protestiren. Der Glaube der katholischen Kirche ist ihnen ein Greuel; der Papst ist der Antichrist, gegen ihn und die Türken beten sie alle Tage ein absonderliches Gebet. Nicht zufrieden mit diesem, protestiren sie gegen ihren eigenen Staat, gegen ihre eigene Kirche. Alles ist ihnen nicht orthodox, nicht fromm genug. Man glaubt vielleicht, sie selbst sind um so frömmer? O ja, wie man will. Sie gehen gesenkten Hauptes, wagen den Blick nicht zu erheben, wagen kein Weltkind anzuschauen. Ihre Rede ist: „ja, ja, nein, nein." Auf weitere Schwüre und dergleichen lassen sie sich nicht ein. Sie sind die Stillen im Lande, denn sie leben einfach und ohne Lärm für sich; doch diese selige

Ruhe in dem Herrn verhindert sie nicht, ihre Mitmenschen zu verläumden, zu bestehlen, zu betrügen. Daher kommt es, daß sie einander selbst nicht trauen. Sie vermeiden es, sich öffentlich zu vergnügen, und wer am Sonntag tanzt, ist in ihren Augen ein Ruchloser. Unter sich selbst aber feiern sie Orgien, von denen jeder andere sein Auge beschämt wegwenden würde.

Drum lacht mir das Herz, wenn ich einen Mystiker dieser Art sehe. Sie gehen still durchs Leben und wollen die Welt glauben machen, sie seyen von Anbeginn der Welt als extrafeine Sorte erschaffen und plombirt worden, und der heilige Petrus, mein lieber Cousin, werde ihnen einen nähern Weg, ein Seitenpförtchen in den Himmel aufschließen. Aber alle kommen zu mir, Separatisten, Pietisten, Mystiker, wie sie sich heißen mögen, seyen sie Kathedermänner oder Schuhmacher, alle sind in Nr. 1 und 2, sie verneinen, wenn auch nicht im Aeußern, denn sie sind Heuchler in ihrem Herzen von Anbeginn.

Ein solcher war nun der fromme Mann am Fenster. „Ihr seyd ein Landsmann von mir?“ fragte ich nach seinem Gruß, „Ihr seyd ein Deutscher?“

„Alle Menschen sind Brüder und gleich vor Gott,“ antwortete er, „aber die Frommen sind ihm ein angenehmer Geruch.“

„Da habt Ihr Recht,“ erwiederte ich, „besonders wenn sie in einer engen Stube Betstunde halten. Seyd Ihr schon lange hier in dieser gotteslästerlichen Stadt?“

Er warf einen scheuen Blick auf mich und seufzte: „O welche Freude hat mir der Herr gegeben, daß er einen Erweckten zu mir sandte! Du bist der Erste, der

mir hier saget, daß dies die Stadt der babyloniſchen H—, der Sitz des Antichriſts iſt. Da ſprechen ſie in ihrem weltlichen Sinne von dem Alterthume der Heiden, laufen umher in dieſen großen Götzentempeln und nennen alles heiliges Land, ſelbſt wenn ſie Proteſtanten ſind; aber dieſe ſind oft die Aergſten."

„Wie freut es mich, Bruder, dich gefunden zu haben. Sind noch mehrere Brüder und Schweſtern hier? Doch hier kann es nicht fehlen; in einer Gemeinde, die der Apoſtel Paulus ſelbſt geſtiftet hat, müſſen fromme Seelen ſeyn."

„Bruder, geh' mir weg mit dem Apoſtel Paulus, dem traue ich nur halb; man weiß allerlei von ſeinem früheren Leben, und nachher, da hat er ſo etwas Gelehrtes wie unſere Profeſſoren und Pfarrer; ich glaube durch ihn iſt dieſes Uebel in die Welt gekommen. Zu was denn dieſe Gelehrtheit, dieſe Unterſuchungen? ſie führen zum Unglauben. Die Erleuchtung macht's, und wenn einer nicht zum Durchbruch gekommen iſt, bleibt er ein Sünder. Ein altes Weib, wenn ſie erleuchtet iſt, kann ſo gut predigen und lehren in Iſrael als der gelahrteſte Doktor."

„Du haſt Recht, Bruder!" erwiederte ich ihm „und ich war in meinem Leben in der Seele nicht vergnügter, nie ſo heiter geſtimmt, als wenn ich einen Bruder Schuſter oder eine Schweſter Spitälerin das Wort verkündigen hörte. War es auch lauterer Unſinn, was ſie ſprach, ſo hatte ihr es doch der Geiſt eingegeben, und wir alle waren zerknirſcht. Doch ſage mir, wie kommſt du ins Haus dieſer Gottloſen."

„Bruder, in der Stadt Dresden im Sachſenland, wo es mehr Erleuchtete gibt als irgendwo, da wohnte ich neben ihrem Haus. Damals war ſie ein Weltkind und lachte, wenn die Frommen am Sonntag Abend in mein Haus wandelten, um eine Stunde bei mir zu halten. Als ich nun hieher kam in dieſes Sodom und Gomorra, da gab mir der Geiſt ein, meine Nachbarin aufzuſuchen. Ich fand ſie von einem Unglück niedergedrückt. Es iſt ihr ganz recht geſchehen, denn ſo ſtraft der Herr den Wandel der Sünder. Aber mich erbarmte doch ihre junge Seele, daß ſie ſo ſicherlich abfahren ſoll, dorthin wo Heulen und Zähnklappern. Ich ſprach ihr zu, ſie ging ein in meine Lehren, und ich hoffe, es wird bei ihr bald zum Durchbruch kommen. Und da erzählte ſie mir von einem Mann, den der Satan und der Antichriſt in ihren Schlingen gefangen haben, und bat mich, ob ich nicht löſen könne dieſe Bande kraft des Geiſtes, der in mir wohnet. Und darum bin ich hier."

Während der fromme Mann die letzten Worte ſprach, kam der Berliner mit dem Fräulein. Jener ſtellte mich vor, und ſie fragte erröthend, ob ich mit der Familie des Kapitäns Weſt in Mecklenburg bekannt ſey. Ich bejahte es; ich hatte mit mehreren dieſer Leute zu thun gehabt und gab ihr einige Details an, die ſie zu befriedigen ſchienen.

„Der Kapitän iſt auf dem Sprung, einen ſehr thörichten Schritt zu thun, der ihn gewiß nicht glücklich machen kann; S. hat Ihnen wohl ſchon davon geſagt? und es kömmt jetzt darauf an, ihm das Mißliche eines ſolchen Schrittes auch von Seiten ſeiner Familie darzuthun."

„Mit Vergnügen; dieſer fromme Mann wird uns begleiten; er iſt in geiſtlichen Kämpfen erfahrner als ich; ich hoffe er wird ſehr nützlich ſeyn können.“

„Es iſt mein Beruf,“ antwortete der Pietiſt, die Augen greulich verdrehend, „es iſt mein Beruf, zu kämpfen, ſo lange es Tag iſt. Ich will ſetzen meinen Fuß auf den Kopf der Schlange und will ihr den Kopf zertreten wie einer Kröte; ſo eben iſt der Geiſt in mich gefahren. Ich fühle mich wacker wie ein gewappneter Streiter; lieben Brüder, laſſet uns nicht lange zaudern, denn die Stunde iſt gekommen; Sela!“

„Gehen wir!“ ſagte der Berliner; „ſeyn Sie verſichert, Louiſe, daß Freund Stobelberg und ich Alles thun werden, was zu Ihrer Beruhigung dienen kann. Faſſen Sie ſich, ſehen Sie muthig, heiter in die Zukunft, die Zeit bringt Roſen.“

Das ſchöne bleiche Mädchen antwortete durch ein Lächeln, das ſie einem wunden Herzen mühſam abgezwungen hatte. Wir gingen, und als ich mich in der Thüre umwandte, ſah ich ſie heftig weinen.

Wir drei gingen ziemlich einſylbig über die Straße; der Pietiſt, vom Geiſte befallen, murmelte unverſtändliche Worte vor ſich hin und verzog ſein Geſicht, rollte ſeine Augen wie ein Hierophant. Der Berliner ſchien an dem guten Erfolg unſeres Beginnens zu zweifeln und ging ſinnend neben mir her; ich ſelbſt war von dem Anblick der ſtillen Trauer jenes Mädchens, ich möchte ſagen, beinahe gerührt; ich dachte nach, wie man es möglich machen könnte, ſie der Schwärmerei zu entreißen, ſie dem Leben, der Freude wiederzugeben; denn

ſo gerne ich ihr den Himmel und alles Gute wünſchte, ſo ſchien ſie mir doch zu jung und ſchön, als daß ſie jetzt ſchon auf eine etwas langweilige Seligkeit ſpekuliren ſollte. Durch den Berliner ſchien ich dies am beſten erreichen zu können, beſſer vielleicht noch durch Kapitän Weſt, der mir ohnedies verfallen war; doch zweifelte ich, ob man ihn noch von der Spanierin werde losmachen können.

Auf der Hausflur des Kapitäns ließ uns der Pietiſt vorangehen, weil er hier beten und unſern Ein- und Ausgang ſegnen wolle. Doch, o Wunder! als wir uns umſahen, nahm er nach jedem Stoßſeufzer einen Schluck aus einem Fläſchchen, das ſeiner Farbe nach einen guten italieniſchen Liqueur enthalten mußte. Ha! jetzt muß der Geiſt erſt recht über ihn kommen, dachte ich, jetzt kann es nicht fehlen, er muß mit großer Begeiſterung ſprechen.

Der Kapitän empfing uns mit einer etwas finſteren Stirne. Der Berliner ſtellte uns ihm vor, und ſogleich begann der Pietiſt, vom Geiſt getrieben, ſeinen Sermon.

Er ſtellte ſich vor den Kapitän hin, ſchlug die Augen zum Himmel und ſprach: „Bruder! was haben meine Ohren von dir vernommen? ſo ganz hat dich der Teufel in ſeinen Klauen, daß du dich dem Antichriſt ergeben willſt, daß du abſagen willſt der heiligen chriſtlichen Kirche, der Gemeinſchaft der Heiligen? Sela. Aber da ſieht man es deutlich. Wie heißt es Sirach am 9ten im dritten Vers? He? Fliehe die Buhlerin, daß du nicht in ihre Stricke falleſt.“ —

„Zu was ſoll dieſe Komödie dienen, Herr von S.?“ ſprach der Kapitän gereizt. „Ich hoffe, Sie ſind nicht gekommen, mir in meinem Zimmer Sottiſen zu ſagen.“

„Ich wollte Sie mit Herrn von Stobelberg, der Ihre Familie kennt, beſuchen; da ließ ſich dieſer fromme Mann, der gehört hat, daß Sie übertreten wollen, nicht abhalten, uns zu begleiten.“

„Große Ehre für mich; geben Sie ſich aber weiter keine Mühe, denn“ —

„Höret, höret, wie er den Herrn läſtert, in deſſen Namen ich komme!“ ſchrie der Pietiſt, „der Antichriſt krümmet ſich in ihm wie ein Wurm und der Teufel ſitzt ihm auf der Zunge. O warum habt Ihr Euch blenden laſſen von Weltehre? Was ſagt derſelbe Sirach? Laß dich nicht bewegen von dem Gottloſen in ſeinen großen Ehren; denn du weißt nicht, wie es ein Ende nehmen wird. — Wiſſe, daß du unter den Stricken wandelſt, und geheſt auf eitel hohen Spitzen!“

„Sie kennen meine Familie, Herr von Stobelberg? Sind Sie vielleicht ſelbſt ein Landsmann aus Mecklenburg?“

„Nein, aber ich kam viel in Berührung mit Ihrer Familie, und bin mit einigen Gliedern derſelben ſehr nahe liirt. So zum Beiſpiel mit Ihrem Onkel F., mit Ihrer Tante W., mit Ihrem Schwager Z.“

„Wie? der Satan hat ihm die Ohren zugeleimt!“ rief der fromme Proteſtant, als ſein abtrünniger Bruder ihn völlig ignorirte. „Auf, ihr Brüder, ihr Streiter des Herrn, laſſet uns ein geiſtliches Lied ſingen,

vielleicht hilft es.“ Er drückte die Augen zu und fing an, mit näselnder zitternder Stimme zu ſingen:

„Herr, ſchütz uns vor dem Antichriſt,
Und laß uns doch nicht fallen;
Es ſtreckt der Papſt mit Hinterliſt
Nach uns die langen Krallen;
Und laß dich erbitten,
Vor den Jeſuiten
Und den argen Miſſionaren
Wolleſt gnädig uns bewahren.

Sie ſind des Teufels Knechte all,
Nur wir ſind fromme Seelen;
Wir kommen in des Himmels Stall,
Uns kann es gar nicht fehlen;
Denn nach kurzem Schlafe
Zieh'n wir frommen Schafe
In den Pferch, für uns bereitet,
Wo der Hirt die Schäflein weidet.

Dort ſcheidet er die Böcke aus“ —

Man kann eben nicht ſagen, daß der Fromme wie eine Nachtigall ſang, aber komiſch genug war es anzuſehen, wie er vom Geiſt getrieben, dazu agirte. Auf den Wangen des Kapitäns wechſelte Scham und Zorn, und man war ungewiß, ob er mehr über die Unverſchämtheit dieſes Proſelytenmachers ſtaunte, oder mehr über den Inhalt der frommen Hymne erbost ſey. Als der Pietiſt nach einem tiefen Seufzer den dritten Vers anhub, ging die Thüre auf, und die hohe majeſtätiſche Geſtalt des Kardinals Rocco trat ein. Er war angethan mit einem weißen faltenreichen Gewand, und der Purpur, der über ſeine Schultern herabfloß, gab ihm etwas Erhabenes, Fürſtliches. Er überſah uns mit gebietendem Blick, und

die Rechte, die er ausſtreckte, mochte vielleicht den ehrwürdigen Kuß eines Gläubigen erwarten.

Der Kapitän war in ſichtbarer Verlegenheit; er fühlte, daß der Kardinal uns den Proteſtantismus ſogleich anriechen, daß es ihn erzürnen werde, ſeinen Katechumenen in ſo ſchlechter Geſellſchaft zu ſehen. Er nannte der Eminenz unſere Namen; doch als er Herrn v. S. erblickte, trat er erſchrocken einen Schritt zurück und flüſterte dem Frater Piccolo in der violetten Kutte zu: „das iſt wohl der Teufel, den du im Traume geſehen?“

Piccolo antwortete mit drei Kreuzen, die er ängſtlich auf ſeinen Leib zeichnete, und der Kardinal fing an, leiſe einige Stellen aus dem Exorcismus zu beten. Während dieſer Scene hatte ſich der fromme Kaufmann, dem das Wort auf der Lippe ſtehen geblieben war, wieder erholt; er betrachtete die imponirende Geſtalt dieſes Kirchenfürſten, doch ſchien ſie ihm nicht mehr zu imponiren, nachdem er bei ſich zu dem Reſultate gelangt war, daß nur ein frommer proteſtantiſch-myſtiſcher Chriſt zur Seligkeit gelangen könne. Er hub im heulenden Predigerton auf Italieniſch an: „Siehe da, ein Sohn der Babyloniſchen, ein Nepote des Antichriſts. Er hat ſich angethan mit Seide und Purpur, um eure armen Seelen zu verlocken. Hebe dich weg, Satanas!“

„Iſt der Menſch ein Narr?“ fragte der Kardinal, indem er näher trat und den Prediger ruhig und groß anſchaute. „Piccolo, merke dir dieſen Menſchen, wir wollen ihn im Spital verſorgen.“

Der Pietiſt gerieth in Wuth: „Baalspfaffe, Götzendiener, Antichriſt!“ ſchrie er, „du willſt mich ins Spital

thun? Ha, jetzt kommt der Geist erst recht über mich! Ich will barmherzig seyn mit dir, Sodomiter! ich will dich lehren die Hauptstücke der Religion, daß du deine ketzerischen Irrthümer einsehest. Aber zuvor ziehe sogleich den Purpur ab! zu was soll dieser Flitter dienen? Meinst du, du gefallest dem Herrn besser, wenn du violette Strümpfe anhast? O du Thor! das sind die eiteln Lehren des Antichrist, des Drachen, der auf dem Stuhle sitzt; in Sack und Asche mußt du Buße thun."

Jetzt glühte Rocco's Auge vor Wuth, seine Stirne zog sich zusammen, seine Wangen glühten: „Jetzt sehe ich, Kapitän," rief er, „was Euch so lange zögern macht! Ihr haltet Zusammenkünfte mit diesen wahnsinnigen Ketzern, die Euch in Eurem Aberglauben bestärken. Ha, bei der heiligen Erde! Ihr habt uns tief gekränkt."

„Herr Kardinal!" fiel ihm Herr von S. in die Rede, „ich bitte, uns nicht alle in eine Klasse zu werfen; wenn jener Mann dort den Trieb in sich fühlt, alle Welt zu bekehren, so können wir ihn nicht daran verhindern; doch meine ich, man habe sich nicht darüber zu beklagen, denn Ew. Eminenz wissen, daß es gleichsam nur Repressalien für die Missionen und die Jesuiterei sind, mit welcher man gegenwärtig alle Welt überschwemmt."

Jetzt war der rechte Zeitpunkt, die Leutchen zu hetzen; jetzt galt es, sie zu verwickeln, um sie nachher desto länger trauern zu lassen. „Herr von S.," sagte ich, „der Herr Kapitän will, denke ich, durch sein Schweigen beweisen, daß er seiner Eminenz Recht gebe. Zwar schließt mich mein Bewußtseyn von den wahnsinnigen Ketzern aus, ich mache keine Proselyten, ich

unterrichte niemand in der Religion; aber Ihrer werthen Familie in Mecklenburg werde ich bei meiner Rückkehr ſagen können" —

„Stille!" rief der Pietiſt mit feierlicher Stimme: „Bruder, Mann Gottes, willſt du dich ſo verſündigen, mit dem Baalspfaffen zu rechten? Er geht einher wie ein Phariſäer, aber es wäre ihm beſſer, ein Mühlſtein hinge an ſeinem Hals, und er würde ertränkt, wo es am tiefſten iſt."

Hüte dich, einen Pfaffen zu beleidigen, iſt ein altes Sprüchwort, und der Kapitän mochte auch ſo denken; ich ſah, daß Beſchämung vor uns, von Rocco wie ein Schulknabe behandelt zu werden, und die Furcht ihn zu beleidigen, in ſeinem Geſicht kämpfte.

„Ich muß Ihren Irrthum berichtigen, Eminenz," entgegnete er; „dieſen Mann hier kenne ich nicht, und er kann ſich auch entfernen, wann er will, denn ſeine ſchwärmeriſchen Reden ſind mir zum Ekel; aber über dieſe Herren hier haben Sie eine ganz falſche Anſicht. Herr von Stobelberg bringt mir Nachrichten von meiner Familie, Herr von S. beſucht mich. Ich weiß nicht, welche böſliche Abſicht Sie darein legen wollen."

Weit entfernt, den Kardinal durch dieſe Worte zu beſänftigen, brachte er ihn nur noch mehr auf, doch bezähmte er laute Ausbrüche des Zorns, und ſeine ſtille Wuth wurde nur in kaltem Spott ſichtbar: „Ja, ich habe mich freilich höchlich geirrt," ſagte er lächelnd, „und bitte um Verzeihung, meine Herren. Ich dachte, ihr Beſuch betreffe religiöſe Gegenſtände, doch nun merke ich, daß es friedlichere Abſichten ſind, was ſie herführt.

Herr von S. wird wahrscheinlich den Herrn Kapitän wieder in die süßen Fesseln des deutschen Fräuleins legen wollen? Trefflich! ob auch eine andere Dame darüber sterben wird, es ist ihm gleichgültig; ich bewundere nebenbei auch Ihre Gutmüthigkeit, Capitano, daß sie sich von demselben Mann zurückführen lassen, der Sie so geschickt aus dem Sattel hob!"

Zu welch sonderbaren Sprüngen steigert doch den Sterblichen die Beschämung. Gefühl des Unrechts, wirkliche Beleidigung, Zorn, alle Leidenschaften seiner Seele hätten den Kapitän wohl nicht so außer sich gebracht, als das Gefühl der Schaam, vor deutschen Männern von einem römischen Priester so verhöhnt zu werden. „Die Achtung, Signor Rocco," sagte er, „die Achtung, die ich vor Ihrem Gewand habe, schützt mich, Ihnen zu erwiedern, was Sie mir in meinem Zimmer über mich gesagt haben. Ich kenne jetzt Ihre Ansichten über mich hinlänglich, und wundere mich, wie Sie sich um meine arme Seele so viele Mühe geben wollten. Diesem Herrn, der, wie Sie sagten, mich aus dem Sattel hob, werde ich folgen; doch wissen Sie, daß, was er gethan hat, mit meiner Zustimmung geschah. Ich werde ihm folgen, obgleich es zuvor gar nicht in meiner Absicht lag, nur um Ihnen zu zeigen, daß weder Ihr Spott, noch Ihre Drohungen auf mich Eindruck machen; und wenn Sie ein andermal wieder einen Mann meiner Art unter der Arbeit haben, so rathe ich Ihnen, Ihren Spott oder Zorn zurückzuhalten, bis er im Schooße der Kirche ist."

Das reiche rosige Antlitz Rocco's war so weiß geworden, als sein seidenes Gewand. „Geben Sie sich keine

Mühe," entgegnete er, „mir zu beweiſen, wie wenig man an einem ſeichten Kopf Ihrer Art verliert. Glauben Sie mir, die Kirche hat höhere Zwecke, als einen Kapitän Weſt zu bekehren" —

„Wir kennen dieſe ſchönen Zwecke!" rief der Berliner mit ſehr überflüſſigem Proteſtantismus, „Ihre Plane ſind freilich nicht auf einen Einzelnen gerichtet, ſie gehen auf uns arme Seelen alle. Sie möchten gar zu gerne unſer ganzes Vaterland und England und alles, was noch zum Evangelium hält, unter den heiligen Pantoffel bringen. Aber Sie kommen hundert Jahre zu ſpät oder zu früh; noch gibt es, Gott ſey Dank, Männer genug in meinem Vaterlande, die lieber des Teufels ſeyn wollen, als den heiligen Stuhl anbeten."

„Bringe mir meinen Hut, Piccolo!" ſagte der Prieſter ſehr gelaſſen. „Ihnen, mein Herr von S., danke ich für dieſe Belehrung; doch lag uns an dem dummen Deutſchen wenig. Es liegt ein ſicheres Mittel in der Erbärmlichkeit Ihrer Nation und in Ihrer Nachahmungsſucht. Ich kann Sie verſichern, wenn man in Frankreich recht fromm wird, wenn England über kurz oder lang zur alleinſeligmachenden Kirche zurückkehrt, dann werden auch die ehrlichen Deutſchen nicht mehr lange proteſtiren. Drum leben Sie wohl, mein Herr, auf Wiederſehn." Die Züge des Kardinals hatten etwas Hohes, Gebietendes, das mir beinahe nie ſo ſichtbar wurde, als in dieſem Moment. Ich mußte geſtehen, er hatte ſich gut aus der Sache gezogen und verließ als Sieger die Wahlſtatt. Frater Piccolo ſetzte ihm den rothen Hut auf, ergriff die Schleppe ſeines Talars, und, mit Anſtand

und Würde grüßend, ſchritt der Kardinal aus dem Zimmer.

Der Berliner fühlte ſich beſchämt und ſprach kein Wort; der Pietiſt murmelte Stoßgebetlein und war augenſcheinlich düpirt, denn der Streit ging über ſeinen Horizont, an welchem nur die Ideen von dem Antichriſt, dem Drachen auf dem Stuhl des Lammes, dem Baalspfaffen, der babyloniſchen Dame, dem ewigen Höllenpfuhl und dem Paradiesgärtlein, in lieblichem Unſinn verſchlungen, ſchwebten.

Dem Kapitän ſchien übrigens nicht gar wohl bei der Sache zu ſeyn. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, daß er von Donna Ines und dieſem Prieſter bedeutende Vorſchüſſe empfangen habe, die er nicht zahlen konnte; es war zu erwarten, daß ſie ihn von dieſer Seite bald quälen würden, und ich freute mich ſchon vorher, zu ſehen, was er dann in der Verzweiflung beginnen werde. Auch zu dieſem Auftritt hatte ihn ſein Leichtſinn verleitet, denn hätte er bedacht, was für Folgen für ihn daraus entſtehen können, — er hätte ſich von falſcher Schaam nicht ſo blindlings hinreißen laſſen. Der Berliner fuhr übrigens bei dieſer Partie eben ſo ſchlimm. Ich wußte wohl, daß er die Hoffnung auf Louiſens Beſitz nicht aufgegeben hatte, daß er ſie mächtiger als je nährte, da ſie ihn heute hatte rufen laſſen; ich wußte auch, daß ſie den Kapitän nicht gerade zu ſich zurückwünſchte, ſondern ihn nur nicht katholiſch wiſſen wollte; ich wußte, daß ſie dem Berliner vielleicht bald geneigt worden wäre, weil ſie ſah, mit welchem Eifer er ſich um ſie bemühe; und jetzt hatte der Kapitän vor uns allen

ausgeſprochen, daß er das Fräulein wiederſehen wolle; und ſo war es.

„Es iſt mein voller Ernſt, Herr von S.," ſagte er, „ich ſehe ein, daß ich mich dieſen unwürdigen Verbindungen entreißen muß. Können Sie mir Gelegenheit geben, das Fräulein wiederzuſehen und ihre Verzeihung zu erbitten?"

„Ich weiß nicht, wie Fräulein von Palden darüber denkt," antwortete der junge Mann etwas verſtimmt und finſter; „ich glaube nicht, daß nach dieſen Vorgängen" —

„O, ich habe die beſte Hoffnung!" rief jener, „ich kenne Louiſens gutes Herz und kann nicht glauben, daß ſie aufgehört habe, mich zu lieben. Hören ſie einen Vorſchlag. Signora Campoco hat einen Garten an der Tiber; bitten Sie das Fräulein, mit ihrer Tante heute Abend dort hin zu kommen. Ich will ſie ja nicht allein ſehen, ſie alle können zugegen ſeyn; ich will ja nichts als Vergebung leſen in ihren Augen, ein Wort von ihr ſoll mir genug ſeyn, um mich mit mir ſelbſt und mit dem Himmel zu verſöhnen. Ach, wie ſchmerzlich fühle ich meine Verirrungen!"

„Gut, ich will es ſagen," erwiederte der Berliner, indem er mit Mühe nach Faſſung rang. „Soll ich Ihnen Antwort bringen?"

„Iſt nicht nöthig, wenn Sie keine Antwort bringen, bin ich um ſechs Uhr als reuiger Sünder im Garten an der Tiber."

Ich geſtehe, der Berliner hatte ein ſonderbares Geſchick. Das Verhängniß zog ihn in dieſe Verhältniſſe,

ſeine Geſtalt, ſein Geſicht, zufällig dem Kapitän Weſt ſehr ähnlich, bringt ihm Glück und Unglück; es zieht ihn in die Nähe des Mädchens, er lernt ihr Schickſal kennen, er ſieht ſie leiden, er leidet mit ihr; die Zeit, die alle Wunden heilt, bewirkt endlich, daß ſie den Kapitän vielleicht nicht mehr ſo ſehnlich zurückwünſcht; ſie will nur, daß er jenen Schritt nicht thue, den ſie für einen thörichten hält; ſich ſelbſt unbewußt, gibt ſie dem armen S. Hoffnungen; er glaubt ſie errungen zu haben durch die vielen Bemühungen um ihre Wahl, und jetzt muß er den gefährlichen Nebenbuhler, einen Mann, den er verachtet, zu ihr zurückführen!

Ich war begierig auf dieſen Abend; der Berliner hatte mir geſagt, daß ſie einwillige, ihn, von Signora Campoco begleitet, zu ſehen. Sie hatte ihn eingeladen, zugegen zu ſeyn, und er bat mich, ihn zu begleiten, weil er dieſe Scene allein nicht mit anſehen könne.

Als ich ſeiner Wohnung zuging, trat mir auf einmal Frater Piccolo in den Weg, mit der Frage, wo er wohl den Kapitän finden könnte? Ich forſchte ihn aus, zu welchem Zweck er wohl den Kapitän ſuche, und er ſagte mir ohne Umſchweife, daß er ihm von dem Kardinal einen Schuldſchein auf fünftauſend Scudi zu überreichen habe, die jener zwölf Stunden nach Sicht bezahlen müſſe. „Wertheſter Frater Piccolo," erwiederte ich ihm, „das Sicherſte iſt, Ihr bemühet Euch nach ſechs Uhr in den Garten der Signora Campoco, welcher an der Tiber gelegen; dort werdet Ihr ihn finden, dafür ſtehe ich Euch." Er dankte und ging weiter. Daß er dieſe Nachricht dem Kardinal, vielleicht auch Donna

Ines mittheilen werde, glaubte ich vorausſetzen zu dürfen. Fünftauſend Scudi, zwölf Stunden nach Sicht! ſagte ich zu mir, ich will doch ſehen, wie er ſich heraushilft.

Den armen Berliner traf ich ſehr niedergeſchlagen. Er ſchien zu fühlen, daß ſeine Hoffnungen auf ewig zerſtört ſeyen; doch nicht nur dies Gefühl war es, was ihn unglücklich machte; er fürchtete, Louiſe werde nicht auf die Dauer glücklich werden. „Dieſer Weſt," rief er, „iſt es nicht immer wieder Leichtſinn, was ihn zu uns, zu ihr zurückführt! Wie leicht iſt es möglich, wenn einmal die Reue über ihn kommt, die Spanierin ſo unglücklich gemacht zu haben, wie leicht iſt es möglich, daß er auch Louiſen wieder verläßt!"

Ja, dachte ich, und wenn erſt das Wechſelchen anlangt und er nicht zahlen kann, und wenn ihn Donna Ines mit den funkelnden Augen ſucht und bei der Fremden findet, und wenn erſt der Kardinal ſeine Künſte anwendet. Die Schule der Verzweiflung hat er noch nicht ganz durchgemacht. Aber auch das Fräulein, hoffe ich, wird jetzt aufthauen und ihre Hülfe zu kleinen Teufeleien und Höllenkünſten nehmen und der gute Berliner ſoll wohl auch bekannter mit mir werden müſſen!

Wir gingen hinaus an die Tiber zum verhängnißvollen Garten der Signora Campoco. Unterwegs ſagte mir der junge Mann, das Fräulein ſey ihm unbegreiflich. Als er ihr die Nachricht gebracht, wie ſich im Hauſe des Kapitäns auf einmal alles ſo ſonderbar, wie durch eine höhere Leitung, gefügt habe, wie Weſt nicht nur zur proteſtantiſchen Kirche zurücktreten, ſondern auch als

reuiger Sünder zu ihr zurückkehren wolle, da ſey, ſo ſehr ſie ihn zuvor angeklagt, ein ſeliges Lächeln auf ihren ſchönen Zügen aufgegangen. Sie habe geweint vor Freude, ſie habe mit tauſend Thränen ihre Tante dazu vermocht, uns in ihrem Garten zu empfangen. Und dennoch ſey ſie jetzt nicht mehr recht heiter; eine ſonderbare Befangenheit, ein Zittern banger Erwartung habe ſie befallen, ſie habe ihm geſtanden, daß ſie der Gedanke an den Fluch ihres Vaters, wenn ſie je die Gattin des Kapitäns werde, immer verfolge. Es ſey, als liege eine ſchwarze Ahnung vor ihrer ſonſt ſo kindlich frohen Seele, als fürchte ſie, trotz der Rückkehr des Geliebten, dennoch nicht glücklich zu werden.

Unter den Klagen des Berliners, unter ſeinen Beſchuldigungen gegen das ganze weibliche Geſchlecht hatten wir uns endlich dem Garten genähert. Er lag, von Bäumen umgeben, wie ein Verſteck der Liebe. Signora Campoco empfing uns mit ihren Händlein aufs freundlichſte; ſie erzählte, daß ſie das deutſche Geplauder der Verſöhnlichkeiten nicht mehr länger habe hören können, und zeigte uns eine Laube, wo wir ſie finden würden. Erröthend, mit glänzenden Augen, Verwirrung und Freude auf dem ſchönen Geſicht, trat uns das Fräulein entgegen. Der Kapitän aber ſchien mir ernſter, ja es war mir, als müßte ich in ſeinen ſcheuen Blicken eine neue Schuld leſen, die er zu den alten gefügt.

Dem Berliner war wohl das Schmerzlichſte der feurige Dank, den ihm das ſchöne Mädchen für ſeine eifrigen Bemühungen ausdrückte. Sie umfing ihn, ſie nannte ihn ihren treueſten Freund, ſie bot ihm ihre

Lippen, und er hat wohl nie ſo tief als in jenem Augenblick gefühlt, wie die höchſte Luſt mit Schmerz ſich paaren könne. Mir, ich geſtehe es, war dieſe Scene etwas langweilig; ich werde daher die nähere Beſchreibung davon nicht in dieſe Memoiren eintragen, ſondern als Surrogat eine Stelle aus Jean Pauls Flegeljahren einſchieben, die den Leſer weniger langweilen dürfte: „Selige Stunden, welche auf die Verſöhnung der Menſchen folgen! Die Liebe iſt wieder blöde und jungfräulich, der Geliebte neu und verklärt, das Herz feiert ſeinen Mai und die Auferſtandenen vom Schlachtfelde begreifen den vorigen vergeſſenen Krieg nicht.“ So ſagt dieſer große Menſch, und er kann Recht haben, aus Erfahrung; ich habe, ſeit ſich der Himmel hinter mir geſchloſſen, nicht mehr geliebt und mit der Verſöhnung will es nicht recht gehen.

Bei jener ganzen Scene ergötzte ich mich mehr an der Erwartung, als an der Gegenwart. Wenn jetzt mit einem Mal, dachte ich mir, Frater Piccolo durch die Bäume herbei käme, um ſeinen Wechſel honoriren zu laſſen, — welche Angſt, welcher Kummer bei dem Kapitän, welches Staunen, welcher Mißmuth bei dem Fräulein! Ich dachte mir allerlei dergleichen Möglichkeiten, während die andern in ſüßem Geplauder mit vielen Worten nichts ſagten — da hörte ich auf einmal das Plätſchern von Rudern in der Tiber. Es war nach ſechs Uhr, es war die Stunde, um welche ich Frater Piccolo hieher beſtellt hatte; wenn er es wäre! — Die Ruderſchläge wurden vernehmlicher, kamen näher, weder die Liebenden noch der Berliner ſchienen es zu hören.

Jetzt hörte man nur noch das Rauſchen des Fluſſes, die Barke mußte ſich in der Nähe ans Land gelegt haben. Die Hunde der Signora ſchlugen an, man hörte Stimmen in der Ferne, es rauſchte in den Bäumen, Schritte kniſterten auf dem Sandweg des Gartens, ich ſah mich um — Donna Ines und der Kardinal Rocco ſtanden vor uns.

Louiſe ſtarrte einen Augenblick dieſe Menſchen an, als ſehe ſie ein Gebild der Phantaſie. Aber ſie mochte ſich des Kardinals aus einem ſchrecklichen Augenblick erinnern, ſie ſchien den Zuſammenhang zu begreifen, ſchien zu ahnen, wer Ines ſey, und ſank lautlos zurück, indem ſie die ſchönen Augen und das erbleichende Geſicht in den Händen verbarg. Der Kapitän hatte den Kommenden den Rücken zugekehrt und ſah alſo nicht ſogleich die Urſache von Louiſens Schrecken. Er drehte ſich um, er begegnete zornſprühenden Blicken der Donna, die dieſe Gruppe muſterte, er ſuchte vergeblich nach Worten; das Gefühl ſeiner Schande, die Angſt, die Verwirrung ſchnürten ihm die Kehle zu.

„Schändlich!“ hub Ines an, „ſo muß ich dich treffen? Bei deiner deutſchen Buhlerin verweileſt du und vergißt, was du deinem Weibe ſchuldig biſt? Ehrvergeſſener! ſtatt meine Ehre, die du mir geſtohlen, durch Treue zu erſetzen, ſtatt mich zu entſchädigen für ſo großen Jammer, dem ich mich um deinetwillen ausgeſetzt habe, ſchwelgſt du in den Armen einer andern?“

„Folget uns, Kapitän Weſt!“ ſagte der Kardinal ſehr ſtrenge, „es iſt Euch nicht erlaubt, noch einen Augenblick hier zu verweilen. Die Barke wartet. Gebt

der Donna Euren Arm und verlaſſet dieſe ketzeriſche Geſellſchaft.“

„Du bleibſt!“ rief Louiſe, indem ſie ihre ſchönen Finger um ſeinen Arm ſchlang und ſich gefaßt und ſtolz aufrichtete; „ſchicke dieſe Leute fort. Du haſt ja noch ſo eben dieſe Abenteuerin verſchworen. Du zauberſt? Monſignor, ich weiß nicht, wer Ihnen das Recht gibt, in dieſen Garten zu dringen; haben Sie die Güte, ſich mit dieſer Dame zu entfernen.“

„Wer mir das Recht gibt, junge Ketzerin?“ entgegnete Rocco, „dieſe ehrwürdige Frau Campoco; ich denke, ihr gehört der Garten, und es wird Sie nicht beläſtigen, wenn wir hier verweilen.“

„Ich bitte um Euren Segen, Eminenz!“ ſagte, ſich tief verneigend, Signora Campoco; „wie möget Ihr doch ſo ſprechen? Meinem geringen Garten iſt heute Heil widerfahren, denn heilige Gebeine wandeln darin umher!“

„Nicht gezaubert, Kapitän!“ rief der Kardinal, „werfet den Satan zurück, der Euch wieder in den Klauen hat; folget uns, wohin die Pflicht Euch ruft. — Ha! Ihr zaubert noch immer, Verräther? Soll ich,“ fuhr er mit höhniſchem Lächeln fort, „ſoll ich Euch etwa dies Papier vorzeigen? Kennt Ihr dieſe Unterſchrift? Wie ſteht es mit den fünftauſend Scudi, verehrter Herr? ſoll ich Euch durch die Wache abholen laſſen?“ —

„Fünftauſend Scudi?“ unterbrach ihn der Berliner, „ich leiſte Bürgſchaft, Herr Kardinal, ſichere Bürgſchaft.“

„Mit nichten!“ antwortete er mit großer Ruhe, „Ihr ſeyd ein Ketzer, **haeretico non servanda fides**;

Ihr könnet leicht eben ſo denken und mit der Bürgſchaft in die Weite gehen. Nein! — Piccolo, ſende einen der Schiffer in die Stadt: man ſolle die Wache holen."

„Um Gottes willen, Otto! was iſt das?" rief Louiſe, indem ihr Thränen entſtürzten. „Du wirſt dich doch nicht dieſen Menſchen ſo ganz übergeben haben? O Herr! nur eine Stunde geſtattet Aufſchub, mein ganzes Vermögen ſoll Euer ſeyn; mehr, viel mehr will ich Euch geben, als Ihr fordert."

„Meinſt du, ſchlechtes Geſchöpf!" fiel ihr die Spanierin in die Rede, „meinſt du, es handle ſich hier um Gold? Mir, mir hat er ſeine Seele verpfändet; er hat mich gelockt aus den Thälern meiner Heimath, er hat mir ein langes ſeliges Leben in ſeinen Armen vorgeſpiegelt, er hat mich betrogen um dieſe Seligkeit; du — du haſt mich betrogen, deutſche Dirne! aber ſehe zu, wie du es einſt vor den Heiligen verantworten kannſt, daß du dem Weib den Gatten raubſt, den Kindern, den armen Würmern, den Vater!"

„Ja, das iſt dein Fluch, alter Vater!" ſagte Louiſe, von tiefer Wehmuth bewegt, „das iſt dein Fluch, wenn ich je die Seine würde; er nahet ſchnell! Ich hätte dir ihn entriſſen, unglückliches Weib? Nein, ſo tief möchte ich nicht einmal dich verachten. Er kannte mich längſt, ehe er dich nur ſah, und die Treue, die er dir ſchwur, hat er mir gebrochen!"

„Von dieſer Sünde werden wir ihn abſolviren," ſprach der Kardinal; „ſie iſt um ſo weniger drückend für ihn, als Ihr ſelbſt, Signora, mit einem anderen, der hier neben ſitzt, in Verhältniſſen waret. Zaudere nicht

mehr, folge uns; bei den Gebeinen aller Heiligen, wenn du jetzt nicht folgst, wirst du sehen, was es heiße, den heiligen Vater zu verhöhnen!"

Der Kapitän war ein miserabler Sünder. So wenig Kraft, so wenig Entschluß! Ich hätte ihn in den Fluß werfen mögen; doch es mußte zu einem Resultate kommen, drum schob ich schnell ein paar Worte ein: „Wie? was ist dies für ein Geschrei von Kindern?" rief ich erstaunt, „es wird doch kein Unglück in der Nähe geben?"

„Ha, meine Kinder!" weinte die Spanierin, „o weinet nur, ihr armen Kleinen, der, der euch Vater seyn sollte, hat Erz in seiner Brust. Ich gehe, ich werfe sie in die Tiber und mich mit ihnen; so ende ich ein Leben, das du, Verfluchter, vergifteteſt!"

Sie rief es und wollte nach der Tiber eilen; doch das Fräulein faßte ihr Gewand; bleich zum Tod, mit halbgeschlossenen Augen, führte sie Donna Ines zu dem Kapitän und stürzte dann aus der Laube. Ich selbst war einige Augenblicke im Zweifel, ob sie nicht denselben Entschluß ausführen wollte, den die Donna für sich gefaßt; doch der Weg, den sie einschlug, führte tiefer in den Garten, und sie wollte wohl nur diesem Jammer entgehen. Der Berliner aber lief ihr ängstlich nach, und als sich auch der Kapitän losriß, ihr zu folgen, stürzte die ganze Gesellschaft, der Kardinal, ich und Signora Campoco in den Garten.

Wir kamen zu ihnen, als eben Louise erschöpft und ohnmächtig zusammensank. S. fing sie in seine Arme auf und trug die theure Last nach einer Bank. Dort

wollte ihn der Kapitän verdrängen, er wollte vielleicht seinen Entschluß zeigen, nur ihr anzugehören; er glaubte heiligere Rechte an sie zu haben, und entfernte den Arm des jungen Mannes, um den seinigen unterzuschieben.

Doch dieser, ergriffen von Liebe und Schmerz, aufgeregt von der Scene, die wir gesehen, stieß den Kapitän zurück. „Fort mit dir!“ rief er, „gehe zu den Pfaffen und Ehebrechern, zu Schurken deines Gelichters. Du hast deine Rolle künstlich gespielt; um diese Blume zu pflücken, mußtest du dich den Armen jenes hergelaufenen Weibes noch einmal entreißen. Hinweg mit dir, du Ehrloser!“

„Was sprechen Sie da?“ schrie der Kapitän schäumend; es mochte in der Rede des jungen Mannes etwas liegen, was als Wahrheit um so beißender war. „Welche Absichten legen Sie mir unter? was hätte ich gethan? erklären Sie sich deutlicher!“

„Jetzt hast du Worte, Schurke! aber als dieser Engel zu dir flehte, da hatte deinen Mund die Schande verschlossen. Rühre sie nicht an, oder ich schlage dich nieder.“

„Das kann dir geschehen!“ entgegnete jener, und einem Blitze gleich fuhr er mit etwas Glänzendem aus der Tasche nach der Brust des jungen Mannes. — In Spanien lernt man gut stoßen. Der Berliner hatte einen Messerstich in der Brust und sank, ohne das Haupt der Geliebten zu lassen, in die Knie.

Jetzt wird der tapfere Hauptmann gewiß katholisch! war mein Gedanke, als das Herzblut des jungen

Mannes hervorſtrömte; jetzt wird er ſich bergen im Schooße der Kirche! Und es ſchien ſo zu kommen, denn willenlos ließ ſich der Kapitän von Ines und dem Kardinal wegführen, und die Barke ſtieß vom Lande.

Wenige Tage nach dieſem Vorfall erſchien jener glorreiche Tag, an welchem der Papſt vor dem verſammelten Volk mir, dem Teufel, alle Seelen der Ketzer übermacht; ich habe zwar durch dieſe Anweiſung noch nie eine erhalten und weiß nicht, ob ſeine Heiligkeit fallirt haben und nun auf der Himmelsbörſe keine Geſchäfte mehr machen, alſo wenig Einfluß auf das Steigen und Fallen der Seelen haben, oder ob vielleicht dieſe Verwünſchung nur zur Vermehrung der Rührung dient, um den Wirthen und Gewerbsleuten in Rom auf verſteckte Weiſe zu verſtehen zu geben, daß ſie ſich kein Gewiſſen daraus machen ſollen, den Beutel der Engländer, Schweden und Deutſchen zu ſchröpfen, da ihre Seelen doch einmal verloren ſeyen.

An einem ſolchen Tage pflegt ganz Rom zuſammenzuſtrömen, beſonders die Weiber kommen gerne, um die Ketzer im Geiſte abfahren zu ſehen. Man drängt und ſchlägt ſich auf dem großen Platz, man haſcht nach dem Anblick des heiligen Vaters, und wenn er den heiligen Bannſtrahl herabſchleudert, durchzückt ein mächtiges Gefühl jedes Herz und alle ſchlagen an die Bruſt und ſprechen: „Wohl mir, daß ich nicht bin wie dieſer einer.“ An dieſem Tage aber hatte das Feſt noch eine ganz beſondere Bedeutung; man ſprach nämlich in allen Cirkeln, in allen Kaffeehäuſern, auf allen Straßen davon, daß

ein berühmter tapferer ketzerischer Offizier an diesem Tage sich taufen lassen wolle. Dieser Offizier machte seine Grade erstaunlich schnell durch. Am Montag hieß es, er sey Kapitän, am Dienstag er sey Major, am Mittwoch war er Obrist, und wenn man am Donnerstag frühe ein schönes Kind auf der Straße anhielt, um zu fragen, wohin es so schnell laufe, konnte man auf die Antwort rechnen: „Ei, wisset Ihr nicht, daß zur Ehre Gottes ein General der Ketzer sich taufen läßt und ein guter Christ wird, wie ich und Ihr?“

Wer der berühmte Täufling war, werden die Leser meiner Memoiren leicht errathen. Endlich, endlich war er abgefallen! Sie hatten ihn wohl nach der Scene in Signora's Garten so lange und heftig mit Vorwürfen, Bitten, Drohungen, Versprechungen und Thränen bestürmt, daß er einwilligte, besonders da er durch den Uebertritt nicht nur Absolution für seine Seele, was ihm übrigens wenig helfen wird, sondern auch Schutz für die Justiz bekam, die ihm schon nachzuspüren anfing, da der Berliner einige Tage zwischen Leben und Tod schwebte und sein Gesandter auf strenge Ahndung des Mordes angetragen hatte.

Ich stellte mich auf dem Platze so, daß der Zug mit dem Täufling an mir vorüber kommen mußte. Und sie nahten! Ein langer Zug von Mönchen, Priestern, Nonnen, andächtigen Männern und Frauen kam heran. Ihre halblaut gesprochenen Gebete rollten wie Orgelton durch die Lüfte. Sie zogen im Kreis um den ungeheuren Platz, und jetzt wurden die Römer um mich her aufmerksamer. „Ecco, ecco lo!“ flüsterte es von allen Seiten;

ich ſah hin — in einem grauen Gewand, das Haupt mit Aſche beſtreut, ein Crucifix in den gefalteten Händen, nahte mit unſicheren Schritten der Kapitän. Zwei Biſchöfe in ihren violetten Talaren gingen vor ihm und Chorknaben aller Art und Größe folgten ſeinen Schritten.

„Ein ſchöner Ketzer, bei St. Peter! ein ſchmucker Mann!“ hörte ich die Weiber um mich her ſagen. „Welch ein frommer Soldat!“

„Wie freut man ſich, wenn man ſieht, wie dem Teufel eine Seele entriſſen wird!“

„Werden ſie ihn vorher taufen oder nachher?“

„Vorher,“ antwortete ein ſchönes ſchwarzlockiges Mädchen, „vorher, denn nachher verflucht der heilige Vater alle Ketzer, und da würde er ihn ja auf ewig verdammen und nachher ſegnen und taufen.“ —

„Ach das verſtehſt du nicht,“ ſagte ihr Vater, „der Papſt kann alles, was er will, ſo oder ſo.“

„Nein, er kann nicht alles,“ erwiederte ſie ſchelmiſch lächelnd; „nicht alles!“

„Was kann er denn nicht?“ fragten die Umſtehenden. „Er kann alles; was ſollte er denn nicht können?“

„Er kann nicht heirathen!“ lachte ſie; doch nicht ſo ſchnell folgt der Donner dem Blitz, als die ſchwere Hand des Vaters auf ihre Wange fiel.

„Was? du verſündigſt dich, Mädchen!“ ſchrie er, „welche unheiligen Gedanken gibt dir der Teufel ein? Was geht es dich an, ob der Papſt heirathet oder nicht? Dich nimmt er auf keinen Fall.“

Das Volk begann indeß in die Peterskirche zu ſtrömen, und auch ich folgte dorthin. Es iſt eine lächerliche

materielle Idee, wenn die Menſchen ſich vorſtellen, ich könne in keine chriſtliche Kirche kommen. So ſchreiben viele Leute C. M. B. (Caſpar, Melchior, Balthaſar) über ihre Thüren und glauben, die drei Könige aus Morgenland werden ſich bemühen, ihre ſchlechte Hütte gegen die Hexen zu ſchützen.

Ich drängte mich ſo weit als möglich vor, um die Ceremonien dieſer Taufe recht zu ſehen. Der tapfere Kapitän hatte jetzt ſein graues Gewand mit einem glänzend weißen vertauſcht und kniete unweit des Hochaltars. Kardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe ſtanden umher, der ungewiſſe Schein des Tages, vermiſcht mit dem Flackern der Lichter, der Kerzen, welche die Chorknaben hielten, umgab ſie mit einem ehrwürdigen Heiligenſchein, der jedoch bei manchem wie Scheinheiligkeit ausſah. Auf der andern Seite kniete unter vielen ſchönen Frauen Donna Ines mit ihren Kindern. Sie war lockender und reizender als je, und wer Louiſen und ihr ſanftes blaues Auge nicht geſehen hatte, konnte dem Täufling verzeihen, daß er ſich durch dieſes ſchöne Weib und einen liſtigen Prieſter unter den Pantoffel St. Petri bringen ließ.

Neben mir ſtand eine ſchwarzverſchleierte Dame. Sie ſtützte ſich mit einer Hand an eine Säule und ich glaube, ſie wäre ohne dieſe Hülfe auf den Marmorboden geſunken, denn ſie zitterte beinahe krampfhaft. Der Schleier war zu dicht, als daß ich ihre Züge erkennen konnte. Doch ſagte mir eine Ahnung, wer es ſeyn könnte. Jetzt erhoben die Prieſter den Geſang, er zog mit den blauen Wölkchen des arabiſchen Weihrauchs

hinauf durch die Gewölbe und berauſchte die Sinne der Sterblichen, übertäubte ihre Seelen und riß ſie hin zu einer Andacht, die ſie zwar über das Irdiſche, aber auch über die ewigen Geſetze ihrer Vernunft hinwegführt.

Die Prieſter ſangen. Jetzt fing er an, ſein Glaubensbekenntniß zu ſprechen.

„Er hat mich nie geliebt," ſeufzte die Dame an meiner Seite, „er hat auch dich nie geliebt, o Gott, verzeihe ihm dieſe Sünde!"

Er ſprach weiter, er verfluchte den Glauben, in welchem er bisher gelebt.

„Gib Frieden ſeiner Seele," flüſterte ſie; „wir alle irren, ſo lange wir ſterblich ſind; vielleicht hat er den wahren Troſt gefunden; laß ihn Friede finden, o Herr!"

Da ſingen die Prieſter wieder an zu ſingen. Ihre tiefen Töne drangen ſchneidend in das Herz der Dame. Jetzt wurde das Sakrament an ihm vollzogen, der Kardinal Rocco, im vollen Ornat ſeiner Würde, ſegnete ihn ein und Donna Ines warf dem Getauften frohlokkende Grüße zu.

„Vater, laß ihm mein Bild nie erſcheinen!" betete die Dame an meiner Seite, „daß nie der Stachel der Reue ihn quäle! Laß ihn glücklich werden!"

Und mit dem Pomp des heiligen Triumphes ſchloß die Taufe und der Kapitän ſtand auf, zwar als ein ſo großer Sünder wie zuvor, doch als ein rechtgläubiger katholiſcher Chriſt. Das Volk drängte ſich herzu und drückte ſeine Hände und Donna Innes führte ihm mit holdem Lächeln ihre Kinder zu. Aber noch war die

Scene nicht zu Ende. Kardinal Luighi führte den Getauften an die Stufen des Altars, ſtieg die heiligen Stufen hinan und las die Meſſe.

Die Dame im ſchwarzen Schleier zitterte heftiger, als ſie dies alles ſah; ihre Knie fingen an zu wanken. „Wer Ihr auch ſeyd, mein Herr!“ flüſterte ſie mir plötzlich zu, „ſeyd ſo barmherzig und führt mich aus der Kirche, ich fühle mich ſehr unwohl.“ Ich gab ihr meinen Arm und die frommſte Seele in St. Peters weiten Hallen ging hinweg, begleitet vom Teufel.

Auf dem Platze vor der Peterskirche deutete ſie ſchweigend auf eine Equipage, die unfern hielt. Ich führte ſie dorthin, ich öffnete ihr den Schlag und bot ihr die Hand zum Einſteigen. Sie ſchlug den dunkeln Schleier zurück, es war, wie ich mir geſagt hatte, es waren die bleichen ſchönen Züge Louiſens. „Ich danke Euch, Herr!“ ſagte ſie, „Ihr habt mir einen großen Dienſt erwieſen.“ Noch zitterte ihre Hand in der meinigen, ihre ſchönen Augen wandten ſich noch einmal nach St. Peter und füllten ſich dann mit einer Thräne. Aber ſchnell ſchlug ſie den Schleier nieder und ſchlüpfte in den Wagen, die Pferde zogen an, ich habe ſie — nie wieder geſehen.

Eine wichtige Angelegenheit, die wankende Sache der hohen Pforte, welcher ich immer beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt habe, rief mich an dieſem Tage nach ...., wo ich mit einem berühmten Staatsmann eine Conferenz halten mußte. Man kennt die Zuneigung dieſes erlauchten Veziers eines chriſtlichen Potentaten

zum Halbmond; und ich hatte nicht erſt nöthig, ihn zu überzeugen, daß die Türken ſeine natürlichen Alliirten ſeyen. Von .... eilte ich zurück nach Rom. Ich geſtehe, ich war begierig, wie ſich jene Verhältniſſe löſen würden, in welche ich verflochten war, und die mir durch einige Situationen ſo intereſſant geworden waren.

Der erſte, den ich unter der Porta del Popolo traf, war der deutſche Kaufmann. Er ſaß in einem ſchönen Wagen und hatte, wie es ſchien, Streit mit einigen päpſtlichen Polizeiſoldaten. Ich trat als Stobelberg zu ihm. „Lieber Bruder," ſagte ich, „es ſcheint, du willſt Sodom verlaſſen gleich dem frommen Lot?"

„Ja, fliehen will ich aus dieſer Stätte des Satan," war ſeine Antwort, „und hier läßt mich der Drache auf dem Stuhl des Lammes noch einmal anhalten, aus Zorn, weil ich einen ſeiner Baalspfaffen im Chriſtenthume unterweiſen wollte."

Ich ſah hin und merkte jetzt erſt die Urſache des Streites. Die Polizei hatte, ich weiß nicht aus welchem Grund, den Wagen noch einmal unterſucht. Da war man auf ein Kiſtchen geſtoßen und hatte den Pietiſten gefragt, was es enthalte. „Geiſtliche Bücher," antwortete er. Man glaubte nicht, ſchloß auf, und ſiehe da, es war ein gutes Flaſchenfutter, und die Polizeimänner wollten wegen ſeines Betruges einige Scudi von ihm nehmen.

„Aber, Bruder," ſagte ich zu ihm, „eine fromme Seele ſollte nach nichts dürſten als nach dem Thau des Himmels, nach nichts hungern als nach dem Manna des Wortes, und doch führſt du ein Dutzend Flaſchen mit dir, und hier liegt ein ganzer Pack Salamiwürſte?

Pfui, Bruder, heißt es nicht, was werden wir eſſen, was werden wir trinken, nach dem allem fragen die Heiden?"

„Bruder," erwiederte jener, und drehte die Augen gen Himmel, „Bruder, bei dir muß es noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen ſeyn, daß du einem Mann von ſo felſenfeſtem Glauben, daß du mir ſolche Fragen vorlegſt. Gerade, daß ich nicht zu ſeufzen brauche: Was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit uns kleiden? gerade deßwegen habe ich mir den neuen Rock hier gekauft, habe meinen Flaſchenkeller gefüllt und dieſe aus Eſelsfleiſch bereiteten Würſte gekauft; es geſchah alſo aus reinem Glaubensdrang, und der Geiſt hat es mir eingegeben. Da, ihr lumpigten Söhne von Aſtaroth, ihr Brut des Baſilisken, ſo auf dem Stuhl des Lammes ſitzt und an ſeinen Klauen Pantoffeln führt, da nehmet dieſen holländiſchen Dukaten und laſſet mir meine geiſtlichen Bücher in Ruhe! — So, nun lebe wohl, Bruder; der Geiſt komme über dich und ſtärke deinen Glauben!"

Da fuhr er hin, und wieder wurde ich in dem Glauben beſtärkt, daß dieſe chriſtlichen Phariſäer ſchlimmer ſind als die Kinder der Welt. Ich ging weiter, den Corſo hinab. Am unteren Ende der Straße begegnete mir der Kardinal Rocco und Piccolo, ſein Diener. Der Kardinal ſchien ſehr krank zu ſeyn, denn ganz gegen die Etiquette trug ihm Piccolo nicht die Schleppe nach, ſondern führte ihn unter dem Arm, und dennoch wankte Rocco zuweilen hin und her. Sein Geſicht war roth und glühend, ſeine Augen halb geſchloſſen und der rothe Hut ſaß ihm etwas ſchief auf dem Ohr.

„Siehe da, ein bekanntes Geſicht!“ rief er, als er mich ſah, und blieb ſtehen. „Komm hieher, mein Sohn, und empfange den Segen. Haben wir uns nicht ſchon irgendwo geſehen?“

„O ja, und ich hoffe noch öfters das Vergnügen zu haben; ich hatte die Ehre, Ew. Eminenz im Garten der Frau Campoco zu ſehen.“

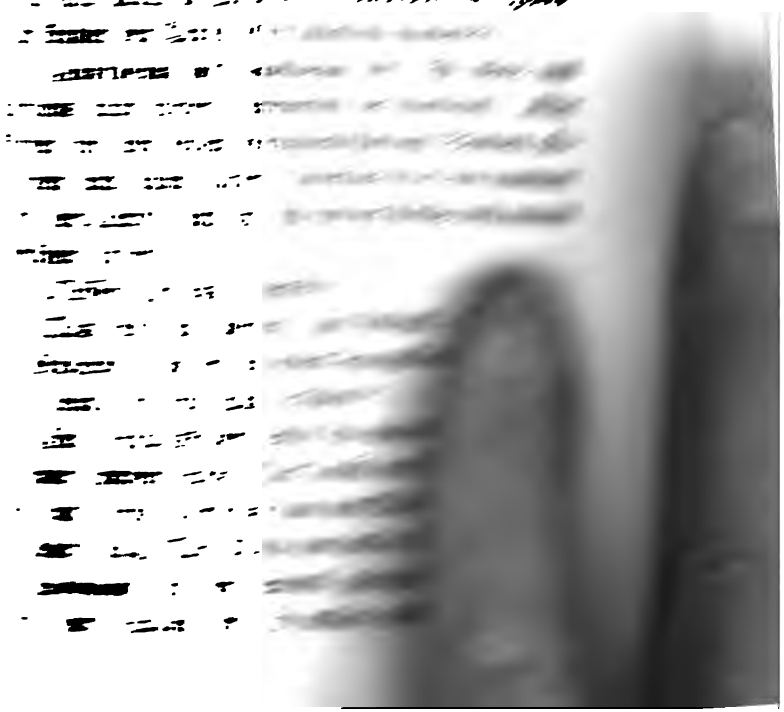
„Ja, ja! ich erinnere mich, Ihr ſeyd ein junger Ketzer; wiſſet Ihr, woher ich komme? geraden Wegs von dem Hochzeitſchmauſe des lieben Paares!“

Jetzt konnte ich mir die Krankheit des alten Herrn erklären; die ſpaniſchen Weine der Donna Ines waren ihm wohl zu ſtark geweſen, und Piccolo mußte ihn jetzt führen. „Ihr waret wohl recht vergnügt?“ fragte ich ihn; „es iſt doch Euer Werk, daß die Donna den Kapitän endlich doch noch überwunden hat?“

„Das iſt es, lieber Ketzer!“ ſagte er, ſtolz lächelnd, „mein Werk iſt es; kommet, gehen wir noch ein paar hundert Schritte zuſammen! — Was wollte ich ſagen? ja — mein Werk iſt es, denn ohne mich hätte die Donna gar keine Kunde von ihm bekommen; ich ſchrieb ihr, daß er ſich in Rom befinde; ohne mich wäre ihre frühere Ehe nicht für ungültig erklärt worden; ohne mich wäre der Kapitän nicht rechtgläubig geworden, was zur Glorie unſerer Kirche nicht nothwendig war; ohne mich wäre er nicht von ſeiner Ketzerin losgekommen — kurz ohne mich — ja ohne mich ſtünde alles noch wie zuvor.“

„Es iſt erſtaunlich!“

„Höret, Ihr gefallt mir, lieber Ketzer. Hört einmal, werdet auch rechtgläubig; brauchet Ihr Geld? könnet



meiſten Augen mit drei Würfeln werfe, ſolle die Seele haben. Der Teufel warf zuerſt, und, wie er ein falſcher Spieler iſt, warf er achtzehn; er lachte den Franziskaner aus. Doch dieſer ließ ſich nicht irre machen; er nahm die Würfel und warf — neunzehn, und die Seele war ſein.“

„Herr, das iſt erlogen!“ rief ich, „wie kann er mit drei Würfeln neunzehn werfen?“

„Ei, wer fragt nach der Möglichkeit? Genug, er hat's gethan, es war ein Wunder. Nun, kommt morgen in mein Haus, lieber Sohn, wir wollen dann den Unterricht beginnen.“

Er gab mir den Segen und wankte weiter. Nein, Freund Rocco! dachte ich, eher bekomme ich dich, als du mich; von dir läßt ſich der Satan nicht überliſten. Es trieb mich jetzt, nach dem Hauſe des Berliners zu gehen, den ich ſchwer verwundet verlaſſen hatte. Zu meiner großen Verwunderung ſagte man mir, er ſey ausgegangen und werde wohl vor Nacht nicht zurückkehren. So mußte ich den Gedanken aufgeben, heute noch zu erfahren, wie es ihm ergangen ſey, wie das Fräulein ſich befinde, ob er wohl Hoffnung habe, jetzt, da der Kapitän auf immer für ſie verloren ſey, ſie für ſich zu gewinnen; es blieb mir keine Zeit, ihn heute noch zu ſehen, denn den Abend über wußte ich ihn nicht zu finden, und auf die kommende Nacht hatte ich eine Zuſammenkunft mit jenen kleinern Geiſtern verabredet, die als meine Diener die Welt durchſtreifen.

Ich trat zu dieſem Zweck, als die Nacht einbrach, ins Coliſeum, denn dies war der Ort, wohin ich ſie beſchieden hatte. Noch war die Stunde nicht da, aber ich

liebe es, in der Stille der Nacht auf den Trümmern einer großen Vorzeit meinen Gedanken über das Geſchlecht der Sterblichen nachzuhängen. Wie erhaben ſind dieſe majeſtätiſchen Trümmer in einer ſchönen Mondnacht! Ich ſtieg hinab in den mittlern Raum. Aus dem blauen unbewölkten Himmel blickte der Mond durch die gebrochenen Wölbungen der Bogen herein, und die hohen überwachſenen Mauern der Ruine warfen lange Schatten über die Arena. Dunkle Geſtalten ſchienen durch die verfallenen Gänge zu ſchweben, wenn ein leiſer Wind die Geſträuche bewegte und ihren Schatten hin und wieder zogen. Wo ſie ſchwebten, dieſe Schatten, da ſah man einſt ein fröhliches Volk, ſchöne Frauen, tapfere Männer und die ernſte, feierliche Pracht der kriegeriſchen Kaiſer. Geſchlecht um Geſchlecht iſt hinunter, dieſe Mauern allein überdauerten ihre Zeit, um durch ihre erhabenen Formen dieſe Sterblichen zu erinnern, wie unendlich größer der Sinn jenes Volkes war, das einſt ein Jahrtauſend vor ihnen um dieſe Stätte lebte. Die ernſte Würde der Conſuln und des Senates, der kriegeriſche Prunk der Cäſaren und — dieſer römiſche Hof und dieſe Römer!

Der Mond war, während ich zu mir ſprach, heraufgekommen und ſtand jetzt gerade über dem Circus. Ich ſah mich um, da gewahrte ich, daß ich nicht allein in den Ruinen ſey. Eine dunkle Geſtalt ſaß ſeitwärts auf dem gebrochenen Schaft einer Säule; ich trat näher hin, es war Otto von S.... Ich war freudig erſtaunt, ihn zu ſehen, ich warf mich ſchnell in den Herrn von Stobelberg, um mit ihm zu ſprechen. Ich redete ihn an und wünſchte ihm Glück, ihn ſo geſund zu ſehen. Er richtete

ſich auf, der Mond beſchien ein ſehr bleiches Geſicht, weinende Augen blickten mich wehmüthig an, ſchweigend ſank er an meine Bruſt.

„Sie ſcheinen noch nicht ganz geheilt, Lieber!“ ſagte ich, „Sie ſind noch ſehr bleich, die Nachtluft wird Ihnen ſchaden!“

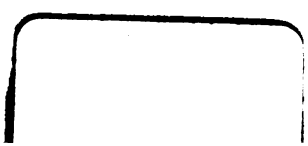
Er verneinte es mit dem Haupt, ohne zu ſprechen. Was war doch dem armen Jungen geſchehen, hatte er wohl von neuem einen Korb bekommen? „Nun, ein Mittel gibt es wohl, Sie gänzlich zu heilen,“ fuhr ich fort; „jetzt ſteht Ihnen ja nichts mehr im Wege, jetzt wird ſie hoffentlich ſo ſpröde nicht mehr ſeyn. Ich will den Brautwerber machen; Sie müſſen Muth faſſen, Louiſe wird Sie erhören, und dann ziehen Sie mit ihr aus dieſer unglücklichen Stadt, führen ſie nach Berlin zu der Tante; wie werden ſich die äſthetiſchen Damen wundern, wenn Sie Ihre Novelle auf dieſe Art ſchließen und die holde Erſcheinung aus den Lamentationen perſönlich einführen!“

Er ſchwieg, er weinte ſtille.

„Oder wie? haben Sie etwa den Verſuch ſchon gemacht? Sollten Sie abgewieſen worden ſeyn? Will ſie die Rolle der Spröden fortſpielen?“

„Sie iſt todt!“ antwortete der junge Mann.

„Iſt's möglich! höre ich recht? So plötzlich iſt ſie geſtorben?“

„Der Gram hat ihr Herz gebrochen; heute hat man ſie begraben.“

Er ſagte es, drückte mir die Hand, und einſam weinend ging er durch die Ruinen des Coliſeums.